Theosophisches Leben.

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung
und dem Studium von
Philosophie, Religion und Wissenschaft.

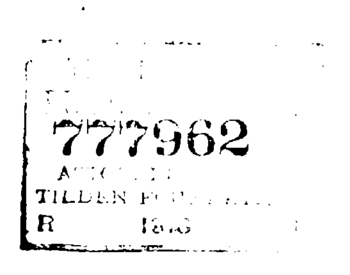


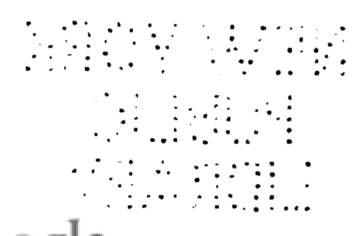
JAHRGANG XVII.



Herausgeber: **Paul Raatz**, Berlin W. 30, Starnbergerstr. 3.







INHALT.

AUFSÄTZE.



GEDICHTE und GEDANKEN.

ZEITGEMÄSSES.







Nr. 1. | April 1914. | Jahrg. XVII.

Unser tägliches Brot.

Von Erzbischof Fénelon.

„Gib uns unser täglich Brot".
St. Lucas XI. 3.

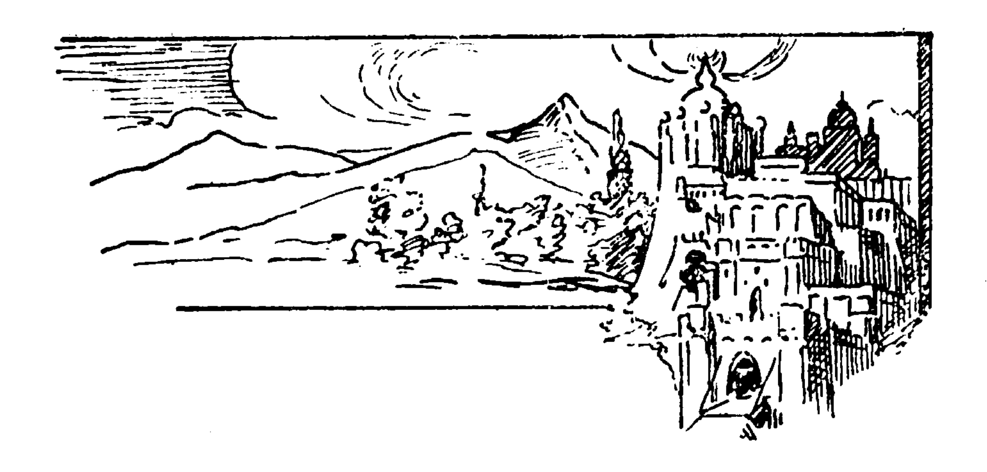
Was ist dies Brot? Nicht einfach die von der Vorsehung uns zuerteilte Nahrung des Lebens, sondern das Wort der Wahrheit, die tägliche Nahrung der Seele — das Brot, welches die Unsterblichkeit ernährt, welches unser spirituelles Wachstum unterstützt und die Seele in den Prüfungen ihres Vertrauens stärkt.

Gott gibt uns dies Tag für Tag. Er gibt, innerlich sowohl wie äußerlich, alles, was die Seele verlangt für ihren Fortschritt in dem Leben des Glaubens und was ihr dienlich ist in der Ausübung von Selbstentsagung. O, daß ich mich nähren könnte von diesem Brot, und mit ihm den Geist des Opferns, welcher mich befähigt, willkommen zu heißen alle leidvollen Heimsuchungen, gleichviel ob sie das Gemüt oder den Körper betreffen; weil diese mich Tag für Tag befallen können, so sind sie, in diesem spirituellen Sinne, mein täglich Brot, wenn ich sie aus der Hand meines himmlischen Vaters nehme. — —

Hunger ist das wahre und gesunde Verlangen nach Nahrung. Wie kommt es, daß wir nicht „nach Gerechtigkeit hungern und dürsten?" Warum hungern und dürsten unsere Seelen nicht, gleich wie unsere Körper? Es ist ein deut-

liches Symptom von Krankheit, wenn wir Widerwillen gegen unsere richtige Nahrung haben und sie von uns stoßen; und ist es weniger ein Zeichen von spirituellem Kranksein, wenn die Seele sich mit Widerwillen von der himmlischen Nahrung abwendet? Jesus Christus ist die Nahrung der Seele; Ihn zu kennen, von Ihm erfüllt zu sein, durch seinen Einfluß und seinen innewohnenden Geist gekräftigt zu sein, „dies ist das Brot, das vom Himmel kommt, auf daß der Mensch, welcher davon isset, nicht sterbe". Laßt uns daher hungrig und durstig näher treten und von diesem Brot des Lebens speisen; — laßt uns vor Gott stehen, unsere große Armut anerkennen, mit der Demut und dem Eifer eines Bettlers, welcher um seine tägliche Gabe bittet. Es ist schlecht mit uns bestellt, wenn wir das Gefühl unserer Schwäche und Gebrechlichkeit verlieren. In allen unseren Handlungen, bei allem, was wir lesen und in allen unseren Gebeten laßt uns Sorge tragen, diesen Hunger der Seele, diesen Durst nach dem Wasser, welches „aus dem Brunnen des ewigen Lebens quillt", aufrecht zu erhalten. Nichts anderes als der beständige, andauernde Wunsch nach göttlicher Belehrung kann uns die Wunder der Gesetze Gottes offenbaren. In dem Maße, wie jeder in seinem Gebet ernstlich war, wird ihm von dieser geheiligten Nahrung gegeben!





Christus und das heilige Abendmahl.

Von Paul Raatz.

Bevor ich meine Ausführungen beginne, möchte ich daran erinnern, daß für das, was ich hier sage, niemand anders verantwortlich ist, als ich selber, und vor allem nicht die Theosophische Gesellschaft, die ja keinerlei Anschauungen, Lehrsätze oder dergleichen hat. Was ich hier vorbringe, ist das Resultat meiner Studien der theosophischen Literatur, besonders der Schriften von H. P. Blavatsky, in Verbindung mit eigenem Nachdenken und eigenen Schlußfolgerungen.

Meines Erachtens kann man nur dann ein rechtes Verständnis über die Bedeutung des heiligen Abendmahles erhalten, wenn man sich zuvor eine rechte Vorstellung von Jesus Christus gemacht hat, und deshalb gestatten Sie, daß ich zunächst etwas sage über Christus, sein Leben und Wirken.

Die Anschauung der christlichen Kirche und ihrer Theologen über Christus ist, kurz gesagt, folgende:

Jesus Christus ist der einzige und eingeborene Sohn Gottes, des Jehova (des eifersüchtigen Gottes, der keine anderen Götter neben sich dulden wollte). Infolgedessen mußte Christus auf übernatürliche Art und von einer reinen Jungfrau geboren werden. Er trat mit dreißig Jahren öffentlich auf, lehrte, heilte und vollbrachte Wunder. Er wurde von den Juden verfolgt und schließlich gekreuzigt. Am dritten Tage nach seiner

---

Vortrag, gehalten Dezember 1913 in der „T. G.", Zweig Berlin.

Grablegung stand er von den Toten auf, erschien vielen seiner Jünger und fuhr nach 40 Tagen gen Himmel, wo er jetzt zur rechten Hand seines Vaters, des Gottes Jehova, sitzt und die Welt mit ihm regiert, bis zum jüngsten Tage.

Die Kirche lehrt ferner, daß Jesus Christus durch seinen Kreuzestod die Menschheit erlöst hat dadurch, daß er sich als Schuldopfer darbrachte, die Sünden der Welt auf sich nahm, das erlitt, was eigentlich die Menschen erleiden mußten, und so die Menschheit mit Gott Jehova aussöhnte.

Diese Anschauung, welche uns von frühester Kindheit gelehrt worden ist, befriedigt mich in keiner Weise, und ich denke, sie wird niemanden befriedigen, der etwas von Geheim-Wissenschaft und von Esoterik kennen gelernt hat. Infolge des Unbefriedigtseins ist es natürlich, daß man forscht und sucht, bis man etwas Besseres, Zufriedenstellenderes gefunden hat. Und so ist im Laufe der Zeit ein Lebensbild von Jesus Christus in mir entstanden, das grundverschieden ist von dem der christlichen Kirche.

Erlauben Sie bitte, daß ich Ihnen kurz diese meine Vorstellung über Jesus mitteile, da dies notwendig ist zum Verständnis des Nachfolgenden. Ich muß mich kurz fassen und kann deshalb nicht im Einzelnen angeben, worauf ich meine Anschauung gründe; ich verweise im allgemeinen auf die Schriften von H. P. Blavatsky, besonders auf die „Geheimlehre", die „Isis entschleiert" und ihre anderen hinterlassenen Schriften.

I.

Zur Zeit des Beginnes unserer Zeitrechnung gab es eine Anzahl von Geheimorden und Geheimsekten. Die bedeutendsten waren der „Essener-Orden" und „Nazaräer-Orden". Der Essener-Orden hatte seine Verbreitung in Ägypten, Griechenland und Palästina. Hier hatte er seine Niederlassungen an den Ufern des Jordan und am Toten Meere. Er wurde gegründet von buddhistischen Missionaren, welche zur Zeit des Königs Asoka über die ganze damalige zivilisierte Welt sich verbreiteten und Niederlassungen gründeten. Aber der Orden der Essener war nur eine Abzweigung des sehr viel älteren



Ordens der Nazaräer. Dieser Orden bestand schon lange vor der Zeit Moses und war über die ganze Welt verbreitet. Moses selbst war ein Nazar, wie H. P. Blavatsky schreibt, und er wurde eingeweiht von dem medianitischen priesterlichen Initiator „Jethro", der im Alten Testament allegorisch als der Schwiegervater von Moses bezeichnet wird, welcher ihm seine Tochter „Zipporah" (die „Scheinende") zur Frau gab. Aber Moses war nie verheiratet; als ein „Nazar" war er zur Ehelosigkeit verpflichtet. Die Allegorie jener Erzählung ist daher leicht ersichtlich; sie bezieht sich auf seine Einweihung.

Der Orden der Nazaräer hatte besonders in Galiläa einen großen Anhang; er war dort so zahlreich vertreten, daß die Bezeichnung: „Er ist ein Galiläer" beinahe gleichbedeutend war zur Zeit Christi mit den Worten: „Er ist ein Nazaräer".

Diese Geheimorden befanden sich in beständigem Gegensatz zu den Pharisäern und Sadduzäern; sie wurden verfolgt von allen Anhängern des Gottes Jehova, was durchaus natürlich war, denn während die Essener und Nazaräer die Repräsentanten der Mysterien, der Geheim-Wissenschaft, also der spirituellen Welt waren, war Jehova der Repräsentant der Mächte der Astralwelt, der psychisch-physischen Welt. Wie heutzutage, und wie es in alle Zukunft sein wird, so waren auch damals alle Vertreter des Psychischen eifersüchtig auf alles Spirituelle, wirklich Göttliche und bekämpften es mit allen Mitteln.

Das Erkennen des Gegensatzes zwischen den Anhängern der Mysterien, der Nazaräer und der Essener einerseits, und den Anbetern des Gottes Jehova, des Gottes der Astralwelt, andererseits, ist von großer Wichtigkeit; denn dies gibt uns einen Schlüssel zum Verständnis des Verhaltens der alten Kirchenväter. Ich komme später darauf zurück. Jesus selbst spricht von diesem Gegensatz, wenn er im Evang. Johannes 8, V. 42 etc. sagt: „Wäre Gott euer Vater, so würdet ihr mich lieben, denn ich komme von Gott, und ihr würdet meine Sprache verstehen. Aber ihr seid vom Vater dem Teufel (dem Vertreter der Astralwelt), und nach der Begierde dieses eures Vaters wollt ihr tun, derselbe ist nicht bestanden in der Wahrheit, denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er die Lüge redet,



so redet er von seinem eigenen, denn er ist ein Lügner und ein Vater derselben.“ — Diesen Gegensatz finden wir in allen Schriften der Geheimorden, nur nannten die Gnostiker und Nazaräer den Repräsentanten der astral-irdischen Welt nicht Jehova, sondern „Ilda-baoth“.

Und wer war nun Jesus? Er war ein Mensch, ein Initiierter, ein großer Eingeweihter, noch mehr, er war ein Avatar, was, kurz ausgedrückt, bedeutet, daß er in sich die Vereinigung mit dem höchsten, göttlichen Geiste erlangt hat.

„Weder seine Jünger noch seine Nachfolger verehrten Jesus als einen Gott. So sagt z. B. Petrus, lange nach der Szene am Kalvarienberge: »Jesus von Nazareth, ein Mensch von Gott gesandt, unter euch mit Taten und Wundern bewiesen.« (Ap.-Gesch. 2, 23.) »Da war ein Mensch, von Gott gesandt, sein Name war Johannes«, so heißt es im 4. Evangelium (I, 6), auf diese Weise den »Täufer« mit Jesus auf eine Stufe stellend. Und Johannes der Täufer denkt selbst in einer der heiligsten Handlungen seines Lebens, der Taufe Jesu, nicht daran, daß er nun gehe einen Gott zu taufen, er sagt (Ev. Joh. I, 30): »das ist der, von dem ich sagte, nach mir kommt ein Mensch etc.«. — Jesus selbst sagt von sich: »Ihr trachtet mich zu töten, einen Menschen, der euch die Wahrheit gesagt hat, die ich von Gott gehört habe.« (Ev. Joh. VIII, 40.)“*)

Über seine Geburt, wann und wo er geboren ist, wissen wir nichts Positives, nur das wissen wir, daß er nicht auf übernatürliche Weise gezeugt und von einer Jungfrau geboren wurde; denn sonst hätten seine ersten Nachfolger, die Nazaräer oder die Essener oder die Ebioniten, die sich die ersten Christen nannten, irgend etwas darüber gesagt oder geschrieben. Aber davon wußten sie eben nichts, und das Dogma der jungfräulichen Geburt ist erst viel später eingeführt worden, in Verfolgung gewisser kirchlicher Zwecke.

Wir wissen ferner, daß Jesus nicht im Jahre 1 und auch nicht in Bethlehem geboren ist; denn dieses Jahr ist willkürlich festgesetzt worden, weil an der Hand gewisser astronomischer

---

*) Isis II, 239.

Konstellationen angenommen wurde, daß der „Messias“ nur zu dieser Zeit und am Tage der Sonnenwende, dem 25. Dezember, geboren sein konnte.

Die Mission von Jesus war ähnlich der von Gautama Buddha. Wie dieser sich inkarnierte, um den nördlichen Buddhismus (der tausende von Jahren vor Buddha schon bestanden hatte) und durch den Brahmanismus unterdrückt worden ist, zu reformieren und der Welt im allgemeinen neue Impulse zu geben, so ist Jesus gekommen, um den Orden der Nazaräer (der ja auch tausende von Jahren vor ihm bestand, also schon vor Moses) zu reformieren und der Welt wiederum einen neuen Impuls des Lebens zu geben.

Betreffs der Jugend und Erziehung Jesu verweist H. P. Blavatsky auf die jüdische Tradition, indem sie sagt, daß man derselben Glauben schenken kann, wenn die Juden nicht selbst dabei interessiert sind. Hiernach ist Jesus von dem Weibe Maria geboren; sie gab den Knaben zur Unterweisung in den Wissenschaften in die Obhut des Rabbi Elhanan. Rabbi Jehosuah vollendete die Erziehung Jesu und initiierte ihn in das Geheimwissen. Aber da der König Janneus Befehl gegeben hatte, alle Initiierten zu töten, floh Rabbi Jehosuah nach Ägypten und nahm Jesus mit sich. Hier ergänzte Jesus seine Initiation in die jüdische Kabbala durch Erlangung der Geheimwissenschaften Ägyptens. Er wurde aber deswegen von seinem Erzieher verstoßen.

Als die Verfolgung der Eingeweihten aufgehört hatte, kehrten beide, Jesus und sein Erzieher, nach Judäa zurück.

Hier machte er alle Unterweisungen und Initiationen in die Mysterien würdig durch, die der Essener- und Nazaräer-Orden ihren Mitgliedern bieten konnte. Dann aber, wie H. P. Blavatsky in ihren Schriften weiter ausführt, verließ er die festen Niederlassungen der Nazaräer und wurde ein unabhängiger, wandernder Nazaräer. Er zog umher, als Lehrer, Therapeut, als Heiler.

Jesus hatte eine Geheimlehre. Es gab ein Werk, genannt: „Magia Jesu Christi“, das Jesus selbst zugeschrieben wurde. Aber seine eigentliche „Geheimlehre“ kann wohl gefunden



werden in dem ursprünglichen Matthäus-Evangelium, dem sogenannten Hebräer-Evangelium. Dieses Buch wurde von den ersten Christianern, den Ebioniten, sehr geheim gehalten. Nach Bestimmung des Zöllners Matthäus, der es mit eigener Hand verfaßt haben soll, durfte es nicht abgeschrieben werden und sollte nur in den Händen der religiösesten Menschen sein.

„Seine Nachfolger teilte Jesus in drei Grade ein, in »Neophyten«, in »Brüder« und in »Vollkommene«, d. h. Eingeweihte, wenn wir nach der Unterscheidung urteilen dürfen, die er bei ihnen machte", so schreibt H. P. Blavatsky. „Aber seine Laufbahn, wenigstens als öffentlicher Rabbi, war von zu kurzer Dauer, um ihm zu erlauben, eine eigene, regelrechte Schule gründen zu können; und mit der alleinigen Ausnahme des Johannes scheint er keinen anderen Apostel eingeweiht, initiiert zu haben." Aber selbst diese Initiation scheint nicht die höchste gewesen zu sein; denn der Jünger Johannes, der noch gelebt hatte, als sein Meister einen neuen Körper angenommen hatte, war nicht imstande, denselben wiederzuerkennen. (Siehe die hinterlassenen Schriften von H. P. Blavatsky.)

Man könnte nun mit Recht fragen: Woher kommt es, daß die Kirche uns nichts lehrt von Jesus als großem Initiierten, und woher kommt es, daß überhaupt alle Lehren über Geheimwissenschaft, über Esoterik gänzlich aus den christlichen Kirchen verschwunden sind?

Der Schlüssel zum Verständnis hiervon liegt in folgendem Ausspruch H. P. Blavatskys: „Hätten sich die Christen (d. h. die Christen des 3. u. 4. Jahrhunderts) nicht mit den Offenbarungen einer kleinen Nation belastet und den Jehova des Moses angenommen, dann wären die gnostischen Ideen niemals als Ketzerei bezeichnet worden. Erhaben über ihre dogmatischen Übertreibungen würde die Welt einmal ein religiöses System gehabt haben, gegründet auf platonische Philosophie."

Dies war die Ursache zu dem Unglück der Verfolgung der wahren Nachfolger Jesu, des Initiierten, des Lehrers der Mysterien. Die späteren Christen und Kirchenväter klammerten sich an die Offenbarung des Alten Testaments, sie nahmen



den Gott der Juden, den Jehova an und wollten Jesus Christus mit diesem identifizieren. Aber mit der Annahme des Gottes Jehova stellten sich die Kirchenväter auf die Seite der jüdischen Anhänger des Jehova, welche ja Jesus Christus verfolgt und gekreuzigt haben.

Was also die Juden mit Jesus selbst getan hatten, das mußten logischerweise auch die späteren Anhänger des Jehova mit den späteren wirklichen Nachfolgern des großen Jesus tun; denn sie standen und handelten und arbeiteten unter dem Einfluß desselben Wesens aus der psychischen Welt (Jehova), ein Einfluß, der ja dem spirituellen Einfluß aus der göttlichen Welt direkt entgegengesetzt ist und ihn deshalb stets bekämpft.

So kommen wir denn zu dem traurigen Schluß und zu der traurigen Tatsache, daß die christliche Kirche, als Anhänger des Astral-Gottes Jehova, die Feinde der Anhänger der spirituellen Mysterien sind, deren großer Vertreter Jesus Christus war, daß sie, die „christliche Kirche" also, der eigentliche Antichrist ist. Ich möchte Verschiedenes anführen, was dies bestätigen wird.

Der Streit zwischen Apostel Petrus und Apostel Paulus ist unmittelbar auf diese zwei entgegengesetzten Einflüsse zurückzuführen.

Petrus, von seinem Meister bestimmt nicht in die Mysterien eingeweiht, war aber ein Magier, ein Kabbalist und erhielt seine Macht von den Wesen der psychischen Welt, deren Repräsentant bei den Juden Jehova war, bei den Gnostikern Ilda-Baoth, bei den Kabbalisten die „Erzengel" und „Würden". Petrus, Philo und andere verlangten von ihren Anhängern Verehrung und Anbetung dieser Engel: „Würden", „Herrschaften", „Mächte" genannt. (Petr. II, 11), (Philo I, 9 etc.)

Paulus dagegen, ein Gnostiker, warnt seine Anhänger vor diesen „Herrschaften", „Würden" etc. Er sagt in Kolosser II, 18: „Laßt euch von niemand um euer Recht des freien Willens, betreffs der Unterwerfung und Verehrung von Engeln betrügen etc." Und: „Ihr waret in Sünde und Irrtum, denn ihr wandelt gemäß dem Äon dieser Welt, gemäß dem Archon (Ilda-Baoth, dem Demiurgen), der durch die Lust



regiert.“ Und ferner sagt er: „Wir kämpfen nicht mit Fleisch und Blut, sondern gegen die Herrschaften, die Mächte, die Herren der Dunkelheit, die Bosheit der Geister in höheren Regionen.“ H. P. Blavatsky sagt, daß Paulus mit diesem Ausspruch deutlich zeigt, 1. daß er die Emanationslehre der Gnostiker kannte und anerkannte, und 2. daß er sich dessen voll bewußt war, daß der Demiurg, der Archon dieser Welt, dessen jüdischer Name Jehova lautete, nicht der Gott war, den Jesus predigte.

Auf der einen Seite also Petrus, mit Verehrung und Anbetung des Jehova und der „Würden“ und „Fürsten dieser Welt“; und auf der anderen Paulus, der einzige Apostel, der Christus wirklich verstand und von ihm eingeweiht wurde (siehe Apostelgeschichte), mit der Verehrung des „Christos“ und „Logos“, des Herrn der spirituellen, göttlichen Welt.

Diesen krassen Gegensatz finden wir natürlich auch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Die Kirchenväter waren Anhänger Petri und der „Fürsten dieser Welt“, sie bekämpften und verfolgten daher mit aller Macht die Anhänger der Mysterien-Lehre, die Gnostiker, also die wahren Nachfolger Christi. Einen Beweis hierfür gibt uns der Kirchenvater Hieronymus selbst.

Es wurde schon gesagt, daß Jesus eine Geheimlehre hatte. Nach H. P. Blavatsky ist dieselbe im echten Matthäus-Evangelium niedergeschrieben, dem sogenannten „Hebräer-Evangelium“. In der „Isis“ (Seite 182, II) sagt H. P. Blavatsky: „Hieronymus bestätigt selbst, daß dieses Buch (Hebräer-Evangelium), von dem er authentisch aussagt, daß es ›von der Hand des Matthäus‹ geschrieben ist, ein Buch war, das, trotzdem er es zweimal übersetzte, ihm fast ganz unverständlich blieb; denn es war ein Arcanum oder ein Geheimnis (nur bestimmt für die Kandidaten der Initiation). Nichts destoweniger stellt Hieronymus ganz kühl jeden Kommentar über dasselbe als ›ketzerisch‹ hin, ausgenommen seinen eigenen. Außerdem wußte er, daß das ursprüngliche Evangelium des Matthäus der Verbreiter der einzigen Wahrheitslehre Christi und daß es das Werk eines Evangelisten sei, der der Freund und Gesellschafter



Jesu gewesen war. Und trotzdem er alles dieses wußte, wurde er eifriger denn je in seinen Verfolgungen der »Ketzer«, d. h. der Anhänger jenes echten Hebräer-Evangeliums, der Nazaräer und Ebioniten. Und warum? Weil dessen Annahme gleichbedeutend mit der Verkündigung des Todesurteiles der neu gegründeten Kirche war. Das Evangelium nach den Hebräern war nur zu gut dahin bekannt, daß es das einzige war, das seit vier Jahrhunderten von den jüdischen Christen, den Nazaräern und Ebioniten, anerkannt worden war. Und keine der beiden Sekten nahm die Göttlichkeit Christi an, wie die »Kirche« sie lehrte."

Dies Verhalten des Kirchenvaters Hieronymus bedeutet doch nichts anderes als ein bewußtes Unterdrücken der Wahrheit, bewußtes Unterdrücken der wahren Lehren Jesu.

Ich meine, diese Stellen genügen, um zu zeigen, daß die „christliche Kirche" vielmehr auf Seiten des „Fürsten dieser Welt" steht, dem Feinde Jesu Christi, und alles bekämpfte, verfolgte und auszurotten versuchte, was die wirklichen spirituellen Lehren Jesu Christi angenommen und betätigt hatte, d. h. die Nazaräer, die Ebioniten, die Gnostiker, daß sie mithin der eigentliche Antichrist ist.

Aber ich führe alles dieses nicht an, um die „Kirche" zu degradieren oder etwa um sie zu bekämpfen, sondern gerade das Gegenteil habe ich im Sinn. Ich weiß, daß viele Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft mit mir den aufrichtigen Wunsch haben, der christlichen Kirche zu helfen, sie vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren, soviel als an uns liegt. Aber ich bin der Ansicht, daß man ihr unmöglich helfen kann, wenn man nicht die Ursache zu erkennen trachtet, welche die „Kirche" zu ihrem gegenwärtigen Zustand gebracht hat. Kurz gesagt liegt die Ursache darin, daß die „Kirche" einerseits den Jesus zum einzigen Sohn Gottes machen will, den Menschen Jesus zur Gottheit erhebt, was weder Jesus selbst, noch seine Anhänger von ihm geglaubt haben; andererseits den Jesus als Initiierten, als Meister der Weisheit, verleugnet und verfolgt.

Wer also der christlichen Kirche gern helfen möchte, ihr neues, spirituelles Leben einflößen möchte, muß 1. den



Initiierten Jesus Christus anerkennen, und 2. bemüht sein, sein Jünger, sein Nachfolger und Schüler zu werden!

II.

Ich komme nun zum zweiten Teil meiner Abhandlung und möchte einige Gedanken über das „Abendmahl" sagen. Ich bitte Sie, hierbei nicht zu vergessen, daß ich stets das Bild des Menschen Jesus als großen Eingeweihten, als Meister der Weisheit vor Augen und nach Kräften im Herzen habe.

Dem folgenden lege ich das 6. Kapitel des Ev. Johannes zu Grunde. Ich halte das Ev. Johannes für am wenigsten geschichtlich; dennoch aber glaube ich, daß es uns die ethischen Lehren Jesu am besten wiedergibt. Im 6. Kapitel deutet Jesus, in der Schule zu Kapernaum lehrend, eine höchst okkulte Lehre an, indem er an verschiedenen Stellen dieses Kapitels sagt: „Es kann niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat." Wenn man hieraus nicht folgern will, daß Jesus eine Prädestination gelehrt habe, dann muß man zu dem Schlüssel greifen, den uns die esoterische Philosophie gibt, wenn man diese Stelle richtig verstehen will.

Die innere Bedeutung des „Abendmahles" gründe ich auf folgende Stelle dieses Kapitels (VI, V. 53—58):

> 53. Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wollt ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohns und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch.
>
> 54. Wer mein Fleisch isset und trinkt mein Blut, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken.
>
> 55. Denn mein Fleisch ist die rechte Speise, und mein Blut ist der rechte Trank.
>
> 56. Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibt in mir und ich in ihm.
>
> 57. Wie mich gesandt hat der lebendige Vater und ich lebe um des Vaters willen, also, wer mich isset, der wird auch leben um meinetwillen.
>
> 58. Dies ist das Brot, das vom Himmel kommen ist; nicht wie eure Väter haben Manna gegessen und sind gestorben. Wer dies Brot isset, wird leben in Ewigkeit.



Der Evangelist läßt Jesus hier als den „Christos“, den „Logos“ der Gnostiker sprechen, als den Repräsentanten der spirituellen Weltseele. Dieser „Logos“ oder „Christos“, manifestiert und hervorgegangen aus dem „Unmanifestierten“, hat zwei Aspekte, eine geistige, unsichtbare und eine geistige, sichtbare Seite. Würden obige Worte wörtlich verstanden werden, wie es die Vertreter der Kirche tun möchten, dann kommt natürlich etwas Unsinniges und Abergläubisches heraus, aber Jesus selbst deutet an, daß seine Worte geistig verstanden werden müssen; er sagt selbst einige Verse weiter (V. 63): „Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein Nutze; die Worte, die ich rede, sind Geist und sind Leben!“

Durch die beiden Ausdrücke des Meisters: „Fleisch“ und „Blut“ sind in symbolischer Weise die beiden Aspekte des Logos, des „Christos“ der Gnostiker, angedeutet. – Das „Blut“ ist der geistige Aspekt (Bewußtsein), das „Fleisch“ ist der konkrete, in der spirituellen Welt manifestierte Aspekt. Wie der physische Körper von Speise und Trank ernährt wird, so wird der spirituelle Mensch vom Geist (Bewußtsein) und vom Leben des „Logos“ ernährt, bis er stark genug geworden ist, um die spirituelle Geburt durchzumachen, die Einweihung in die Mysterien. Dies ist die innere Bedeutung vom „Blut“ und vom „Fleisch“ Christi.

Nach meiner Ansicht kann der Genuß des heiligen Abendmahles nur dann von Nutzen und von wirklichem Segen begleitet sein, wenn der dasselbe Genießende diese okkulte Bedeutung während der Teilnahme in seinem Gemüte hat und sich des spirituellen Vorganges bewußt ist. Aber, wo finden wir unter den Anhängern der Kirche eine Kenntnis dieses okkulten Vorganges? Und wie können wir eine Erkenntnis desselben von einer Gemeinschaft erwarten, die von Anfang an alle Mysterien verfolgt hat? Die einerseits das Okkulte vermenschlicht hat, z. B. in der Geburtsgeschichte Jesu, und andererseits das Menschliche zur abstrakten Göttlichkeit erhoben, z. B. in der Vergöttlichung des Menschen Jesus.

Interessant ist auch die geschichtliche Seite des Abendmahles



oder des Herren-Mahles, wie die alten Christen es nannten. Die Evangelisten berichten nicht gleichlautend über seine Einsetzung. Johannes bringt gar nichts von den Einsetzungsworten, Markus, das älteste Evangelium, scheint nur vom Brotbrechen zu reden, die Worte über den Kelch sollen späterer Zusatz sein. Aber, ob Jesus nun diese Worte gesagt hat, die uns in der Kirche geläufig sind, oder andere Worte, ist ohne Belang, selbst für die symbolische Bedeutung; denn auch Brot, als Symbol für das Leben des Logos, würde beide Aspekte (Bewußtsein und spirituelle Form) in sich einschließen. Aber geschichtlich wird die Einsetzung des Herren-Mahles durch Jesus gewiß sein, zumal Apostel Paulus, ein Eingeweihter, der in ständigem geistigen Kontakt mit seinem Meister, Jesus, stand, die Einsetzungsworte bestätigt, indem er dieselben mit folgendem Satz einleitet: „Ich habe es vom Herrn empfangen, das, was ich euch gegeben habe. Denn der Herr Jesus, in der Nacht, da er verraten ward etc. etc." Auch bin ich überzeugt, daß er es zu seinem Gedächtnis eingesetzt haben wird; denn er fühlte und ahnte schon (wenn er es nicht gar schon bestimmt wußte), daß er sterben würde. Da ist es schon möglich, daß er seine Jünger aufforderte, an ihn zu denken, wenn sie in dieser Weise zusammenkämen. Keineswegs aber kann ich annehmen, daß er sie aufforderte, an seinen T o d zu denken; denn nicht auf den toten Jesus sollten sie ihr Gemüt richten, sondern auf den unsterblichen Lehrer und Meister, der ihnen dann helfen will und ihnen beistehen in dem Genießen, d. h. in der Assimilation des Lebens des „Logos", des „Christos". Nach meiner Ansicht ist das von Jesus eingesetzte Mahl ein Kult, und, wie jeder Kult, birgt er etwas Besonderes, das nämlich, was der Stifter hineinlegt. In diesem Fall verbindet sich der Meister Jesus mit seinen Jüngern, und jedesmal, wenn letztere das Herren-Mahl gefeiert haben, wird der Herr und Meister ihnen fühlbar nahe gewesen sein.

Rein symbolisch gedacht kann ein jeder Mensch, zu jeder Zeit, das Abendmahl feiern, wenn er sich innerlich mit dem Christos in sich selbst in Verbindung zu setzen bemüht



ist. Aber als Kult gedacht können nur solche daran teilnehmen, die wirklich zu Jüngern Jesu geworden sind, die wirklich teilhaben an seinem Geist, an seinem Leben. Wir dürfen nicht vergessen, daß er das Passahmahl nicht mit allen seinen Jüngern feierte, sondern nur mit dem engsten Kreis, mit den 12 Jüngern. Diesen seinen Jüngern gibt er sich auch in besonderer Weise hin, und wenn der Meister zu ihnen sagt: Dies ist mein Leben; wenn ihr in der rechten Weise zusammenkommt, und an mich denkt, während ihr das Mahl genießet, dann bin ich mitten unter euch, und ihr nehmt teil an meinem Leib, meinem Geist und meinem Leben; wenn der Meister dies vor seinem Tode sagt, dann hält er es auch genau so gut nach seinem Tode.

Ich komme zum Schluß und möchte ganz kurz zusammenfassend folgendes sagen: Jesus war nicht selbst Gott, auch nicht der eingeborene Sohn Gottes, sondern ein Menschensohn, ein großer Eingeweihter, sogar ein Avatar; er hatte viele Schüler und Jünger, die er in drei Grade teilte, Neophyten, Brüder, Vollkommene oder Eingeweihte. Von diesen Jüngern scheint er nur seinen Lieblingsjünger Johannes noch während seines irdischen Lebens eingeweiht zu haben, und nach seinem physischen Tode den Apostel Paulus. Jesus hat seinen Jüngern eine Geheimlehre hinterlassen, wenn auch nicht selbst geschrieben, doch war sie nur seinen Schülern zugänglich und sie wurde von den angeblichen Nachfolgern, den Kirchenvätern, welche sie nicht verstehen konnten, unterdrückt. Der Zweck seines Lebens war, die in Verfall geratenen Mysterien-Religionen zu reformieren und der ganzen Welt einen neuen Lebensimpuls zu geben.

Während seines kurzen öffentlichen Wirkens (ein bis drei Jahre) hatte er sicherlich nicht genügend Zeit, um reguläre Geheimschulen zu gründen, wie z. B. Buddha, aber doch scheint er kurz vor seinem Tode einen Bund mit seinen Jüngern geschlossen zu haben, einen Kult, das Herren-Mahl. Dieses Mahl hat eine zweifache Bedeutung: eine allgemeine, an welcher jedermann teilnehmen kann, indem er durch Verinnerlichung und Meditation sich vereinigt mit dem Logos,



dem Christos in sich selbst. Und eine besondere Bedeutung: indem der Meister Jesus, vor seinem Tode, ebenso wie nach demselben, seine wirklichen Jünger teilnehmen läßt an seinem eigenen, individuellen Leben, und individuellen Geist und Bewußtsein. Er sagt: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; aber ich gebe euch nicht so, wie die Welt gibt"! Um dieser Segnung teilhaftig zu werden, bedarf es wahrer Jüngerschaft. Die Bedeutung dieser Jüngerschaft und Schülerschaft, und ihr Verhältnis zum Meister und Lehrer, ist leider innerhalb der christlichen Kirche verloren gegangen, weil in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung alles verfolgt wurde, was mit der Geheimwissenschaft und den Mysterien zusammenhing. Aber nach meiner Ansicht kann die christliche Kirche nur dann vor dem Verfall gerettet werden, wenn es gelingt, in ihr den Sinn für das Geheimwissen und für das Geheimstreben wieder zu erwecken.

Möge jeder von uns sein Teil dazu beitragen zum Wohle unserer christlichen Brüder und Schwestern!



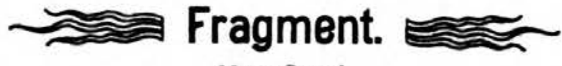
Die Menschen sollen sich einander bei den Händen fassen und nicht nur gut sein, sondern auch froh. Die Freude ist der Sommer, der die inneren Früchte färbt und schmilzt.

Jean Paul.







 Fragment.

Von Cavé.

Kürzlich war ich müde und niedergeschlagen. Einige Wochen harter und mühseliger Arbeit, die nicht den leisesten Schimmer von Erfolg zu versprechen schien, hatten meine Kraft aufgezehrt und meinen Horizont umdüstert. Mit großen sozialen Fragen und den Beziehungen des Einzelnen zu ihnen hatte ich gerungen, — alles fand ich verworren, verwickelt, entmutigend. Nicht allein hart erschien mir das Leben, nein, auch niedrig und schmutzig, — kein feuriger Kampf war es, nein, eine öde Tretmühle! Leiden, wohin man sah, das Leiden starker Menschen und hilfloser, kleiner Kinder, — ja, am ergreifendsten vielleicht das Leiden der stummen Kreatur, der viele von uns selbst ein Jenseits absprechen wollen.

Auf meinem Tisch lag wie immer „Licht auf den Weg". Ich öffnete es und las: „Lausche dem Liede des Lebens — — — und nütze dein Gehör, das du errungen durch Leiden und des Leides Überwindung. — — Bewahre in deinem Gedächtnis die Weise, die dann dir ertönt. — — Das Leben selbst hat Sprache, kennt kein Schweigen. Sein Laut ist nicht, wie du — der Taube — wähnst, ein Schrei: es ist Gesang! Erkenn' daraus, daß von der Töne wunderbarem Weben ein Teil du bist, und lerne sein Gesetz befolgen und verstehen." — —

Mir war, als habe lange Zeit tiefe Stille im Zimmer geherrscht. Vielleicht war es jene „Stille nach dem Sturm", davon „Licht auf den Weg" spricht. Weder damals noch jetzt möchte ich mich unterfangen, hierüber zu urteilen. Jenes wunderbare kleine Buch, mit seiner Weisheit der Jahrtausende, vermag jedes

Wunder zu wirken und wäre dies nicht das einfachste, das natürlichste gewesen? Dies aber weiß ich: jener Augenblick zeigte mir deutlich, wie sehr wir an der Oberfläche aller Dinge leben, wie engbegrenzt unser sogenannter Scharfblick ist und wie materiell die Vorstellung, die wir uns von der Seele, von dem spirituellen Leben machen! Aber diese Erkenntnis der menschlichen Oberflächlichkeit drückte mich nicht nieder, sondern gab mir Mut und Festigkeit.

Nur zu oft betrachten wir das Leben, wie jemand wohl ein herrliches Gemälde betrachten mag, dessen kurzsichtigem Auge sich hier ein gelber Fleck zeigt und dort ein blauer, dort grüne Linien, — kurz ein unzusammenhängendes Gewirr von Farben, deren jede einzelne nicht schön ist und die nebeneinander auch noch nicht besser wirken. Doch, wer das Ganze übersieht, ist überwältigt von der Vollkommenheit der Ausführung, von der Offenbarung der Einheit, die dem Geiste des Bildners entsprang.

Warum denn wollen wir nicht glauben, daß das Leben Gesang ist? Warum wollen wir nicht lauschen, auf daß wir erkennen, weil wir hören? Allenthalben suchen die Menschen heute mit Ernst und Eifer das Himmelreich und sie rufen: siehe, hier ist es — da ist es! Und ob wir auch von altersher gewarnt waren, ihnen nicht zu folgen, wir folgten ihnen doch, der eine auf diesem Wege, der andere auf jenem, je nach Charakter und Neigung; wir folgten ihnen nur, um früher oder später zu erkennen, daß alle diese Wege in eine Wüste führen, daß unser Himmelreich eine Fata Morgana sei, fern, fern, jenseits des Sandmeeres schimmernd. Und in all dieser Zeit vergaßen wir jene Worte: „Das Königreich der Himmel ist in Euch!“ In Euch! Ja, die Augen unserer Seele sind geschlossen, und vergebens strengen wir unsere armen irdischen Augen an, um das zu sehen, was sie durch ihren Schleier hilfloser Tränen hindurch nimmermehr erkennen können.

Zuerst, wenn unsere Blindheit von uns genommen ist, werden wir, glaube ich, sein wie jener Mann in der Bibel, der da ausrief, er sehe Menschen wie wandelnde Bäume, —



so wunderlich werden unsere Erfahrungen sein. Und wie mit dem Auge, so ist es auch mit dem Ohr. Die Bruchstücke der Harmonien, die uns erreichen, übersetzen sich für unser Ohr in Mißklang, und so betäubt sind wir dadurch, daß alles Verständnis für den Klang uns entgleitet. Und wir sagen: „Dort erklingt es nicht." –

So laßt uns denn einmal das Königreich der Himmel in uns suchen! Wie, wenn es nun wirklich dort wäre? Auf wieviel Wegen haben wir es draußen gesucht und nicht gefunden! Wahrlich, des Meisters Wort ist wert, daß wir es prüfen.

Laßt uns beharrlich daran festhalten, daß wir uns für jeden Tag eine Zeit ruhigen Nachdenkens sichern. Und wären wir noch so beschäftigt, wir vermögen doch, sie zu finden, – sei es während der Mahlzeit, beim Ankleiden, auf dem Wege zur Arbeitsstätte. Oder wenigstens unsere Vergnügungen können wir doch zu diesem Zweck beschränken! Versuchen wir es, – und sei es noch so wenig! Versuchen wir, das Reich Gottes in uns zu erkennen, so werden wir uns bald reich belohnt sehen. Die Erkenntnis wird in uns aufdämmern, daß diese Augenblicke, – nur diese allein! – unser wahres Leben darstellen, daß das ganze übrige Leben erst zur Wirklichkeit wird im Lichte solcher Augenblicke, – daß wir schon hier, schon jetzt im Himmel sein können, lauschend dem Liede des Lebens, das zu erkennen und dessen Gesetz zu befolgen wir gelernt haben durch Leiden und des Leides Überwindung!







Freude.

Von Ernst Träumer.

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte,
Nach ewigen Regeln wiegen sie sich drauf.
Wenn hier die eine rasch und welk verblühte,
Sprießt dort die andre prächtig wieder auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen
Und nie und nimmer träger Stillestand,
Sieht man die Menschheit auf- und niedersteigen
Und ihre Werke ruh'n in Gottes Hand.

(O. J. Bierbaum.)

Dieses Thema paßt so recht zu unserer gegenwärtigen Freuden- und Wonnezeit, dem Frühling. Wohin auch unser Auge schaut, draußen in der Natur sieht es Freude, Leben, Erwachen, Blühen und Gedeihen. Wie aus Dornröschens Schlafe ist schon alles erwacht, grünt und blüht, verjüngt und verzaubert sich aufs Neue. Aus dem Winterschlafe heraus in einen Frühlingstraum hat sich die Gesamtnatur entzaubert, ein Traum war der Winter – ein Traum ist der Frühling, – ein Traum wird der Sommer und auch der Herbst sein. –

Mit der ganzen Natur träumt der Mensch auch — in anderem Grade nur, in anderer Weise, auf einer anderen Stufe des Bewußtseins und der Entwickelung. Wie die Natur nicht weiß, daß sie träumt, weil ihr die Beobachtungsgabe fehlt, — so weiß auch der Mensch im allgemeinen nicht, daß auch er träumt auf seine Weise, bis auch ihm die Beobachtungsgabe über sein eigenes Wesen ersteht. Bei ihm sind Winter und Sommer schon Zeiten, über die er sich erhaben dünkt, soweit sie

nicht seinen Körper durch ihr Wohl und Wehe berühren. Aber in seinem Innern regiert ein anderer Winter — ein anderer Frühling. Mit seinem ganzen Sein empfindet er die Gegenwart dieser Zustände, sein ganzes Sein wird durchflutet von den Wirkungen dieser so leicht nicht erkennbaren Wesenheiten; sie heißen nur nicht Winter und nicht Frühling, sie heißen Freude und Leid; es sind Sommer und Winter für den inneren Menschen. Der persönliche Mensch hält sie für Wirklichkeiten, und Zeitalter um Zeitalter bleibt er ihr Sklave; er dient ihnen, er träumt von ihnen die schrecklichsten und die süßesten Träume, bis er endlich auch diesen Träumen entschläft; dann aber ist er ein Erwachter — ein wahrer Seher. — In der gegenwärtigen Zeit haben wir für den inneren Menschen den Winterzyklus — das Kali Yuga oder das Zeitalter der Kälte und des Eisens. Wir Menschen leben dem Leide und der verkehrten Freude, die wiederum Leiden mit sich bringt, — nicht oberflächlich genommen ist also alles „Leiden". Weinend tritt das Kind in diesen Lebenszyklus ein, beweint von den Seinen tritt es auch wieder hinaus. — Der ewige Wechsel, Sorgen und Kummer um die Zukunft sind es, die das Herze bange machen. Die Unwissenheit allein trägt die große Schuld, daß der Mensch freude- und friedelos dahinlebt und sich das ganze Leben verscherzt. Würde der Mensch wissen, nicht nur glauben, daß seine Bestimmung eine so hohe ist, — würde er fühlen, daß er zu jeder Minute in den Armen des Ewigen gehalten wird, — könnte der persönliche Mensch wahrnehmen, wohin sein höheres Selbst in jeder Nacht enteilt und von wo es am Morgen wieder zurückkommt gleich dem Sternenlaufe, — kein Zweifel würde seine Seele benehmen, keine Furcht würde ihn erzittern lassen, und Tod und Nacht hätten aufgehört, ihm Schreckgespenster zu sein. Wir geben den Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens zu viel Audienz. Wie oft kommt es vor, namentlich bei Kindern, daß man eine kleine Verwundung sich zuzieht durch irgend ein Versehen, erst aber, wenn man Blut sieht, den Schmerz merkt. Es ist, genau beurteilt, das Leben ebenso reich an Freude wie an Schmerz. Wenn ein großes Unglück, eine Sorge, ein An-



liegen unsere Seele beschwert, ist es da wirklich notwendig, immer und immer wieder auf ein und denselben dunklen Punkt hinzustarren? — Ja, es gibt Stunden, in denen man nimmer Herr werden kann über die Elementargewalt der Trauer und Niedergeschlagenheit und der Mensch dann höherer Hilfe bedarf.

Es gibt aber auch einen Willen zur Freude, den man nur wecken, entwickeln, üben braucht, den man konsequent ausbilden soll. Man wird dann mit der Zeit fähig, das „Wetter der Seele" selbst zu bestimmen, man wird dann verstehen lernen, das Barometer der Seele immer wieder auf „Schön" einzustellen. Wenn wir vergessen das „Gestern" und das „Morgen", wenn wir uns nicht bekümmern um Vergangenheit und Zukunft, mit denen wir ja in der Gegenwart nichts zu tun haben, wenn wir uns am Morgen daran erinnern und uns fest einprägen, daß dieser Tag ein neuer ist, daß er noch nie dagewesen, – daß er auch nie wieder kommen wird, daß wir ihn also so schön und unbefleckt durchleben können und an ihn vor allen Dingen eine schöne und freudige Erinnerung knüpfen, dann wird der Lauf des Lebens gewiß eine andere Richtung nehmen können und nehmen. Wenn wir auf diese Weise unser Denken, unser Empfinden, unsere Wünsche selbst zu dirigieren verstehen lernen, haben wir einen Grad der Entwickelung erreicht, der uns unbedingt höher führt, der uns auf alle Fälle Ausblicke ermöglicht, von deren Herrlichkeit wir in unseren seligsten Träumen nichts zu erfahren vermögen. Woher hätten denn die Heiligen aller Zeiten den großen – den tiefen Frieden genommen, wie hätten sie mit einer Gleichgültigkeit die irdischen Dinge beschauen können, wenn sie keinen Ersatz gehabt hätten? Sie waren doch auch nur Menschen und empfanden wie Menschen. – Aber sie hatten ihre Ziele höher gesteckt, sie hatten diesen Zielen mit menschlich-göttlicher Energie nachgestrebt und werden sich auch nach und nach erst durch gesunde Selbstüberwindung hindurchgerungen haben zu einer Freiheit, zu einem Grade des „Empfindenkönnens der Freude" und der Anfänge der Göttlichkeit, von der die Menschen im allgemeinen wenig Ahnung haben.



Viele Menschen schrecken zurück, wenn sie hören von Übungen in Selbstlosigkeit, Armut, Entsagung und Selbstüberwindung. In Wirklichkeit ist es ja ein harter Kampf, ja, er steigert sich, je feuriger der Mensch auf diesem Gebiete wird, — denn die niedere Natur will nicht, daß der Mensch ihr entrinnt. — Wenn wir also ernste, höher strebende Menschen finden, die noch nicht überquellen vor Freude und Lust, oder wenn so einem ringenden Menschen selbst die wahre Freude entgeht, so ist das auch nur in der Anfangszeit.

Es heißt irgendwo: „Die Auferstehung ist gewiß, die grünen Blätter werden sprießen und das Wunder der Verwandelung wird stattfinden, nach einer Zeit des Ringens und der Beschwer wird der Strebende sich wieder von Glanz bekleidet sehen und sein Kleid wird weiß, gleich dem Gefieder einer Taube." Wenn aus unserer Seele herausgemerzt sind all die Flecken und dunklen Schatten, wird ein wohltuendes Gefühl uns umfangen, das lauter Freude ist. So war der heilige Franz von Sales ein Freund des Friedens und der Freude. Er sagt: „Gebet nicht im mindesten der Traurigkeit nach, welche eine Feindin des Fortschrittes und der Andacht ist. Stehet fest im Frieden und speiset Eure Seele mit der himmlischen Liebe, ohne welche unser Herz ohne Leben und unser Leben ohne Seligkeit, ohne Freude ist." Viele Menschen wenden sich in ihrer Traurigkeit den kleinlichen Freuden der Welt zu, suchen Zerstreuungen aller Art — die aber nur abhalten von dem wahren Ziele, und wenn die Triebkraft im Menschen nicht stark genug ist, ihn vielleicht ganz und gar abziehen von höheren Wegen. So sagt der heilige Bernhard: „Es gibt kein wahreres Elend als die falsche Freude. Jede unreine Weltfreude muß man büßen durch Einbuße an wahrer, echter Freude. Es sind Dinge, die nur für Augenblicke wirken, die nie aber den Freudengehalt des Lebens bereichern."

Wenn wir uns interessieren für Menschen, die auf der Leiter der Evolution schon sehr hoch gestiegen sind, so finden wir fast bei allen die ungetrübteste Freude. So schrieb der heilige Xaver, der im Jahre 1552 gestorben ist — von der Insel Mora aus, einem wilden, unfruchtbaren Lande, wo er



Mangel an allem litt, was für den Menschen Bedürfnis ist —, an seinen Freund, den heiligen Ignatius, folgende Worte: „Die Gefahren, denen ich ausgesetzt bin, und die Arbeiten, die ich einzig wegen Gott übernehme, sind mir unversiegbare Quellen geistiger Freuden, so zwar, daß mir auf diesen Inseln, wo alles mangelt, beinahe das Augenlicht erlischt wegen der unaufhörlich fließenden Freudentränen! Ich erinnere mich nicht, jemals soviel innere Wonne gekostet zu haben, und diese Seelentröstungen sind so rein, so vollkommen — und andauernd, daß durch sie die Empfindung körperlicher Leiden völlig aufgehoben ist.“ —

Viele Menschen haben keine Ahnung von den tiefen, inneren Freuden, von dem herzlichen Troste, den ein Mensch von Zeit zu Zeit empfängt, der sich selbst überwindet und der seine Aspirationen dem Ewigen Sein entgegenrichtet. Philippus Vari soll in Zeiten geistiger Flut gebetet haben: „Es ist genug, o Ewiger, es ist genug! Ich bitte Dich, dem Strome Deiner Tröstungen Einhalt zu gebieten! Entferne Dich von mir, o Du! Entferne mich von Dir! Denn ich bin ein sterblicher Mensch, — unfähig, einen solchen Überstrom von himmlischer Wonne zu ertragen. Ich sterbe, wenn Du, mein Gott, mir nicht zu Hilfe eilest.“ — —

Es berichtet der Biograph des heiligen Romuald, der der einzige Stifter des gestrengen Ordens von Camaldoli war und im Jahre 1027 entschlief, daß er noch als Greis eine so kindliche und reine Heiterkeit an sich gehabt habe, daß keiner, wenn er sein Herz auch noch so voll von Bitterkeit und Groll gehabt hätte, ihn habe ansehen können, ohne zur Freudigkeit gestimmt zu werden. —

Man kann niemanden leichter anführen als eben Mystiker und Heilige; denn sie bildeten zu allen Zeiten unstreitig die Blüten ihrer Zeit und ihres Geschlechts. — Sie waren die Vorauseilenden, sie waren die Ersten in ihren Reihen inbezug auf religiöse, philosophische und wissenschaftliche Kenntnis, sie waren und sind zu allen Zeiten gewesen die Trainierer von Geist, Seele und Körper. Jeder nur logisch denkende Mensch muß sie an erster Stelle als Autoritäten anerkennen.



— Alle Menschen, die sich mit geistiger Hygiene beschäftigt haben, sind früher oder später zur lebendigen Freudigkeit gekommen, und nichts in der Welt konnte sie anlocken, den einmal gewonnenen Pfad zu verlassen. Als die bekannte Elisabeth von Thüringen, die in den Jahren 1207—1231 lebte, alles verloren hatte und aus ihrem Kloster ausgestoßen wurde, ließ sie noch in jener Nacht in der Franziskanerkirche das Tedeum anstimmen. — In den schrecklichen Zeiten der französischen Revolution, als man die Nonnenklöster mit Gewalt öffnete und Hände, die besudelt waren mit dem Blute der Heiligen, diese Nonnen zwingen wollten, ihr Gelübde zu vergessen und ihren göttlichen Vorsätzen abzuschwören — sie zwingen wollten, sich Geliebte und Gatten zu suchen, — was taten da die meisten von ihnen? Schworen sie ihrem Gelübde ab? Entsagten sie ihrem Glauben? Lockte sie diese sogenannte Liebe? Suchten sie falsche Freuden? Mit einem Munde zogen sie vor zu sterben! — — Und woher kam dieser Mut? Er kommt daher, weil solche Menschen in einem höheren und heiligeren Leben, als sonst das menschliche ist, leben.

Die echte, die wahre Freude ist etwas, das nicht so sehr von äußeren Einflüssen abhängt, — es ist eine, wenn angeborene, doch aber in einem früheren Leben errungene Fähigkeit. Wenn sie dauernd sein soll, muß sie unbedingt erhalten, genährt und gestärkt werden, durch Hervorrufung — durch Übung. Eine herrliche Übung, die Geist, Seele und Körper in Leben und Blühen unterstützt, ist dies! Ein englischer Arzt, namens Weber, schreibt in seinem Aufsatze über „Verhütung des Alterns und Verlängerung des Lebens", daß Freudigkeit ein Hauptpunkt sei in gesunder Lebensführung. Freilich könne man dieselbe nur erreichen und erhalten durch strenges Pflichtgefühl und nur durch Unterjochung der Leidenschaften. Ein Hauptfaktor dabei ist natürlich der Wille. Freude und Hoffnung bewirken ein vermehrtes Atmen, dadurch einen vermehrten Blutzufluß zum Gehirn, was gleichzeitig eine Verbesserung der Ernährung der Nervenzellen bedeutet. Heute haben viele Menschen das Lachen verlernt. Ihr Gesicht ist gar nicht mehr eingerichtet auf Rückstrahlung der Freude.



Man betrachte mitunter diese sogenannten Gentlemen mit ihren ebenso steifen Hüten wie Manieren und kurz geschorenem Haar und Bart, wie oft vermißt man an manchem mürrischen Schalterbeamten und Offizier so ganz und gar die Züge natürlicher Herzlichkeit! Wie oft vermißt man bei einem alten Lebemann, bei mancher modernen, emanzipierten Frau so ganz und gar irgendwelche Züge des Friedens und Befriedigtseins!

Ein Beweis, daß weder der Genuß der Weltfreuden noch diese Art kleinlich pedantischer Pflichterfüllung dem Menschen die sonnenhafte Heiterkeit gibt, die von Aug zu Auge strahlt und die dem Menschen eigentlich gehört. —

Wer sich mit Kinderpsychologie beschäftigt, kann leicht mit tiefster Betrübnis konstatieren, daß er so auffallend viele, altklug blasierte und freudlose Gesichter antrifft, denen die Kindlichkeit, denen die jugendliche Anmut abgeht. Manche Eltern und Erzieher meinen, durch große Geschenke, durch Gewährung von verschiedenem Luxus das jugendliche Herz erhellen zu können. Das ist meistens nicht nötig und verwöhnt die Jugend. Hundert kleine Freuden sind oft besser, als eine einzige große Freude. Sie sind wie ein warmer, erquickender Regen, der eindringt in die Tiefen des Erdreichs, während ein Platzregen meist nur die Oberfläche benetzt. Die wahre, die echte Freude muß aus dem Herzen kommen, aus dem Innern des Menschen selbst.

Es schreibt der berühmte Mystiker Johannes Ruysbroek, der 1381 starb und befreundet war mit den Mystikern Tauler und Gerhard Grote, Folgendes: „Die Tröstung, welche den frommen Seelen durch den heiligen Geist übertragen wird, ist unendlich größer als alle Vergnügungen der Welt, könnte sie auch der Mensch alle zumal empfinden. — Durch sie löst sich das Herz gleichsam auf in ein lauteres Freudengefühl, das er nicht mehr zu verbergen vermag." Ebenso dachte Franz von Assisi, welcher 1182—1226 gelebt und gewirkt hat. Man nannte ihn den armen „Bruder Immerfroh", den Virtuosen der Freudigkeit, weil nichts ihn aus seiner freudigen Fassung zu bringen vermochte. In guten und in bösen Tagen lag auf seinem Gesichte immer derselbe heitere, himmlische Schimmer



der Zufriedenheit, eine Glorie, die dem Menschen nur wird, der auf alles zu verzichten gelernt hat. In seinem Leben der äußersten Armut und Strenge gegen sich selbst wurde er immer reicher an Freude.

Dasselbe finden wir bei dem heiligen Martinus, Bischof von Tours, der ungefähr um das vierte Jahrhundert gelebt hat. Seine beständige Meditation und Vertiefung in die Geheimnisse des höheren Lebens waren ihm nicht im Mindesten hinderlich, ein heiteres und freudevolles Leben unter den Menschen zu führen. Man denke sich, welche Last dem Menschen abgenommen ist, wenn er frei wird von den Ketten der niederen Natur! — Bei den ersten Christen fand man viele Fälle von sofortiger, auch körperlicher Gesundung des „Geistig Wiedergeborenen“. Im „Deutsch-französischen Kriege“ war manche Frau und manche Braut leidend geworden durch Kummer, in der Meinung, daß der Gatte oder Geliebte im Kriege gefallen sei. Aber wie schnell trat eine völlige Wendung ein im Gesamtbefinden, wenn solche Nachrichten als irrtümlich sich herausstellten. Es ist so: Die Freude ist ein Lebensfaktor — ein Lebensbedürfnis — eine Lebenskraft — ein Lebenswert. Sie ist die Sonne für den inneren Menschen, ohne die er verkümmern muß. Wer sich am Farbenspiel der Wolke und der Welle, wer sich am heitern Sonnenlicht, am Vogelsang und Blütenduft zu stimmen vermag — wer da im Brausen der Stürme und im Tosen des Meeres den Ewigen ahnt — der ist ein Berufener, dem die Natur ihre wundervollsten Reize und ewigen Geheimnisse enthüllt. Er ist fähig, zu hören die Stimme der Natur, zu spüren den Ewigkeitswert, der dahinter ist: Ihm wird, wenn er will, die Natur eröffnen die süßen Geheimnisse, die verborgen sind in der Tiefe ihres reinen jungfräulichen Wesens, so er versteht, sich zu nahen in Ehrfurcht und in Heiligkeit. —





Das Alter des Menschen.

Von John Charlton.

Die neueste Wissenschaft kommt der Geheimlehre nahe.

Es ist ein Beweis von der unbegrenzbaren Kraft des menschlichen Geistes, daß, jemehr wir lernen, es desto leichter wird, unser Wissen in einem hohen Grade zu bereichern. Ein schlagendes Beispiel hiervon ist die vorgeschichtliche Urkunde über die menschliche Rasse, die ununterbrochen studiert wurde, seit Boucher de Perthes i. J. 1841 zuerst Feuerstein-Geräte aus den Sanden der Pikardie sammelte. Die letzten zehn Jahre haben aber überraschendere Entdeckungen als vielleicht die vorhergehenden sechzig gesehen, Entdeckungen, die eine Unmenge neuen Stoffes beibringen und neue und wunderbare Gesichtskreise eröffnen.

Unsere neuen Materialien sind von zwei Arten: erstens, wirkliche Überreste in Form von ausgegrabenen Knochen von Männern und Frauen, die in beinahe unfaßbar weit zurückliegenden Zeiträumen gelebt haben; und zweitens, Handarbeiten dieser unermeßlich alten menschlichen Wesen, von grob zugestutzten Feuersteinen, die Eolithen genannt werden, an bis zu den schönen, vielfarbigen Malereien von ausgestorbenen Tieren, wie des Mammuts, und von Bisons und Pferden, an den Wänden und Decken der Höhlen im Kalkstein-Gebiete Südfrankreichs und Nordspaniens. Von Materialien der ersteren Art, also von fossilen Menschen-



knochen, haben die letzten paar Jahre Entdeckungen von außergewöhnlichem Interesse und Werte gebracht, wie z. B. diejenigen der Funde in Frankreich i. J. 1906 bei La Grotte des Enfants, 1908 bei Le Moustier und La Chapelle aux Saints, 1909 bei La Ferrasie, Combe Capelle und Pech de l'Aze, 1910 und 1911 bei St. Brélade auf der Insel Jersey, 1910 in Andalusien; und die von Piltdown, in Sussex, England, in den letzten paar Monaten bekannt gewordene Entdeckung, die allerdings schon etwas früher gemacht worden war. Von der zweiten, wegen ihres hohen künstlerischen Wertes höchst interessanten Art sind die Höhlen-Malereien in Frankreich und Spanien, die reichlich beschrieben und abgebildet worden sind, namentlich in den vom Fürsten von Monaco veröffentlichten Bänden. Wegen ihres hohen Alters interessieren im Besonderen die Feuerstein-Geräte, welche Eolithen genannt werden und die wir sogleich näher betrachten werden.

Ziemlich viele von diesen kürzlich entdeckten menschlichen Fossilien sind Schädel oder Schädelteile. Dies regt sofort das Messen ihres Gehirnumfangs und dessen Vergleich mit unsern gegenwärtigen Gehirnen einerseits und gewissen alten und berühmten Gehirnschalen andererseits an. Zwei davon sind das sogenannte Pithecanthropus-Schädel-Bruchstück, das 1891 vom Prof. Dubois bei Trinil auf Java gefunden wurde, und welches s. Zt. als das Darwin'sche „fehlende Bindeglied" zwischen Affen und Menschen laut begrüßt worden ist, und dann der 1856 im Neandertal gefundene Schädel mit seiner niedrigen Wölbung und der vorn überhängenden Stirn, von dem man vermuten möchte, daß er irgendwo zwischen dem Pithecanthropus oder Affenmenschen und unserer gegenwärtigen Menschheit stehe. Einer der bemerkenswertesten Erfolge kürzlicher Entdeckungen ist der, nachzuweisen, daß Gehirne, die fast ebenso groß wie unsere eigenen sind, bis zu unfaßbar weit zurückliegenden Zeiträumen zurückgehen, und daß als wahrscheinliche Folgerung weder der Pithecanthropus- noch der Neandertal-Mensch zu unseren unmittelbaren Stammvätern überhaupt gerechnet werden dürfen.



Zwei alte Schädel sind besonders wichtig, um ihretwillen diese Frage bis ans Ende zu führen. Sie wurden beide in Südengland, in tiefen Schichten alluvialen Sandes gefunden, der von Flüssen da abgelagert worden ist, wo jetzt keine Flüsse mehr sind. Die Höhe dieser alten Flußsandmassen über dem gegenwärtigen Wasserspiegel der Flüsse ergibt ein richtiges Mittel, um ihr Alter zu bestimmen. Ein weiteres ist das gleichzeitige Vorhandensein fossiler Überreste längst ausgestorbener Tierarten, Urformen des Elefanten, des Flußpferdes, des Nashorns, die es zu einer Zeit in reichlicher Menge in England gab. Der erstere dieser beiden alten englischen Schädel wurde in einer Sandgrube bei Galley Hill in Kent gefunden, die einen Teil eines früheren Ufers des Themseflusses bildet, der damals weit breiter als heutzutage war. Der Sand hat eine Tiefe von zehn Fuß. Acht Fuß unter seiner Oberfläche wurde das Gerippe gefunden. Tierische Fossilien, die in demselben Kiese gefunden wurden, weisen auf die Pliocän-Periode hin, welche die jüngste der vier Abteilungen des Tertiärs ist, das dem Pleistocän oder Quaternär unmittelbar vorherging, welch letzteres in unsere Zeiten hineinreicht. Ungeachtet dieses ungeheueren Alters unterscheidet sich der „Galley Hill-Schädel" tatsächlich nicht wesentlich von seinen neuzeitlichen europäischen Gegenstücken; ähnliche Schlüsse sind auch hinsichtlich der anderen Teile des Gerippes gezogen worden. Vernünftiger Weise wird daraus gefolgert, daß, wenn Menschen des höheren Galley Hill-Typus der Zeit nach den Menschen des niedrigeren Neandertal-Typus vorhergingen, wie es als gewiß erscheint, die Voreltern des ersteren, höheren Typus dann in einer weit früheren Periode gesucht werden müssen als jene ist, welche durch den Galley Hill-Kies vertreten wird. Was dies anlangt, so möge nach Duckworth bemerkt werden, daß die Ausdehnung des menschlichen Zeitraumes, die durch Eolithen — roh gearbeitete Feuersteine — angedeutet wird, und wofür man das Pliocän-, Miocän- und sogar das Oligocän-Alter in Anspruch nimmt, alles und noch mehr als alles, verschaffen wird, was diese Streitfrage erheischt. Wenn



dem aber so ist, dann wird die Bedeutung des Neandertal-Gerippe-Typus gründlich geändert. Es ist nicht länger mehr nur möglich, für diesen Typus eine Vorfahren-Stellung in seiner Beziehung zum jetzigen Menschen zu beanspruchen. Er möchte als eine ausgeartete Form angesehen werden. Würde er als solche betrachtet, dann ist die Möglichkeit vorhanden, daß er schließlich ausstarb wie die tasmanischen Ureinwohner in unseren Tagen.

Der andere sehr alte englische Schädel, der bei Piltdown in Sussex gefunden wurde, wird der Pliocän-Zeit zugeschrieben. Ein hervorragender französischer Anthropolog erklärt, daß er neben gewissen ursprünglichen Kennzeichen Züge besitzt, die ihn deutlicher mit den Vorfahren des jetzigen Menschen in Zusammenhang bringen, als es der Neandertal-Typus tut. In diesem Falle würde der Neandertal-Typus einen Seitenzweig darstellen, nicht aber einen Ahnen des jetzigen Manschen, und der Ursprung unserer unmittelbaren Vorfahren würde somit weit zurück in die Vergangenheit geschoben werden, — wie weit, werden wir nun zu berechnen versuchen.

In unserm Sinne taucht sofort die Frage auf: Welche Tragweite hat dies auf die Abstammung des Menschen und besonders darauf, was volkstümlicher Weise unsere „Affen-Vorfahren" genannt werden, die Frage unserer Abstammung von Formen wie der des Orang-Utang oder des Gorilla? Diese Frage ist kürzlich fast völlig erörtert worden und wir können die beste Meinung vielleicht wie folgt zusammenfassen: Der Augenschein dessen, wovon dies der Typus ist, macht es durchaus möglich, daß der Mensch nicht vom anthropoiden Affen abstammt, wohl aber mag das Gegenteil wahr sein und die Affen mögen zu einem Seitenzweige des menschlichen Stammes gehören, gerade so, als ob der Mensch und die anthropoiden Affen nur zwei Zweige eines gemeinsamen Stammes seien. Es ist sehr schwierig, der Abstammung des Menschen vom anthropoiden Affen nachzuspüren, denn wir sind gänzlich ohne vorweltlichen Beweis, der uns in den Stand setzte, den Charakter der menschenähnlichen Affen



des mittleren und unteren Tertiärs zu bestimmen, die die Ahnen der jetzigen anthropoiden Affen sein würden. Die Behauptung Ernst Häckels, daß wir im Besitze aller Übergangsformen von den niederen menschenähnlichen Affen zum Menschen seien, ist gänzlich unrichtig. Dies bringt uns unmittelbar zu dem sogen. „fehlenden Bindegliede", dem Pithecanthropus Javas, der auf solche Weise als ein Seitenzweig und nicht als ein Vorfahr, als ein vielleicht früherer Abkömmling, als es die Neandertal-Rasse ist, erscheinen würde. Das Alter des Pithecanthropus kann nicht genau bestimmt werden. Nach der Meinung der Mehrzahl derjenigen, die diese Frage geprüft haben, mag es vom mittleren oder oberen Quaternär zu rechnen sein, in welchem Falle es unzweifelhaft niedriger als dasjenige weit höher entwickelter Formen wie die Piltdown- und Galley Hill-Schädel ist. Wir können mit einem ausgezeichneten englischen Geologen sagen, daß, solange es eine Entwicklung des Menschen gibt, an die wir fest glauben, die Menge seines Gehirns seit den frühesten Steinzeiten sich nicht in schätzungsmöglicher Weise vermehrt zu haben scheint. Formen mit kleinen Gehirnen, wie der Pithecanthropus und — in einem geringeren Grade — der Neandertal-Mensch, sind nicht Vorfahren von uns, gehören nicht der geraden Linie unserer Abstammung an.

Wenden wir uns nun zu den alten Geräten, die neben den menschlichen Fossilien das Alter der Menschen bezeugen. Wir sind, wie ich voraussetze, mit der Tatsache vertraut, daß, ehe das Eisen in Gebrauch kam, viele gewöhnliche Geräte aus Bronze und noch früher aus Kupfer hergestellt wurden. Und wiederum noch früher wurden sie aus Stein gefertigt und Feuerstein sehr allgemein dazu benutzt. Die späteren Feuersteine wurden poliert und oft sehr schön geformt. Die älteren Feuersteine wurden geschnitzt, aber nicht poliert. Die späteren werden „Neolithen" oder „neue Steine", die älteren „Paläolithen" oder „alte Steine" genannt. Die Neolithen scheinen nur einen verhältnismäßig kurzen Zeitabschnitt zu umfassen, der immerhin aber viele tausend Jahre andauert. Die Paläolithen jedoch scheinen sich über



einen ungeheuer längeren Zeitraum zu erstrecken, den man in nicht weniger als neun verschiedene Schichten oder Kultur- und Entwicklungs-Perioden eingeteilt hat. Es ist jetzt Brauch, diese verschiedenen paläolithischen Ebenen nach den verschiedenen Örtlichkeiten, wo Überbleibsel, die charakteristisch für diese einzelnen Perioden sind, gefunden wurden, wie folgt zu benennen. Wir beginnen mit den neueren und gehen zu den älteren zurück: Da ist erstens die Azilische, welche den Übergang zwischen den einfach geschnitzten und den polierten Feuersteinen bildet; hinter dieser kommen, im Alter weiter aufsteigend, die Zeitalter, die man das von La Madeleine, von Solutré, von Aurignac, von St. Acheul, von Chelles, das von Strépy, von Mesvin und das Mafflianische nennt. Um dies noch etwas faßlicher zu machen, können wir sagen, daß der Periode von Aurignaç die besten unter den Höhlen-Malereien Frankreichs und Spaniens, derjenigen von Le Moustier die Neandertal-Rasse mit der niedrigen, vorn überhängenden Stirn, der von Strépy oder vielleicht der viel älteren Mafflianischen der wohlgeformte Schädel von Galley Hill angehören.

Nun ist es eine merkwürdige Tatsache, daß hinter diesen neun paläolithischen Altern noch eine Reihe weit älterer Zeitabschnitte kürzlich entdeckt wurde, deren sehr roh bearbeitete Geräte „Eolithen“ oder „Steine der Morgendämmerung“ menschlicher Kultur genannt werden. Der Verfasser von „The Romance of Modern Geology“ (1909) gibt uns einen allgemeinen Überblick über die Lage, indem er sagt, daß Feuerstein-Geräte von viel roheren Typen als die Paläolithen in alten Flußsanden gefunden worden sind, die 5- bis 700 Fuß über dem Wasserspiegel der vorhandenen Flüsse liegen, in deren Anhäufungen paläolithische Geräte gefunden wurden. Diesen älteren, plumperen Waffen und Werkzeugen — wenn es solche Hilfsmittel tatsächlich sein sollten — gab man den Namen Eolithen. Diese Eolithen Südenglands und Belgiens deuten auf eine Menschenrasse mit weniger entwickelter Geschicklichkeit als es die Hersteller der Paläolithen waren, und führen das Alter des



Menschen mindestens so weit hinter die Paläolithen zurück, wie diese von der Jetztzeit entfernt liegen.

Seit dies geschrieben wurde, sind roh bearbeitete Feuersteine dieser Grundart in Schichten gefunden worden, die noch viel älter als diejenigen sind, welche jener Schriftsteller im Sinne hatte. Eine besonders wichtige Entdeckung ist diejenige des Herrn Reid Moir, der bearbeitete Feuersteine von diesem Typus in noch ungestörten Schichten, die unter dem Suffolker roten Muschelmergel (Crag) von Ipswich lagen, fand. Der obere Teil des Londoner Tons bildete vor der Ablagerung des roten Muschelmergels eine Gelände-Oberfläche, und auf dieser selbst lagen die Geräte, die nun von dem Sande und den Muscheln des Pliocän-Meeres tief bedeckt sind. Diese Geräte sind durch geschickte Schläge schichtweise abgelöst und als dem späten Miocän oder zeitigen Pliocän angehörig bestimmt worden. Andere Eolithen gehen aber noch viel weiter zurück als diese. Prof. Rutot weist einige davon dem Oligocän zu. M. Laville hat wieder noch andere zu Duan, einige 50 oder 60 (engl.) Meilen südwestlich von Paris, entdeckt, die er dem Eocän zuschreibt, d. i. der ältesten der vier Perioden, in welche der Tertiär-Zeitabschnitt der Geologie eingeteilt wird. Diese sind der Reihe nach Eocän, Oligocän, Miocän, Pliocän, worauf das Pleistocän oder Quaternär folgt, das bis zu unseren jetzigen Tagen herabreicht. Es ist bereits ausgeführt worden, daß das durch diese eolithischen Geräte angezeigte ungeheuere Alter fast schon durch die Tatsachen gefordert wird, die durch Schädel wie diejenigen von Galley Hill und von Piltdown mit ihrem großen Gehirnumfange offenbart werden, und welche ihrerseits darauf hinweisen, daß ihnen lange Zeiträume der Entwicklung vorhergingen.

Wenn wir von den stofflichen Unterlagen zu unserer ersten Aufgabe, dem Verfahren, nach dem ihr Alter gemessen wird, zurückkehren, so können wir sagen, daß es davon zwei Arten, ein unmittelbares und ein mittelbares, gibt. Ersteres gibt weit mehr sichere Folgerungen, unglücklicher Weise jedoch führt es uns nicht annähernd so weit zurück,



wie wir zu gehen wünschen. Wir müssen daher für unser übriges Werk die zweite Art benutzen. Das unmittelbare Verfahren möge auf folgende Weise geschildert werden. Wir alle wissen, daß das Alter vieler Bäume dadurch genau bemessen werden kann, daß man die Ringe mit dem gleichen Mittelpunkte zählt, die sich bei einem Querschnitte des Stammes zeigen; der Wechsel von Sommer zu Winter bringt in dem Gewebe der Holzfaser einen Unterschied hervor. Auf solche Art hat man 2, 3 oder 400 Jahre alte Fichten gemessen, während Bäume wie die kalifornische Sequoia bis auf 2 Jahrtausende zurückgehen dürften. Ein ähnlicher, natürlicher Zeitmesser ist das Gewebe des Torfs, das aus Lagen kleiner Wasserpflanzen besteht, die im Sommer wachsen und im Winter vergehen. Eine sorgfältige Zählung hat ergeben, daß ein Fuß schwarzen Torfs aus 800 solcher Lagen zusammengebracht ist, die also zeigen, daß 800 Sommer und Winter bei ihrem Aufbau verstrichen sind. Finden wir daher menschliche Überbleibsel in ungestörtem Torfe in einer Tiefe von 5 Fuß (engl.) von der Oberfläche, so sind wir zu sagen berechtigt, daß sie 4000 Jahre alt sind. Dies wird durch Entdeckungen im Torfe des Tales der Somme in Nordfrankreich auffällig bekräftigt. Römische Topfware, darunter eine weite, flache Schüssel, die nicht durch den Torf sinken konnte, wurde in einer Tiefe von 2 Fuß entdeckt, was also anzeigte, daß sie seit 1600 Jahren dort lag. Unter ihr wurden gallische Überreste und unter diesen wieder Feuerstein-Geräte gefunden. Aus dem Charakter und der Lage der römischen Überbleibsel ist berechnet worden, daß bei Torf drei Zentimeter ein Jahrhundert bilden, was praktisch auf das gleiche Ergebnis hinausläuft, was beim Zählen der Lagen erzielt wird.

Wir werden beträchtlich weiter zurückgeführt durch Beobachtungen, die in dem Delta des kleinen Flusses Tinière gemacht wurden, der bei Villeneuve, nicht weit von der Stelle in den Genfer See fließt, wo sich die Rhône in den See ergießt. Das Gefüge des Delta-Geländes wird durch einen Eisenbahn-Einschnitt bloßgelegt. In verschiedenen Ab-



ständen werden unter der Oberfläche drei Lagen von Pflanzenboden gefunden, deren jede einmal die Oberfläche des Deltas gewesen ist. Vier Fuß unter der jetzigen Oberfläche liegt die erste Pflanzenschicht von fünf Zoll Stärke. Darin wurde eine achtzehnhundert Jahre alte römische Münze gefunden. Zehn Fuß unter der Oberfläche befand sich eine zweite, sechs Zoll starke Pflanzenboden-Schicht, in der man eine Bronze-Haarzange fand, die somit von einigen viertausend Jahren herstammte. Neunzehn Fuß unter der Oberfläche ist eine dritte Lage, die gegen siebentausend Jahre zurückgeht; das ganze Delta ist daher einige zehntausend Jahre alt. Es gibt aber auch noch ein höheres und älteres, zehnmal so großes Delta; wenn man daran denselben Maßstab anlegt, so wurde es vor hunderttausend Jahren begonnen. Ein ähnliches, auf den Bodensatz des Nils angewandtes Verfahren ergibt gleiche Erfolge. Man hat aber auch noch ein Mittel zum Messen, das das Wachstum des Torfes bietet, der einige schweizer Seen, wie z. B. den Brienzer See, derartig auffüllt, daß See-Wohnstätten, die einst innerhalb seiner Gewässer waren, jetzt weitab vom See liegen. Auf dieselbe Art erging es den alten mesopotamischen Städten, die einstmals an der Küste des persischen Golfs gelegen waren, sich aber jetzt weit im Lande drinnen befinden, weil der Golf nach und nach durch den Sand und den Schlamm angefüllt wird, die von den beiden Strömen hinunter gebracht werden.

Diese beiden Verfahrungsarten bringen uns aber nicht weit genug. Wir müssen uns daher an die mittelbare Methode halten, die sich auf Schätzung der Länge derjenigen Zeit gründet, welche erforderlich ist, um die ganzen geschichteten und Fossilien aufweisenden Felsen der Erde zu bilden. Die ganze Mächtigkeit dieser Felsen in Europa ist auf 75000 Fuß oder vierzehn (engl.) Meilen geschätzt worden. Lassen Sie uns einen Durchschnitt aus vielen Schätzungen ziehen und sagen, daß das alles zusammen in 200000000 Jahren fertiggestellt wurde. Mehr als 50 % davon gehören dem primordialen Zeitalter, mehr als 30 % dem Primär, gegen 12 % dem Secundär, 2½ % oder, sagen wir, 5 Millionen Jahre



dem weiter in Eocän, Oligocän, Miocän und Pliocän geteilten Tertiär, und endlich ein halbes Prozent, oder eine Million Jahre, dem Pleistocän oder Quaternär an. Diese Ziffern machen aber durchaus keinen Anspruch auf Genauigkeit. Sie sind bloße rohe Schlußfolgerungen aus ziemlich ungewissen Daten und müssen daher für das genommen werden, was sie wert sind. Dennoch sind sie aber das beste, was wir gegenwärtig erlangen können.

Wir vermögen auf einen Blick zu sehen, daß, wenn der Piltdown-Schädel — wie man für ihn in Anspruch nimmt — aus dem Vor-Pleistocän-Alter stammt, dieser antike Engländer dann Anspruch auf ein ehrwürdiges Alter erheben kann, und daß, wenn für die Eolithen das Oligocän-, ja sogar das Eocän-Alter angenommen würde, sie auf buchstäblich Millionen von Jahren zurückgehen und die Geschichte der Menschheit auch soweit mit sich zurückführen.

Wir können uns weder auf die genaue Untersuchung ihrer Echtheit einlassen, noch von den weitschweifigen Wortschlachten zwischen Eolithophilen und Eolithophoben — wie Prof. Rutot sie witzig nennt — berichten; er selbst hat sich für den Oligocän-Menschen entschieden. Die Gegner sagen, daß gewisse Feuerstein-Bruchstücke gleichen Charakters in den Mörtelmühlen zu Mantes hergestellt werden, wodurch es erwiesen sei, daß die Eolithen nicht das Werk von Menschen sind. Sicher ist dies letzten Grades unlogisch: Als ob Mörtelmühlen in der Natur vorkämen und nicht selbst Menschenwerk wären! Wir können zu der Streitfrage nur eine Entscheidung Sir Charles Lyells beitragen, die vor fünfzig Jahren geschrieben wurde und sich auf den damals im Vergleich neuen Fund von neolithischen und paläolithischen Geräten bezieht: „Die wissenschaftliche Welt glaubt nicht an den Tatbestand, daß man Kunstwerke, wenn auch roher Art, in ungestörten Schichten solchen Alters angetroffen hat, ... viele meinten, daß ihre eigentümlichen Formen zufälligem Bruche in einem Flußbette zugeschrieben werden müßten“, was eine gewisse Einförmigkeit in den Arbeiten des wissenschaftlichen Geistes beweist.





Praktische Theosophie.

Von C. A. G. jr.

Es gibt zwei Wege, auf denen man sich einem Gegenstande vom theosophischen Gesichtspunkte aus nähern kann, oder mit anderen Worten: wir vermögen theosophisch jedweden Gegenstand von zwei großen Standpunkten aus zu betrachten, die in unserer ganzen Literatur fortwährend wiederkehren und „Die Lehre des Kopfes“ und „Die Lehre des Herzens“ genannt werden. Ihre Namen erklären sie schon fast. Die Lehre des Kopfes betrachtet die Dinge mit dem Gemüt, der Vernunft, dem Gehirn, von einem deduktiven Gesichtspunkte aus. Die Lehre des Herzens andererseits trachtet, in die eigentliche Wesenheit eines Gegenstandes einzudringen, die ihm zu Grunde liegende Ursache auf einmal zu erreichen, sein geistiges Wesen zu enthüllen, und solches nicht mit dem Hirn, sondern durch die Intuition zu vollbringen. Ihr Verfahren ist das induktive. Es geht vom Allgemeinen auf das Besondere. Jedweder Gegenstand, an den ich zu denken vermag, kann von jedem dieser Standpunkte aus betrachtet werden, und ich glaube, daß wir dann klug tun, wenn wir sie beide zur Anwendung bringen. Ich schlage daher vor, uns mit unserm Gegenstande auch zuerst vom Gesichtspunkte der Lehre des Kopfes und sodann von demjenigen der Lehre des Herzens zu beschäftigen.

Als die Theosophische Gesellschaft vor 35 Jahren gegründet wurde, war die Welt voll von Leuten mit Erziehung und Bildung, deren religiöser Glaube durch die Entdeckungen der neuzeitlichen Wissenschaft umgestürzt worden war. Es



hatten Darwin und Huxley hinsichtlich der Entwicklungslehre, Lyell in Betreff der Geologie und viele Entdeckungen auf menschen- und altertumskundlichem Gebiete die buchstäbliche Schöpfungsgeschichte, wie sie von der christlichen Religion gelehrt wird, widerlegt. Leute, die voll religiösen Gefühls und Empfindens waren, konnten auf keinen Fall mehr fortfahren, an religiöse Lehre zu glauben. Ihre Religion war nicht ertötet worden. Es war nur ihr hergebrachter Weg nach außen, der zerstört worden war. Da kam damals die Theosophie, die große Versöhnerin von Wissenschaft und Religion, und wurde eine große Wohltat für diese Leute. Zu Hunderten und Tausenden strömten sie in die Gesellschaft und fanden dort zum ersten Male in ihrem Leben einen Grund, auf dem sie an die von der Wissenschaft gelehrten Dinge glauben und doch zugleich auch fortfahren konnten, an das Dasein geistiger Dinge, an das Leben nach dem Tode, an göttliche Wesen, mit einem Worte: an die Religion selbst, zu glauben.

Die Gesellschaft war somit eine Zufluchtsstätte für diese breite Klasse, und, einmal in den Reihen der Gesellschaft, wurden sie begeisterte Forscher nach den Geheimnissen des Weltalls. Lange dauerte es jedoch nicht, dann wurden diese Leute der Tatsache gegenübergestellt, daß die Theosophie ebensowohl die unbezweifelte Existenz einer geistigen Ebene, wie auch ferner lehrte, daß diese mit den gebräuchlichen Mitteln wissenschaftlicher Forschung nicht ergründet werden könne. Die geistigen Ebenen des Seins würden ihre Geheimnisse weder dem Mikroskop oder dem Teleskop, noch den Maßen und Gewichten, und ebensowenig irgend einem beliebigen Apparate preisgeben, mag dieser auch noch so empfindlich sein und noch so wirksam gehandhabt werden. Nichts weniger als die menschliche Seele selbst war das Werkzeug, das den Forscher instand setzen würde, in die geistigen Reiche einzudringen und dort die dem Leben zu Grunde liegenden Gesetze zu offenbaren.

Demzufolge entstand ein dringendes und gebieterisches Verlangen nach der Kenntnis derjenigen Art und Weise, in der die Seele erzogen werden müsse, um dieses höchst



schwierige Werk zu vollbringen; und zehn oder zwölf Jahre nach Gründung der Gesellschaft haben wir den Bericht über die Art, in der diesem Verlangen entsprochen worden war. „Die Stimme der Stille", „Licht auf den Weg", „Durch das goldene Tor", „Briefe, die mir geholfen haben" wurden sämtlich innerhalb weniger Jahre veröffentlicht und seitdem von Zeit zu Zeit durch eine große Anzahl von Artikeln in unseren vielen Zeitschriften ergänzt, die einen ähnlichen Daseinszweck verfolgten, und von denen inzwischen viele in Form von Flugschriften wiederveröffentlicht worden sind, wie z. B.: „Die Erziehung der Konzentration". Und seit jenen früheren Jahren sind weitere kleine Bücher derselben allgemeinen Eigenart erschienen, die alle vom Leben der Seele, von Jüngerschaft handeln, Bücher wie „Fragmente" von Cavé und Mr. Johnstons schöne Übersetzungen aus den Schriften des Ostens.

Ein beträchtlicher Teil der früheren Mitglieder wurde von dieser neuen Richtung sofort angezogen und hat sich seitdem stets viel mehr der hingebungsvollen Seite der Theosophie als ihrer intellektuellen Seite gewidmet. Wir haben auf diese Art von jener Zeit her zahlreiche Vertreter sowohl der Lehre des Kopfes, als auch der Lehre des Herzens in der Gesellschaft selbst gehabt. Diese geschichtliche Verschiedenheit setzt sich bis zum heutigen Tage fort und wird es auch allezeit ferner tun, denn sie ist in den wesentlichen Unterschieden der menschlichen Gemütsbeschaffenheit gegründet. Wir finden in der Vergangenheit viele Male die gleiche Verschiedenheit, wovon der geschichtliche Kampf zwischen den Verteidigern der „Erlösung durch Glauben" und der „Erlösung durch Werke" ein hervorragendes Beispiel bietet.

Jede dieser beiden Hauptabteilungen des Gegenstandes findet im praktischen Leben bei unseren täglichen Angelegenheiten ihre Anwendung. Wie dies mit der Lehre des Kopfes geschieht, ist genügend klar und deutlich. Wir besitzen die Lehren von Karma und von der Wiederverkörperung, den sieben Prinzipien des Menschen, der Ebenen, der Runden und der Rassen, welche sämtlich mehr oder



minder das Problem behandeln. Die Lehre des Kopfes besagt, daß wir gut sein müssen, weil es von Vorteil ist, gut zu sein. Wenn wir es nicht sind, werden wir gestraft werden, und sie zeigt warum und wie. Sind wir aber gut, so werden wir dafür belohnt werden, und wiederum zeigt sie wie und warum. Dies übt einen sehr starken Eindruck aus, denn die Theosophie hat eine wissenschaftliche Grundlage für die Sittenlehre. Sie lehrt nicht eine neue Sitte, sondern ist vielmehr mit den bereits vorhandenen Systemen, wie sie jetzt von einer jeden großen Religion gelehrt werden, zufrieden, doch gibt sie höchst überzeugende Gründe dafür an, warum wir diesen sittlichen Gesetzen folgen sollen; und damit schafft sie einen großen Nutzen. Das Christentum besaß ein so schönes System der Sittenlehre, wie sich nur irgend denken läßt, aber es gab keine überzeugenden Gründe dafür an, warum man ihr folgen solle. Die Theosophie tut dies jedoch. Folglich gibt die Lehre des Kopfes einen sehr starken Ansporn und bringt uns tatsächlich sehr weit.

In der goldenen Regel „Handle an anderen so, wie Du willst, daß andere an Dir handeln möchten" erlangt, glaube ich, die Lehre des Kopfes den höchst möglichen Ausdruck. Sie ist wirklich sehr erhaben und die Welt würde ein sehr viel angenehmerer Ort sein, als sie ist, wenn mehr Menschen sie befolgten. In jedem Falle kann ich nicht begreifen, wie das Gemüt, die Vernunft, weiter als die goldene Regel gehen und ein Gesetz verkünden könnte, das trefflicher und erhabener wäre. Es gibt aber doch noch ein höheres Gesetz, aber es ist nicht so leicht, es einfach zu beschreiben, weil es höher ist als die Lehre des Kopfes und wir doch nur deren Werkzeug besitzen, um es damit zu untersuchen. Die Tatsache des Vorhandenseins solch eines Gesetzes wird aber gewiß, sobald wir die goldene Regel vom Standpunkte irgend eines göttlichen Wesens aus betrachten, wie z. B. vom Standpunkte Christi. Wir können uns nicht denken, daß er mit dieser Regel als Leitstern für sich selbst zufrieden sein würde. Wir fühlen, daß gerade er der erste sein würde, den Gegendienst, welchen dieses



Gesetz andeutet, zu beklagen. In der Tat bringt gerade der Sachverhalt der goldenen Regel selbst: Handle an anderen so, wie Du willst, daß andere an Dir handeln möchten, ein Element des Selbstes hinein, findet in selbstischen Worten seinen Ausdruck, und ist somit auf die Ebene des Selbstes beschränkt.

Da ist nun das höhere Gesetz, das das Selbst gänzlich verbannt. Sei gut, aber nicht darum, weil es sich Dir bezahlt macht, gut zu sein, sondern weil es recht ist, gut zu sein; weil Du in Deiner wesentlichen inneren Natur die Güte selbst bist und versuchen sollst, an jener Güte teilzunehmen, alle Teile Deines Wesens in Einklang damit zu bringen. Die Theosophie, die Lehre des Herzens, lehrt, daß jede Seele ein Abzweig der Oberseele, ein Strahl des Weltquells des Geisteslebens ist, daß erst dieser das ist, was wir in Wirklichkeit sind, und daß uns rechter Wandel zweckgemäß zu unserm Urquell zurückführen würde. Der Weg dorthin ist das Ertöten des Selbstes, des niederen Selbstes, oder — wie wir zu sagen vorziehen — die Umwandlung der niederen Natur in die höhere. Die beste Bezeichnung oder Regel für diese Art des Lebens ist einigermaßen das, was Mr. Judge vor Jahren sehr gern zu sagen pflegte: Tue niemals etwas lediglich um des niederen Selbstes willen! Es klingt einfach, versuchs nur aber. Versuche es, und wenn es auch nur eine Stunde lang wäre!

Tue niemals etwas, lediglich um des niederen Selbstes willen — darin hast Du das Gesetz der Lehre des Herzens in Worten, so gut, als Worte es zu sagen vermögen. Siehe, wie es Anwendung findet. Wenn Dich hungert, so issest Du, nicht eben weil Du hungrig bist, oder weil Du den Geschmack der Nahrung gern hast, sondern weil Dein Körper, ein für Deine Seele notwendiges Werkzeug, der Nahrung bedarf! Du gibst ihm gerade so viel davon, wie, und von derjenigen Art, die er braucht. Weder mehr, noch weniger. Diese eine Sache allein würde, dafern man sie befolgte, mit mindestens der Hälfte aller Krankheit in der Welt aufräumen, die von zu vielem und unrichtigem Essen herkommt.



Wir sollten unsere Körper so nähren, wie wir ein kostbares Pferd füttern. Die Erfahrung hat uns gelehrt, was und wieviel gerade für dasselbe gut ist, und wir geben ihm dies und nicht mehr. So stehts auch mit der Ruhe. Wir ruhen, weil wir das Werkzeug der Seele in guter Ordnung und für die Arbeits-Höchstleistung bereit halten müssen. Wir schlafen, um die verbrauchten Kräfte des Seelenwerkzeugs wieder herzustellen, und schlafen so viel und nicht mehr, als für diesen Zweck gerade nötig ist.

Das Gleiche läßt sich auch von der Erholung und vom Vergnügen sagen. Das menschliche Tier bedarf einer gewissen Menge von Ruhe, Erholung und Vergnügen. Wieviel gerade, das hängt von der Gemütsbeschaffenheit ab. Was immer für eine Menge benötigt wird, sollte genau so unpersönlich gewährt werden, wie wir unser Pferd zur Ruhe bringen. Und während wir uns jene Erholung zu leisten im Begriffe sind, lasset uns Sorge dafür tragen, daß wir uns in gewissenhafter Weise unterhalten, daß wir bei unseren Vergnügungen nicht traurig sind, wie die Franzosen von den Engländern sagen. Es liegt eine große Kraft in der Freude. Und erinnere Dich dessen, daß im Okkultismus es eine gerade so große Sünde ist, Dir selbst gegenüber ungerecht zu sein wie gegen einen anderen, denn der Okkultismus macht keinen Unterschied zwischen dem einen Selbst und dem anderen: Beide sind sie nur Strahlen des großen zentralen Selbstes. Was uns wiederum beweist, wie nötig die Unpersönlichkeit ist. Wir müssen lernen, Angelegenheiten, in die wir selbst verwickelt sind, gerade so unpersönlich anzusehen, wie wir Sachen betrachten, die ganz und gar nicht gerade uns angehen.

Eines Tages erzählte mir ein Freund, daß einige Männer in einem Klub die Frage erörterten, ob es die Pflicht eines Gentlemans sei, in einem Wagen aufzustehen und seinen Platz einer Dame zu überlassen, wenn es in dem Wagen gleichwohl freie Plätze gebe, die sie nach Belieben einnehmen könnte. Man stimmte allgemein der Meinung zu, daß es nicht nötig wäre. Vom Standpunkte der goldenen Regel aus



ist es vielleicht nicht nötig, denn sehr wenige unter uns würden so schlecht sein zu wünschen, daß andere uns ihren Platz ablassen möchten, wenn es noch uns zugängige Sitze gibt, die wir nach Belieben einnehmen können. Vom Standpunkte der Lehre des Herzens jedoch besteht hinsichtlich der Antwort gar kein Zweifel. Wenn wir das Selbst ganz außer Acht lassen und nur die andere Person bedenken, dann geben wir unseren Platz sofort auf oder tun irgend etwas, womit wir jener Person helfen können, und zwar ohne Rücksichtnahme auf unsere eigene Bequemlichkeit, Behaglichkeit, Störung oder irgend einen andern Beweggrund, welcher Art er immer sein möge. Nur dann, wenn wir anfangen, unser Selbst in das Problem hineinzubringen, wird es ein Problem für uns werden, und dann haben wir zu prüfen und zu entscheiden, was höflich ist, was für unsere eigene Selbstachtung nötig ist oder was großmütig und gütig ist.

Hiernach vermagst Du zu ermessen, daß die Lehre des Herzens in der Tat ein sehr hohes Sittengesetz verkündet, ein solches, was eine sehr lange Zeit beansprucht, bis wir es befolgen können. Darin liegt aber kein Grund, warum wir nicht einen Anfang machen sollten, und ich empfehle Ihnen daher wieder, was mir als der beste, kurz gefaßte Ausdruck des Sittengesetzes vom Standpunkte der Lehre des Herzens erscheint:

Tue niemals etwas lediglich um des niederen Selbstes willen!







Briefe an Freunde.

II.

Ihren Brief habe ich erhalten, in welchem Sie sich bitter darüber beklagen, daß ich die Hilfe und Belehrung zurückgehalten habe, die ich nach Ihrer Meinung Ihnen hätte bringen können und zu der Sie sich durch unsere persönliche Freundschaft berechtigt glaubten. Ich soll Sie, wie Sie sagen, beständig verkannt haben, — ich soll verabsäumt haben, Ihre Bedürfnisse zu fühlen und denselben gerecht zu werden, und ich soll nicht erkannt haben, daß Sie den Meister gefunden hätten, nicht wahrgenommen haben, daß das alleinige Motiv Ihres Lebens war, seinen Willen zu tun, und dieses beständige Mißverstehen meinerseits, sowie meine Zurückhaltung und Nichtbeachtung haben, wie Sie weiter sagen, einen Groll erzeugt, welcher nun als ein Hindernis zwischen Ihnen und dem Frieden steht, den Sie nur erfahren können, wenn Sie sich in Harmonie mit Ihrer Umgebung fühlen. Sie bitten mich, dieses Hindernis hinwegzuräumen.

Zu meiner Rechtfertigung kann ich nichts sagen. Selbst wenn ich es tun könnte, so würde es für Sie doch von keinem Nutzen sein. Nicht nur deshalb, weil die Freundschaft aufhört, wo die Selbstrechtfertigung anfängt; sondern weil unsere Hindernisse stets in uns selbst, niemals in den Umständen oder in anderen Menschen liegen. Nicht ich oder meine Nachlässigkeit und mein Mißverstehen, ob nun wirklich oder eingebildet, ist das Hindernis zu Ihrem Frieden; sondern es ist Ihr eigener Groll. Und dieser ist in Ihnen, nicht in mir.

Es ist wahr, daß es Ihnen eine zeitweise Erleichterung bringen und Ihre Empfindungen beschwichtigen könnte, wenn ich mich bei Ihnen in einem günstigeren Licht zeigte. Aber es würde eben nur eine vorübergehende Linderung sein, und die Ursache Ihres Verdrusses würde unberührt bleiben. Früher oder später müssen Sie in sich selbst jenem Dinge entgegentreten, welches diesen Groll anregt und unterstützt; und da Sie meine Hilfe erbeten haben, wird es besser sein, daß ich Ihnen jetzt gleich behilflich bin, dies zu tun, selbst wenn die erste Wirkung davon die sein sollte, die Lebhaftigkeit Ihres Grolles noch zu verstärken, als daß ich versuchen sollte, diesen zuzudecken oder nur die Gelegenheit zum Hervorbrechen hinwegzuräumen.

Lassen Sie mich völlig klar über diesen Punkt sprechen, ehe wir fortfahren. Über die Umstände unseres Lebens und über unsere Umgebung haben wir wenig oder gar keine Herrschaft. Was jedoch deren Einwirkung auf uns selbst und die Art unseres Verhaltens diesen Dingen gegenüber angeht, so haben wir eine unbegrenzte Herrschaft über Umstände und Umgebung. Wir können keinen Teppich über alle die Dinge, die emporwachsen, ausbreiten, über die Felsen, über die Stoppeln und über die Sträucher der Erde. Aber wir können Schuhe an unsere Füße ziehen. Wir können das Böse, die Unfreundlichkeit und Rücksichtslosigkeit von allen jenen, mit denen wir in Berührung kommen, nicht entfernen. Wir können uns nicht schützen gegen den Schmerz, den andere uns zufügen, und wenn wir es schon könnten, so dürfen wir es nicht. Wir können aber veranlassen, daß dieser Schmerz uns zum Segen gereicht und nicht zum Fluche. Wir können es so wenden, daß wir dadurch Kraft, Mut, klare Einsicht, Nachgiebigkeit und umfassende Liebe uns aneignen. Wir können lernen zu leiden, ohne verbittert zu werden, und wir können vor allem lernen, daß nichts zu uns kommen kann aus diesem weiten Universum, ohne uns ein Geschenk zu bringen, — wenn wir es nur annehmen wollen. Es gibt eine Alchemie in jedes Menschen Geist, welche, wenn wir nur sie anzuwenden lernen, äußeres Böses in inneres Gutes und Härte in Milde



verwandelt. Durch diese Alchemie allein können Sie den Frieden, den Sie suchen, erreichen und erhalten.

Wir wollen annehmen, daß ich alles dessen schuldig bin, dessen Sie mich anklagen. Sie werden dies nicht zugeben wollen. Sie wünschen überredet zu werden, daß es nicht wahr ist. Das würde aber nur das Ergebnis vereiteln. Wenn ich es nicht tue, so wird früher oder später irgend jemand anderes dieselbe Haltung, die Sie jetzt in mir so unerträglich finden, einnehmen. Muß denn Ihr Friede von dem Verhalten eines anderen abhängen? Warum sollte denn das, was in anderen ist, so unerträglich für Sie sein? Können wir nur glücklich sein, wenn wir richtig gewürdigt werden, nicht übersehen oder vernachlässigt werden? Kann ein anderer als ein Hindernis zwischen uns und dem großen Meister stehen, welcher die Sünder und die Ausgestoßenen zu seiner Liebe rief und dessen Königreich im Innern ist? Wenn wir so denken, dann haben wir nicht den Meister gefunden, sondern eine Vergötterung unserer eigenen Selbstgerechtigkeit. Weshalb fühlen Sie diesen heftigen Groll? Was ist Ihnen verwundet?

Zuerst ist es Eitelkeit. Wir denken, daß wir die Eitelkeit ablegen, wenn wir aufhören, übergroße Sorgfalt auf unsere Kleidung zu verwenden oder mit Selbstgefälligkeit in den Spiegel zu sehen. Aber das ist nur Kinderei, und Eitelkeit ist nicht bloße Kinderei. Sie begegnet uns bei jeder Wendung, wenn wir von neuem auf die Welt um uns sehen, und in ihren ungezählten Spiegeln uns selbst widergespiegelt finden. Die meisten Menschen leben für und von solchen Spiegelungen; ihr Leben, bewegt durch die äußeren Anreize dieser Abbilder ihrer selbst, kommt mit zauberhafter Färbung und trügerischer Macht zu ihnen zurück. Und dies ist Eitelkeit. Eitelkeit ist nicht nur Selbstgefälligkeit. Sie unterscheidet sich von Stolz darin, daß ihre Selbstgefälligkeit durch die eigenen Widerspiegelungen genährt werden muß. Bei dem einen ist es der Heiligenschein des Ruhmes, den er über seinem Abbild sehen muß. Bei einem andern ist es der Widerhall seiner Stärke, der ihm aus der äußeren Welt zurückhallen muß; bei einem dritten ist es das Aroma seiner guten Taten, das ihm



als Weihrauch zuströmen muß. Aber alle diese Dinge sind nichts als Eitelkeit – die bloße Widerspiegelung des Selbsts, wie wir es sehen möchten und gesehen haben, – eine gleißende, zauberische Welt, die uns im Banne hält und uns knechtet.

Aber so trügerisch auch diese Spiegelungen sind, so ist doch in uns etwas, was uns unaufhörlich zuflüstert, daß sie unwirklich sind. Es ist die uns innewohnende Redlichkeit der Seele, die niemals gänzlich geblendet wird, sondern die da weiß, daß ihr Königreich ein inneres und kein äußeres sein muß und daß alle diese Dinge äußere Dinge sind – selbst die besten und höchsten unter ihnen –, sogar das Aroma der guten Taten. Und obgleich wir dieser inneren Stimme nur wenig lauschen und uns fragen, ob solche Taten, wie wir sie hier sehen, nicht doch wirklich und gut sind, so macht diese Stimme uns doch ein wenig unruhig, und wir verlangen heftiger als vorher danach, wieder beruhigt zu werden durch die Schönheit der Abbilder, die wir sehen. Wenn dann der Fall eintritt, daß wir nur nach einer Richtung ausblicken und keinen Heiligenschein sehen, wenn wir lauschen und keinen Widerhall hören, wenn wir riechen und keinen Wohlgeruch wahrnehmen, dann scheint unsere Existenz selbst in Gefahr zu sein und unsere ganze Welt droht sich in einer Schattenwolke aufzulösen. Wir haben unser Haus auf Treibsand gebaut.

Es ist nicht leicht, viel weniger angenehm zu erkennen, daß der größere Teil all unserer Leiden nur verletzte Eitelkeit ist. Noch schwerer ist es anzuerkennen, wie tief diese in die Beweggründe unseres Lebens eindringt und alle unsere Handlungen färbt. Um dies tun zu können, bedarf es einiger Kenntnis und Erfahrung eines Lebens, das nicht eitel ist, in das kein Abbild des Selbstes als Handelnder oder Genießender eintritt. Für jene, die in Spiegelungen leben, würde solch eine Erfahrung die gänzliche Vernichtung, nicht nur ihrer selbst, sondern auch ihrer ganzen Welt bedeuten. Und so klammern sie sich in unbewußter Furcht, in dem blinden Instinkt der Selbsterhaltung, an die täuschenden Schatten ihrer Werke, an die Abbilder ihrer selbst, die sie um sich herum sehen, und bemühen sich, den Spiegel, aber nicht die Wirk-



lichkeit zu ändern, bis sie sich selbst wieder so sehen, wie sie es wünschen.

Aus der Eitelkeit entspringt die Eifersucht. Und diese ist zunächst verwundet, wenn uns in dem Verhalten eines anderen Vernachlässigung, Zurückhaltung oder Überhebung entgegentritt. Eifersucht ist ebenso versteckt wie Eitelkeit. Beide nehmen tausend Formen an; eines zieht das andere nach sich; und beide verbergen sich, damit wir sie nicht entdecken sollen; je feinere Formen sie annehmen, desto undurchdringlicher werden sie. In rohen physischen Naturen sehen wir sie sogleich als das, was sie sind; wenn aber unsere Wünsche für uns selbst nach einem höheren Vorbild geformt sind und das Zentrum unseres Lebens zu der psychischen und Gefühls-Ebene hinstrebt, dann bedarf es zu deren Entlarvung einer mutigen, aufrichtigen Selbstprüfung, die nicht jedermanns Sache ist.

Wir wünschen von uns selbst als liebevoll zu denken, als Wesen, die jenen, die wir lieben, dienen, als Wesen, die großmütig ihre Güte ausschütten, die Barmherzigkeit, Frieden und Licht ausstrahlen, eine Quelle der Kraft und Hilfe für unsere Umgebung sind. Wir reden uns selbst ein, und mit Recht, daß dies hohe und edle Ziele sind. Das Vorbild ist in der Tat gut. Aber der Wunsch, uns selbst in der Form dieses Vorbildes zu sehen, ist die augenfälligste Eitelkeit — und unterscheidet sich überhaupt nicht von dem Wunsch, uns selbst schön, berühmt und bewundert zu sehen. Wenn wir dann jemanden antreffen, der unsere Barmherzigkeit nicht nötig zu haben oder unser Licht nicht anzuerkennen scheint, oder sich wegen der Hilfe und des Friedens, die er anderswo findet, nicht an uns wenden will, — und wenn wir dann ein bitteres Gefühl gegen ihn und gegen seine Weigerung, unser Anerbieten anzunehmen, in uns aufsteigen finden, so mögen wir wissen, daß, im Grunde genommen, unser Gefühl sich in gar nichts unterscheidet von der blinden eifersüchtigen Wut, die eine Schauspielerin fühlen mag, wenn ihre Eitelkeit und ihr Ehrgeiz durchkreuzt wird, wenn der Applaus ihr vorenthalten und ihrer Rivalin gespendet wird; oder von dem Ge-



fühl, das einen Trunkenbold zum Morde antreiben kann, wenn ihm sein Alkohol verweigert wird. Von Selbstschmeichelei und dem Weihrauch unserer widergespiegelten Vollkommenheit lebend, gleichen wir auch nur einem Trunkenbold der Eitelkeit.

Sie werden mich beschuldigen, daß ich Sie wiederum völlig mißverstanden habe — daß ich mich weigere, die Reinheit und Selbstlosigkeit Ihrer Empfindungen und Ihres Wunsches nach liebevollem Dienst zu sehen. Aber wir sind nicht wohl beraten, wenn wir uns selbst betrachten, als wären wir verschont von den großen Verstrickungen und Täuschungen des menschlichen Lebens. Zugegeben, daß es in Ihrem Wunsch zu dienen Reinheit, Selbstlosigkeit und echte Tiefe von edler Liebe gibt, so bleibt die Frage, wie viel von Eitelkeit und Eifersucht darunter gemischt ist. Wenn ein Mensch krank ist, so spricht der Arzt nicht über die gesunden Stellen, sondern er untersucht die erkrankten Teile und forscht nach der Ausdehnung und dem Ursprung des Giftes in den Adern. Es gibt einen Prüfstein, der, wenn wir ihn nur ehrlich anwenden, uns die Antwort erteilt: In welchem Maße wünschen wir, daß das Glück jenen zuteil werden möge, die wir lieben, daß in der Welt das Gute getan werden möge, auch wenn wir nicht als Handelnde, Vermittler oder Genießer daran teilnehmen, sondern wenn es durch andere Hände als durch die unseren geschieht und keine Spur, keine Widerspiegelung unserer selbst aufweist? Inwiefern sind wir geneigt, als unnötig und als ein Nichts zu gelten?

Wir wollen eingedenk sein, daß diese Fragen nicht durch Behauptungen beantwortet werden können. Wir werden nicht dadurch selbstlos, daß wir Anspruch darauf machen, es zu sein. Es steht geschrieben: „Es ist leicht zu sagen: Ich will nicht ehrgeizig sein! Es ist aber nicht so leicht, zu sagen: Wenn der Meister in meinem Herzen liest, wird er es makellos finden....... Jemand mag wähnen, daß er sein Augenmerk vom Selbst abgewendet hat, aber er hat in Wirklichkeit nur die Grenzen der Erfahrung und des Wunsches hinausgerückt und sein Interesse auf jene Dinge übertragen, die eine längere Spanne seines Lebens betreffen. Lasse Dich nicht leicht durch



Dein eigenes Herz täuschen. Denn jetzt an der Schwelle noch kann ein Irrtum berichtigt werden. Aber verharrst Du in ihm, dann wird er wachsen und Frucht tragen, oder andernfalls muß seine Zerstörung Dir bittere Schmerzen bereiten."

Wenn ich, Ihrer Bitte folgend, diesen Brief schrieb, so geschah es nur, um diese Leiden auf das kleinste Maß zurückzuführen, obgleich dadurch auch fernerhin die Freundschaft gefährdet wird, die, wie Sie sagen, durch mein Verhalten schon so sehr beeinträchtigt wurde.

Der Schmerz Ihres Grolles ist nur ein Teil des größeren Leidens, das Eitelkeit, Eifersucht und Selbstwille stets im Gefolge hat. Sie verschließen fest Ihre Augen der Tatsache, daß diese großen Feinde von uns allen gegenwärtig sind. Es ist über alle Maßen wichtig, diese in Ihnen selbst zu sehen und ihnen gegenüber zu treten, als Ihren Todfeinden — den Verrätern im eigenen Heim, die alles, was Sie tun oder sein wollen, herunterziehen und vergiften, ebenso jede Verwandtschaft, die Sie eingehen.

Ich habe über Eitelkeit und Eifersucht geschrieben. Aber der Eigenwille ist in Ihrem Leben noch mehr vorherrschend. Sie haben das Abc der Toleranz nicht gelernt. Unterschiede, selbst kleine Meinungsverschiedenheiten über alltägliche Dinge, lasten auf Ihnen wie eine unerträgliche Bürde, wenn Ihrer Ansicht nicht zugestimmt wird. Sie wünschen, daß alle Menschen sich Ihrem Vorbild anpassen, Ihren Idealen nachleben sollen; daß sie Glück, Dienst oder Ruhe da suchen möchten, wo Sie diese gefunden haben. Und Sie sehen nicht, daß Ihr Wille infolgedessen einen fortwährenden Druck auf die Menschen Ihrer Umgebung ausübt und diese nötigt, entweder sich zu unterwerfen oder unablässig zu opponieren, in dem Bewußtsein, die Ursache Ihres Leidens und Ihrer nervösen Spannung zu sein. Denn mit einer unbesonnenen Nichtachtung der Folgen, sodaß die alltäglichen Vorkommnisse zu Ungeheuerlichkeiten aufgebauscht werden, werfen Sie sich gegen alles, was Ihrem Willen entgegen ist.

Wie kann ich Ihnen zu dieser Einsicht verhelfen, — zu



erkennen, wie sehr es Ihnen not tut, Ihren Willen unterzuordnen, Nachgiebigkeit zu pflegen, Unterschiede beiseite zu lassen und andere, falls diese das wünschen, ihrer Unklugheit, ihren Irrtümern und ihrem Unglück zu überlassen? Werden Sie nicht erkennen, wenn Sie darüber nachdenken und sich selbst in die Lage anderer versetzen, daß ebensoviel Eigenwille in uns ist, wenn wir darauf bestehen, der Letzte zu sein, als in dem Bestreben der Erste zu sein; wenn wir Gastfreundschaft aufdrängen, als wenn wir sie verweigern; wenn wir uns weigern zu empfangen, als wenn wir uns weigern zu geben? Sehen Sie ferner nicht, daß, wenn eine Aussprache über ein gestelltes Thema bedeutet, daß es in all seinen Verzweigungen ausgefochten werden muß, bis entweder Zustimmung oder direkte Opposition eintritt, oder wenn das Gesagte stets persönlich ausgelegt wird, daß dann nur solche Themen mit Sicherheit angeschlagen werden können, die völlig unpersönlich sind? Wenn aber Ihr Gemüt und Ihr Wille im Geheimen auf das Thema einen Druck ausüben, so wird dadurch, daß Sie Ihre Sprechweise augenfällig zügeln, nicht viel gebessert. Die Spannung ist vorhanden, und das, was im Augenblick äußerlich zurückgedrängt ist, wird späterhin mit verstärkter Macht hervorbrechen. Der Wille selbst bedarf der Zurückhaltung, welche die Toleranz gebietet, und der Hochachtung vor dem Willen, der Meinung und der Schweigsamkeit der anderen.

Eine Freundschaft, die nicht das Schweigen der Freundschaft achtet, hat keinen Bestand. Keine Freundschaft kann von Dauer sein, außer bei völliger Freiheit – des Willens, der Ansicht, des Handelns. Aber das Schweigen wird nicht beachtet, noch wird die Freiheit zugestanden, wo deren Anwendung übel aufgenommen wird.

Ich befürchte, daß Sie die Bedeutung der Worte, die Sie gebrauchen, verkennen, wenn Sie sagen, daß Sie den Meister gefunden haben und nur noch seinen Willen zu erfüllen versuchen. Den Meister zu finden bedeutet, einen Lichtkreis zu entdecken, in dessen heller Strahlung unsere Sünden unverhüllt und nackend stehen und uns mit einem heftigen Gefühl des



Widerwillens gegen uns selbst und der Niedergeschlagenheit erfüllen, das uns auf der Stelle verzehren würde, wenn nicht das Mitleid seiner großen Liebe uns bewahrte. Wir wünschen, ein Nichts zu sein, was wir aber sind, steht vor uns in all seiner scheußlichen Unnatur. In dieser Erfahrung gibt es keine Ausnahme. Vor dem Meister hat noch niemand gestanden, der nicht diese Wahrheit gekannt hätte, sei er ein Heiliger, ein Seher oder ein Kämpfer. Diejenigen, die diese Erfahrung durchgemacht haben, können sagen, daß keine Heimsuchung der Dunkelheit dieser Prüfung des Lichtes vergleichbar ist, — dieser Selbst-Offenbarung, die uns durch das leuchtende Antlitz des Meisters zuteil wird. Wenn Sie die Belehrung, die ich nach Ihrer Meinung empfangen habe und die ich Ihnen angeblich hätte bringen sollen, nicht empfangen haben, so ist es nur deshalb, weil Sie dieselbe nicht gewünscht haben. Und, obgleich Sie mich darum gebeten haben, so wünschen Sie diese auch jetzt noch nicht. Aber weil Sie mich gebeten haben und weil, wenn ich es könnte, ich viel darum geben würde, Ihnen zu helfen, habe ich geantwortet. Das, was Sie gefunden und für den Vater gehalten haben, ist Ihr selbstgeschaffenes Wahngebilde, voll von Rührsamkeit, aber auch voll von dem Gifte des Selbstes. Sie sind wie jemand, der in einer schwarzen Höhle wohnt, die mit giftigen Dämpfen erfüllt ist, die er nicht wahrnimmt, deren Wände mit Phosphor getüncht sind. Durch die rechte Berührung der Wände schimmern diese in vielen Farben und geben Licht, Schönheit und Spiegelungen von sich. In Verzückung stehen Sie vor diesen Wänden und wissen nicht, daß Sie in einer Höhle sind, wo der helle Sonnenschein nie hineindringt. Genau so, wie in Dantes Hölle die einzige Möglichkeit des Entrinnens vom tiefsten Punkt aus, den Rücken Lucifers entlang, gegeben war, so ist auch der einzig mögliche Weg aus dieser Höhle des Selbstes der durch die tiefste Dunkelheit derselben. Es kommt daher eine Zeit, wo unser Entzücken zerrinnt, wo aus Mitleid der Schimmer von den Wänden weggenommen wird und unsere Berührung ihn nicht länger hervorbringt. Ganz allmählich verläßt uns das Licht und entschwindet. Wir werden in Dunkelheit zurückgelassen. Jedoch



mit der Dunkelheit und ihrem Schmerz und ihrer Furcht entsteht in uns der heftige Drang zu entrinnen.

Dies ist das Wachstum, die Frucht und das Absterben der Eitelkeit und des Selbstwillens, und es ist in vielen Büchern beschrieben worden. Es ist ein Zustand im Leben der Seele, durch den alle jene hindurch müssen, die nicht gleich zu Beginn des Pfades diese Dinge aus ihren Herzen reißen. In „Fragmente" werden Sie finden:

„Hinter allem Ringen, hinter allem Schein, hinter allem Lachen und allen Tränen, hinter unseren Erfolgen, die uns meist entmutigen, und unseren Mißerfolgen liegen die ewigen Wahrheiten des Seins. Und nach und nach, wie Kinder, die des Spielens müde sind, erheben wir uns und legen unser Spielzeug beiseite. Dann sinkt eine Ruhe nieder, ein Schweigen und für viele ein Gefühl der Öde. Die große Flut des Lebens ist gleichsam an uns vorübergerauscht und hat uns allein gelassen. Die Welt, die sonst voller Anregungen gewesen, mit Beschäftigungen und Vergnügungen erfüllt, — diese Welt ist durch eine blitzartige Wendung des Bewußtseins eine Welt der Schatten geworden; die Hände, die wir so warm in den unserigen hielten, sind fortgeglitten; die Blumen, die wir zu Kränzen binden wollten, fallen zu Boden, welk und unbeachtet. Warum dies so gekommen ist und wie, — das ist ein Teil des Mysteriums; aber es ist gekommen und das Leben ist nie wieder wie einst.

„Dies ist der Augenblick der Entscheidung, wo die schwache Seele ohnmächtig zusammensinkt und unterliegt. Aber die starke Seele schreit: „Zum wenigsten bin ich!" Sie eilt voran, und wie sie eilt, bemerkt sie, daß sie immer tiefer und tiefer in das Schweigen und die Dunkelheit eindringt. Doch weiter muß sie, leben muß sie, der Schrecken des Unbewußtseins treibt, und der Glaube an das eine Wissen von dem eigenen Sein ist das matte Licht, bei dessen düsterem Geflacker sie ihren Weg suchen muß. »Wenn ich bin, muß auch Gott sein!« preßt ihr die Todesangst ab, und siehe! Das trübe Licht ist heller geworden und deutlicher der Pfad!

„Das Gewirr der Welt liegt weit zurück. Kriege mögen



dort toben, Nationen sich heben und fallen. Sie merkt es nicht; die Dunkelheit hat sie eingehüllt, und der Riesenkampf des Universums ist wie ein Nichts für die tapfere Seele, die in dessen grauenvoller Dunkelheit verschlungen, mit Verzweiflung um ihr Leben und ihren Frieden kämpft.

„Weiter, weiter, — o, ringe Dich weiter. Das sind die Geburtswehen der lebendigen Seele. Das Spielzeug ist beiseite gelegt; die Blumen sind verwelkt. Ja, aber Gott hat andere Blumen, die nicht verwelken, und Gaben hat er, die würdig sind der Seele des Menschen.

„Hoch auf sonnenheller Ebene steht der Kämpe, und dienende Engel bringen ihm die Segnungen der Götter dar. Er findet einen neuen Himmel und eine neue Erde, getaucht in das frische Naß des Morgens. Menschen mit strahlendem Antlitz und verstehenden Augen nahen ihm dort. Kein Mißton, kein Lärm ist vernehmbar, sondern eine erhabene, von rhythmischem Wohllaut erfüllte Stille herrscht hier. Eine Seele wurde geboren. Durch Dunkelheit und Schmerzen und einen wilden Kampf mit dem Tode ist sie eingetreten in das Leben. Der Pfad ist gefunden."

Zu diesen „sonnenhellen Ebenen" führt kein bequemer Weg. Vom Selbst gibt es kein Entrinnen ohne tiefen Schmerz. Ehe Sie diese Dinge verstehen können, muß die Knospe der Eitelkeit zerstört sein, und damit wird gleichsam Ihre ganze Welt in den Abgrund des Nichts verschwinden. Wenn Sie jedoch den Pfad finden und betreten wollen, hier ist der Weg dazu.

„Such in dem Herzen die Wurzel des Bösen und reiße sie aus. Denn es treibt und es wuchert im Herzen des eifrigen Jüngers gleichwie in den Herzen der Kinder der Welt. Nur der Starke vermag es zu töten. Der Schwache jedoch muß sein Wachstum erwarten, sein Reifen, sein Sterben. Durch Weltenalter wächst dies Kraut im Menschen. Es wuchert, doch in Blüte tritt es erst, wenn vieler Leben Unzahl er durchlaufen. Wer der Beherrschung Weg betreten will, muß dieses Kraut aus seinem Herzen reißen. Wohl wird alsdann das Herzblut reichlich fließen, das ganze Leben wird vernichtet scheinen. Die Prü-



fung aber muß bestanden werden. Vielleicht tritt sie an Dich heran schon bei dem ersten Schritt des wagnisvollen Klimmens hinauf zum Lebensweg, vielleicht beim letzten. Bedenke wohl: sie muß bestanden werden, — und setze alle Kräfte ans Vollbringen. Nicht in dem Augenblicke darfst Du leben, nicht in der Zukunft, — nur im Ewigen. Dort kann dies Riesenunkraut nicht gedeihen: der Hauch schon eines Ewigkeitsgedankens tilgt diesen Flecken aus von Deinem Dasein."

Es gibt keinen anderen Weg für Sie, als diesen; und kein anderer kann ihn für Sie gehen. Sie werden leiden, — nicht durch selbstauferlegte Leiden, sondern durch Schmerzen, die Ihren Willen überwältigen. Aber auch dies ist notwendig. Von da, wo Sie jetzt stehen, können Sie nur durch solches Leid weiterkommen. Wenn Sie weiterlesen in „Licht auf den Weg", werden Sie sehen, weshalb dies so ist.

„Wenn der Mensch zuerst in die Stille eintritt, verliert er die Kenntnis seiner Freunde, seiner Lieben, aller, die ihm nahe standen; auch seine Lehrer, und alle, welche vor ihm denselben Weg beschritten, entschwinden seinen Blicken. Dies füge ich hinzu, weil kaum einer ohne bittere Klage hindurchwandert. Könnte der Mensch vorher nur ganz verstehen, daß die Stille vollständig sein muß, so würde sich nicht diese Klage als Hindernis auf dem Wege erheben. Dein Lehrer oder dein Vorgänger mag deine Hand in der seinen halten, er mag das wärmste Mitgefühl für Dich empfinden, dessen ein menschliches Herz fähig ist; wenn aber die Stille und die Finsternis an Dich herantritt, schwindet Dir alle Kenntnis von ihm; allein stehst Du und er vermag nicht, Dir zu helfen, — nicht weil die Kraft ihn verließ, sondern weil Du Deinen großen Feind anriefst. Mit Deinem großen Feind meine ich Dich selbst. Wenn Du die Kraft hast, inmitten der Finsternis und Stille Deiner eigenen Seele Trotz zu bieten, dann hast Du das irdische oder tierische Selbst besiegt, das allein in der Empfindung lebt."

Obgleich Sie werden leiden müssen, so hängt die Dauer des Leidens doch von Ihnen ab. Flehen Sie um die Kraft, sie abzukürzen. Stärke sowohl als die Kraft zum Gehorsam ist Ihnen eigen, sobald Sie beide von sich selbst frei machen.



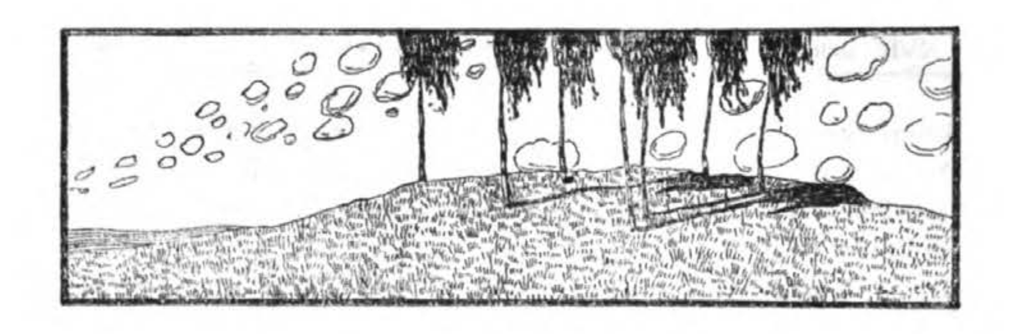
Bitten Sie Gott darum, dies tun zu können. Flehen Sie in Demut und auf Ihren Knieen, daß Sie in sich selbst die Eitelkeit, Eifersucht und den Selbstwillen, die Ihr Leben vergiften, erkennen mögen, daß Sie Demut und Selbsterniedrigung erlangen, um durch Selbstunterwerfung unter den Willen anderer in dem Kampfe gegen Ihren eigenen Willen gestärkt zu werden und den Sieg davon zu tragen.

Erscheint Ihnen dies zu unbestimmt? Werden Sie mir entgegenhalten, daß Sie eben dies jeden Tag ausgeführt haben, — oder doch etwas, was dem gleichkommt? Ich glaube nicht daran. Wenn Sie aber etwas ganz Bestimmtes tun wollen, so tun Sie Folgendes: Machen Sie den Anfang einer gründlichen Umwandlung, deren Ihr Leben bedarf, mit jemandem, der Ihnen am nächsten steht, der mit Ihnen in demselben Hause wohnt und dem Sie während all dieser Jahre zu helfen gedachten und ihn recht zu lenken bemüht waren. Fassen Sie den Entschluß, während eines ganzen Jahres Ihren Willen dem seinen unterzuordnen, einerlei ob sein Wille richtig oder falsch ist, — den Entschluß, keinerlei Kritik an ihm üben zu wollen, weder in Worten, noch in Gedanken, — wenn sich Fehler oder Mängel an ihm zeigen, Ihre Aufmerksamkeit davon abwenden und die eigenen Fehler betrachten zu wollen, — sich nicht verteidigen oder Gegengründe vorbringen zu wollen, — weder neugierig, noch mißtrauisch sein zu wollen, — in allem, was ihn angeht, nur der Diener seines Willens oder seiner Laune zu sein, freudig, ruhig, gehorsam, — weder um Aufträge zu bitten, noch Ihre Unterwürfigkeit auffallen zu lassen oder sich ihm irgendwie aufzudrängen, — im buchstäblichen Sinne jeden Wunsch, den er ausdrückt, nach Ihren besten Kräften zu erfüllen.

Wenn Sie die Kraft haben, dies auszuführen, werden Sie ohne Zweifel vieles tun, was nach Ihrer Ansicht verkehrt ist. Nichtsdestoweniger werden Sie die Genugtuung haben, sich die Tugend des Gehorsams angeeignet zu haben. Und Sie werden den Anfang in der Bekämpfung des Eigenwillens gemacht und somit den Pfad betreten haben, welcher Sie zu den „sonnenhellen Ebenen" führt. In Treue

Ihr John Gerard.





Von Heide und Heidekraut.

Gedichte von **Leopold Corvinus.**

Wo die Birke weiss auf dem Hügel blinkt...

Wo die Birke weiß auf dem Hügel blinkt,
Wo der Ginster blau vom Wege winkt,
Wo die rötlichen Kräuter unendlich blühn
Und im Sonnenlicht hell funkeln und sprühn,
Wo die Heide in ewiger Pracht sich dehnt, —
Da steh ich am moosigen Steinblock gelehnt.

Ich atme die Freiheit, die rings mich umfängt,
Die flutend in ewige Weiten sich drängt.
Und immer nach Freiheit dies heiße Verlangen,
Und immer nach Freiheit dies quälende Bangen,
Nach Freiheit von allem Sorgen und Hasten,
Nach Freiheit von allen Erdenlasten,
Nach Freiheit in ewigen Himmelsweiten,
In großen, stillen Unendlichkeiten.



Morgen.

Der Morgenwind erwacht im nahen Ried,
Der Himmel ist von zartem Rot erhellt,
Und froh verläßt mit ihrem ersten Lied
Die Heidelerche das betaute Feld.

Auch meine Seele spreitet ihre Schwingen
Und läßt sich in die freien Lüfte tragen
Und will sich weiter als die Lerche wagen,
Dem Ewigen ihr Morgenlied zu singen.

Gerechtigkeit.

Du schreitest durch den stillen Heidemorgen,
Und in den Nebeln, die vorübergleiten,
Erscheinen dir die Bilder ferner Zeiten
Mit allen ihren Freuden, ihren Sorgen.

Doch ruhig bleibt dein Herze, denn du weißt,
Kein Gott, kein Außerdir schuf dir dein Leben,
Von keiner Willkür ist dein Ich umgeben,
Kein Ungefähr umfesselt deinen Geist.

Was dir an Leid, was dir an Freude ward,
Ist eine Ernte deiner eignen Saaten,
Und was im Zukunftsschoße deiner harrt,
Erwarbst du dir durch eigne, frühre Taten.

Ein ewiges Gesetz durchdringt die Welten,
Das mit Gerechtigkeit die Herrschaft führt,
Im Erdenstaub, in fernen Himmelszelten
Wird einer jeden Tat, was ihr gebührt.



Du schreitest durch den stillen Heidemorgen,
Und in den Nebeln, die vorübergleiten,
Erscheinen dir die Bilder ferner Zeiten
Mit allen ihren Freuden, ihren Sorgen.

Doch ruhig bleibt dein Herze, denn du weißt,
Kein Gott, kein Außerdir schuf dir dein Leben,
Von keiner Willkür ist dein Ich umgeben,
Kein Ungefähr umfesselt deinen Geist.

Wiederverkörperung.

Du stehst auf hügeligem Heiderande
Und schaust in dunkel glühendes Abendrot
Und schaust auf weithin, weithin flammende Lande
Und überdenkst Vergänglichkeit und Tod.

Und bist doch ohne Furcht und Traurigkeit
Und bist voll großer, tiefer, wahrer Freude
Und jubelst in das weite Weltgebäude,
Von allem falschen Erdenwahn befreit.

Es geht ein Tag dahin, es folgt die Nacht,
Es dämmert eines neuen Tages Schein, –
So stirbt ein Mensch, wird still zur Ruh gebracht
Und kommt zu einem neuen Erdensein.

Der Mensch geht dieser Erde nicht verloren,
Mag auch sein Leib im Todesschlaf erbleichen,
Der Mensch wird dieser Erde neu geboren
Nach einer Rast in unsichtbaren Reichen.

Der Mensch lebt immer wieder Erdenleben,
Denn immer wieder muß er kämpfen, ringen,
Sich selbst zum Göttlichen emporzuschwingen,
Die ganze Welt zum Göttlichen zu heben.



Du stehst auf hügeligem Heiderande
Und schaust in dunkel glühendes Abendrot
Und schaust auf weithin, weithin flammende Lande
Und überdenkst Vergänglichkeit und Tod.

Und bist doch ohne Furcht und Traurigkeit
Und bist voll großer, tiefer, wahrer Freude
Und jubelst in das weite Weltgebäude,
Von allem falschen Erdenwahn befreit.

Das Eine Leben.

Ich liege mitten im duftenden Heidekraut
Und lasse die jubelnde, jauchzende Seele gleiten,
Gleiten in alle Nähen, alle Weiten,
Und allen Dingen fühl ich mich so vertraut.

Ich weiß, ich weiß, ich bin der ewige Himmel,
Der schön und blau und glänzend sich erhebt,
Ich bin der Wolken lustiges Gewimmel,
Das fern am fernen Horizonte schwebt.

Ich bin im Blütenmeere jede Blüte,
Die froh mir zunickt, lachend und farbenhell,
Ich bin der Schmetterling, der lichtumsprühte,
Der Vogel, fernesüchtig und sehnsuchtsschnell.

Ich bin der Wandrer, dessen fröhliches Singen
Vom Waldesrand aufmunternd herüberweht,
Ich bin der Lüfte leise raunendes Klingen,
Das um die zitternden Heideblumen geht.

In allen Dingen lebt das Eine Leben:
Im blauen Himmel und im kleinsten Tier,
In Wolke, Wind, im Wald- und Heideweben,
In Mir und Dir.



Kiefernwache.

Der Kiefernwald am fernen Heidesaum
Steht strahlend in der letzten Abendglut,
Wie eine Kriegerschar mit stolzem Mut, –
Mir aber naht ein wundersamer Traum.

Mir wandeln sich die Bäume zu Gestalten,
Die schirmend ihre schimmernden Hände breiten,
Zu jenen Königen der Unendlichkeiten,
Die um die Menschen heilige Wache halten.

Heidenacht.

Es ist so still. Und schwarze Nacht umdunkelt
Die schlafende Heide bis zum fernsten Saum.
Und nur die Schar der hellen Sterne funkelt
So ruhig, friedlich durch den leeren Raum.

Und deine Seele kniet auf ragendem Hügel
Und muß die Stirne tiefer, tiefer neigen.
Andächtig faltet sie die schimmernden Flügel
Und lauscht beseligt in das tönende Schweigen.





Christliche Wissenschaft.

Von Dr. Archibald Keightley.

Unter den vielen Formen menschlicher Erfahrung ist diese sicher eine der sonderbarsten. Wollte man versuchen, auf die Geschichte dieser Bestrebung näher einzugehen, so würde der Leser, glaube ich, bestürzt sein. Die Flut von Spott, der sich über diese Sekte und ihre Mitglieder ergoß, ist ungeheuer, die Kritik — teils gerecht, teils ungerecht — einfach vernichtend, und dennoch behauptet sie das Feld und die Zahl ihrer Mitglieder bleibt im Steigen. Man wird also gewiß sagen, daß ein System, welches so viele menschliche Gemüter beherrscht, doch einer gerechten Prüfung wert ist.

Laßt uns also einmal die Menschen betrachten, die dies System angenommen haben und von denen wir annehmen können, daß sie seine Wirkung in ihrem Leben offenbaren. Ich habe viele kennen gelernt und ernsthaft mit ihnen darüber gesprochen, sowohl in England als auch in Amerika, wo ich zuerst damit bekannt wurde. Es sind ernsthafte Männer und Frauen. Sie sind fröhlich, gleichmütig und in gewissem Grade für andere besorgt. Sie setzen hingebenden Glauben in das, was sie tun, sie studieren ihre Lehren und sind sogar noch pünktlicher in ihren religiösen Gebräuchen, als viele, die zur römisch-katholischen Kirche gehören. Aber bei alledem sind sie auch Fanatiker. Außer ihren besonderen Glaubensansichten haben sie sehr wenig andere Gedanken. Diese bilden ihren einzigen Begriff von Vollkommenheit und ihr Blick ist geschlossen für alles, was außerhalb derselben

liegt. Ihr Horizont beginnt, lebt und endet mit Mrs. Eddy und ihrem Buch: „Wissenschaft und Gesundheit“. Alles, was es sonst noch gibt, nennen sie das „Sterbliche Gemüt“ und hat nach der von ihnen ausgesprochenen Meinung keine Existenz. Ihre Terminologie ist höchst verwirrend, und das kann auch kaum anders sein, wenn für sie außer dem, was sie „Gemüt“ nennen, nichts sonst vorhanden, und alles sonst auf den Standpunkt der Unwirklichkeit und des Nichtseins verwiesen ist. Die Worte haben nicht mehr ihre ursprüngliche Bedeutung, sodaß das Verbindungsmittel zwischen „Sterblichen Gemütern“ aufgehört hat, und wenn man versucht, die Tendenz dieser Gedankenrichtung zu verstehen, rennt man gegen eine kahle Mauer. Das Schlimmste dabei ist, daß solche Denkmethoden, sowie die Behauptung, daß alles, was nicht mit ihren speziellen Ansichten übereinstimmt, „Sterbliches Gemüt“ ist, in den Anhängern dieser Gedankenrichtung eine pharisäerische Überhebung großzieht, die die Achtung anderer vor ihren praktischen Zusicherungen herabsetzen muß.

Aber daß gewisse Mitglieder — sei ihre Zahl auch groß — sich nicht zu der Höhe dessen aufschwingen, was sie bekennen, ist kein Grund, das Gedankensystem an sich zu verurteilen, dem nachzuleben sie verfehlen. Das einzig wirklich wichtige ist hier die Frage: Ist dieses System wahr?

Ein kürzlich von Mark Twain veröffentlichtes Buch hat mehrere äußere Details der Organisation sehr sorgfältig geprüft und einige ihrer Trugschlüsse und Widersprüche schonungslos bloßgelegt. Der Gründer der christlichen Religion belehrte einst seine Jünger, er lebte das Leben, das er lehrte und stellte für alle Zeiten ein heiliges Beispiel auf. All solche „Irrtümer“ hat Mrs. Eddy vermieden. Sie hat im Lande des allmächtigen Dollars Millionen zusammengerafft nach dem Grundsatz, daß jeder Arbeiter seines Lohnes wert sei, selbst wenn sie auch gleichzeitig erklärte, daß ihre Verkündigungen „unbezahlbar“ wären. Wie Mark Twain darlegt, offenbaren die Regeln der Organisation, sowie



die Macht, welche sie Mrs. Eddy verleihen — eine Macht, die in der Weltgeschichte ganz einzig dasteht — und auch die Art, in der diese Macht ausgeübt wird, dies alles offenbart ein „Sterbliches Gemüt", das lüstern ist nach Macht und Besitz und entschlossen, solche sterbliche Tätigkeit auszuüben, gleichzeitig aber göttliche Unfehlbarkeit zu beanspruchen. Wenn wir Mrs. Eddys Charakter prüfen, wie er in ihren Handlungen zu Tage tritt und sich in den Büchern, deren Autor zu sein sie vorgibt, offenbart, so kommen wir zu dem Schluß, daß wir wohl ihr Organisationstalent und dessen geschickte Anwendung bewundern, sie aber unmöglich als den göttlich inspirierten Dolmetscher des Galiläischen Meisters anerkennen können.

Daß viele sie derart anerkennen, weiß ich tatsächlich; aber wenn sie diese ihre Botschaft annehmen, so verschließen sie entweder ihren Blick vor den menschlichen Schwächen solchen Dolmetschers, oder aber sie haben sich nicht die Zeit und Mühe genommen, seine Phänomene zu prüfen. Jedoch die Ansprüche Mrs. Eddys in ihren Schriften und für dieselben gestatten keine Annahme von Fehlbarkeit. Offenbar denkt sie selbst garnicht, daß sie ihr Buch oder ihre Regeln schrieb. Es scheint wohl, als sei es ihre Hand gewesen, die da schrieb, — ihr gehört auch der Ruhm, ihr das Geld, das der Verkauf einbrachte, ihr die Stellung, — der Autor aber ist Gott, der Heilige Geist! Mit aller Ehrerbietung sei es gesagt: Mrs. Eddy hat den Befehl: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir" auf sich angewendet und scheint behaupten zu wollen, daß sie den Logos repräsentiere, oder besser gesagt: der Logos selbst sei.

Von diesem Standpunkt aus können wir die Beschaffenheit solcher Machtanmaßung, den Charakter der Regeln und all der anderen scheinbaren Widersprüche verstehen. Sind aber all solche Dinge als eine göttliche Offenbarung aus dem Munde des Propheten Eddy anzunehmen? Oder sind sie nur ein neuer Versuch, ernstmeinende Männer und Frauen irrezuführen durch einen „Teufel", der sich verkleidet hat als „Engel des Lichts"? Ich will nicht etwa Mrs. Eddy



anklagen, ein Teufel zu sein, aber ist sie nicht wieder ein psychisches Wesen, das Gedanken ausstreut, welche selbst „Auserwählte in die Irre führen"? Es scheint, als wäre dies die richtige Erklärung für ihre Geschichte und ihre Phänomene. Es ist der gemeinsame Weg aller psychisch entwickelten Personen, auf den ihr Fuß sich verirrt hat. Arm, unbedeutend, begierig, begabt mit gewissen Heilkräften und mit Einbildungskraft, — (so wie wir dieselbe sowohl im Leben als in der Geschichte in zahllosen Fällen beobachten, wo das Psychische sich bis zu einer gewissen Stufe entwickelt, die es dann nicht überschreitet), — so finden wir nun auch Mrs. Eddy irregeführt von den Scharen feindlich hemmender Kräfte, die psychisch entwickelte Personen stets von außen und besonders von innen angreifen. Stolz, Ehrgeiz, — vor allem aber die Gier nach Macht und Herrschaft — dies sind die Faktoren in all solchen Fällen. Die Erkenntnis von der Heilkraft, welche im Selbstvergessen, in Freudigkeit und einem entschlossenen Willen liegt, die Mrs. Eddy erlangte und die sie nun ihre Anhänger lehrte, steht in keinem Verhältnis zu dem Schaden, den sie tat, indem sie diese Kraft für das Selbst, zum Vorteil des Selbstes anwandte und so die Kräfte des höheren Gemüts materialisierte.

Denn, wie ist die Philosophie, auf der die Behauptungen der Christlichen Wissenschaft sich aufbauen? Ich meine nicht das Zeugnis ihrer Resultate, denn solche können durch verschiedene Mittel erreicht werden, und die sogenannten „Früchte"*) sind noch kein Wahrheitsbeweis für dieses System. Selbst die Tatsache, über welche ich sprach, daß die, welche der gegebenen Richtung folgen, gleichmütiger im Temperament, höflicher im Wesen und weniger schwankend in ihrer Gesundheit werden können und daß sie ihr Leben auf eine bessere Art ordnen, selbst dies beweist noch nicht die Wahrheit von Mrs. Eddys Buch. Andere Systeme haben eben dasselbe fertig gebracht; alle die verschiedenen philo-

*) Der Titel eines Kapitels aus dem Werke: „Wissenschaft und Gesundheit".

sophischen Systeme: Konfuzianismus, Brahmanismus, Buddhismus und wahres Christentum, sie alle haben dasselbe erreicht, wenn ihre Gläubigen ihr System zielbwußt und energisch zu einer lebendigen Kraft in ihrem Leben gemacht haben. Aber diese Gläubigen waren dann auch genötigt, zu arbeiten und zu lernen und mit völliger Hingabe das zu tun, was sie bekannten. Auch die christliche Wissenschaft hat dies erreicht, denn Enthusiasmus und Glaube haben in ihren Bekennern die Kraft entfacht, sich mit vollem Herzen der Aufgabe zu unterziehen, in ihrem Leben alles das zu betätigen, was sie verkündeten. Dies ist die Grundlage für die Kraft, die meiner Ansicht nach viele von ihnen wirklich ausüben.

Unsere Prüfung zerfällt nunmehr in zwei Fragen:

1) Ist die Grundlage der Philosophie wahr?

2) Wenn diese wahr ist, ist das Motiv, durch welches die Kraft in Tätigkeit gesetzt wird, des höchsten menschlichen Ideales wert?

Es ist außerordentlich schwierig, die Schriften zu analysieren, auf die sich die sogenannte Philosophie aufbaut. Das Buch „Wissenschaft und Gesundheit" hat viele Auflagen erlebt und unter der Autorität von Mrs. Eddy sind in ihm zahllose Änderungen und Umsetzungen vorgenommen. Indessen wollen wir annehmen, daß die letzte Ausgabe unter dieser Autorität (der einzigen, die es gibt) als die beste und vollständigste angesehen werden kann, und darum werde ich mich an die Ausgabe vom Jahre 1906*) halten. Selbst hier ist der Hauptteil des Buches von anderem Stil und Charakter, als der in der „Rekapitulation", da es aber von Mrs. Eddy und namens ihrer Autorität herausgegeben worden ist, dürfen wir annehmen, daß es von ihr und ihren Anhängern als kompetent und ordnungsgemäß angesehen wird. Wir müssen aber zugeben, daß es schwer ist, das Thema zu verstehen, denn sobald man sich voller Fleiß und Sympathie bemüht,

*) Seitdem sind aber noch weitere Ausgaben, wiederum mit Änderungen versehen, erschienen. Die Seitenzahlen beziehen sich auf die englische Ausgabe.



zu verstehen und Schlußfolgerungen zu ziehen, wird einem klar gemacht, daß die Worte das alles garnicht bedeuten sollen.

Es heißt, daß die Sprache uns gegeben ist, um unsere Gedanken zu verbergen, aber Mrs. Eddys Sprache scheint uns dann wohl offenbart worden zu sein zu dem Zweck, das Göttliche Gemüt zu verbergen. Wahrlich, wie sie schreibt, Seite 62: „Das göttliche Gemüt wird für sich selbst sorgen: kein Sterblicher aber mische sich in Gottes Regierung dadurch, daß er mit Gesetzen irrender menschlicher Begriffe dazwischen tritt."

Wenn man dieses Buch liest und studiert, werden uns gewisse Punkte klar. Es ist nötig, die sehr auffälligen Widersprüche bei diesem oder jenem Punkt zu übersehen. Auf „Beweise" wird allenthalben großes Gewicht gelegt, aber nirgends wird ein Beweis logisch oder sonst irgendwie demonstriert. Es gibt da eine Anzahl Behauptungen und eine Anzahl von Verneinungen und viele von ihnen sollen als Beweise gelten und werden als solche angenommen. Ferner gibt es da eine Reihe „selbstverständlicher Voraussetzungen", die aber keineswegs selbstverständlich sind. Wir finden sehr viel über „Stoff" und was nicht im Stoff ist, ebenso sehr viel über „Widerspiegelung", aber wie es denn irgend eine Widerspiegelung geben kann, ohne irgend etwas Stoffliches, in dem das Bild sich abspiegelt, das ist nicht klar.

„Alles ist Gott", das wird eindringlich betont. Gott ist gut und das Gute ist Gott; aber die bloße Ähnlichkeit dieser Worte wird als ein Beweis für folgendes angenommen: weil Gott alles ist und Gott gut ist, darum ist alles, was außerhalb Gott ist — (wenn dies überhaupt möglich) — böse, ist vom Übel, vom Teufel. Im englischen ist *evil* böse und *devil* der Teufel, daher das nicht zu übersetzende Wortspiel *evil* und *d'evil.* Gott also ist das Gemüt und alles, was nicht Gemüt ist, ist vergänglich und teuflisch und wird unter dem sich selbst widersprechenden Ausdruck „Sterbliches Gemüt" zusammengefaßt, welcher zwecks bequemerer Terminologie angenommen wurde. In der Tat, bei vielem, was behauptet



wird, versteigt die Verwirrung sich bis zu „terminologischer Ungenauigkeit". Man könnte Bände schreiben, um eine Kritik an den Worten zu üben, dann aber würde man in ihrem Werk finden, daß „das Neue nicht wahr und das Wahre nicht neu ist". Gott, Geist, Wahrheit, Seele, Gemüt, — alles das ist ein und dasselbe. Der Mensch ist das „Spiegelbild der Seele", aber Gott ist nicht „im" Menschen. Alles, was nicht Gott ist, ist „Sterbliches Gemüt", aber da der Mensch das „Spiegelbild" ist, wird es nicht klar, in welcher Beziehung er zu Gott oder der Seele steht. Ein Spiegelbild ist nicht identisch mit dem, was widergespiegelt wird. Ist der Mensch getrennt von Gott, weil Gott nicht „in ihm" ist? Oder muß der Mensch dasselbe sein, wie das „Sterbliche Gemüt", da er zugegebenermaßen nicht Gott ist? Die Beziehung des Menschen zu Gott oder der Seele ist, meine ich, von größter Wichtigkeit, denn hierauf läuft die ganze Frage hinaus.

Da alles außer Gott „Sterbliches Gemüt" mit all seinen Fehlern und Irrtümern ist, so stehen wir hier der „großen Illusion" der Hindu-Philosophie (Mahamaya) gegenüber, die nur in anderen Ausdrücken dargelegt wird. Aber Mrs. Eddy ist weder Dualist, noch Antidualist; sie ist Mrs. Eddy und ihre Offenbarung ist die einzige.

Sie sagt klar und deutlich, daß alle Wissenschaften, alle philosophischen Systeme, alle anderen Gedankenrichtungen unrichtig sind, wenn sie nicht mit dem übereinstimmen, was sie selbst lehrt. Es handelt sich bei ihr nicht um den offenbarten oder unoffenbarten Logos, oder um die Schleier des unoffenbarten Parabrahm, denn die ganze Evolution des Weltalls wird in einem Atemzuge abgeleugnet. Alles ist eine einzige, gigantische Illusion, welche sie „Sterbliches Gemüt" nennt. Dieses „Sterbliche Gemüt" ist auch der Körper des Menschen. „Sterbliches Gemüt und Körper sind eins" (Seite 177); es ist die Grundlage von Krankheit, weil es zusammengesetzt ist aus empfindungslosem Stoff.

Krankheit ist mental (Seite 151) und durch die Tätigkeit des „Sterblichen Gemüts" sprießen vermittels der Selbstsucht



und Furcht die menschlichen Vorstellungen empor, welche Krankheiten sind (Seite 124). Wenn wir folglich das Gemüt von Irrtum reinigen (Seite 234), verschwindet das „Sterbliche Gemüt" (Seite 251) und es findet Heilung statt (Seite 146).

Das ist der erste „Köder", welcher alle lockt, die sich mit dem Studium der Christlichen Wissenschaft befassen. Der Schüler erfährt, was das „Göttliche Gemüt" denen schenkt, die ihm getreulich folgen; und sie erklärt (Seite 373), daß „Krankheit leichter lenkbar ist, als Schlechtigkeit", also Sünde schwieriger zu heilen ist als Krankheit. Es scheint also, daß Sünde für eine innerliche „Offenbarung" der Krankheit gilt und sich nur dem Grade nach von ihr unterscheidet, — eine Behauptung, der in gewissem Maße zuzustimmen ich geneigt bin. Es wird erklärt: die Heilung von Krankheit und der Besitz von Gesundheit hängt davon ab, daß wir uns von dem „Sterblichen Gemüt" befreien, die Gedanken zum Göttlichen Gemüt emporheben, an der „Wissenschaftlichen Erklärung des Seins" festhalten und voller Hingabe alle Kraft in der zur Heilung gegebenen Richtung auf das Studium konzentrieren.

Dies ist wiederum dasselbe, wie das Hersagen von Mantrams, oder die durch Phrasen herbeigeführte Selbsthypnose, die auf diese Weise ebenso stattfinden kann, wie durch Konzentrieren auf einen glänzenden Spiegel, oder es ist dasselbe wie die Haltung jener Massen, die stundenlang ihr „Groß ist die Diana von Ephesus" schrieen.

Aber tut die Christliche Wissenschaft das, was sie zu tun vorgibt? — Stellt sie die Gesundheit wieder her? (Köder Nr. 1.) Fördert sie das Glück? (Köder Nr. 2.) Bringt sie ihren Jüngern Reichtum? (Köder Nr. 3.)

Durch welche Mittel immer dies auch erreicht sein mag, eine große Anzahl ihrer Jünger haben an Gesundheit zugenommen und einige sind von anscheinend unheilbaren Zuständen gesundet; Trinkern gelang es, ihre Leidenschaft zu überwinden, unmoralische Mitglieder der menschlichen Gesellschaft haben sich einem tugendhaften Leben zugewendet. Bei den einzelnen zeigt sich größeres Glücksempfinden,



und in den Familien, denen sie angehören, weniger Disharmonie, außer da, wo sie versuchen, ihre Ansicht über Bedeutung und Führung des Lebens anderen aufzudrängen; — denn der Missionsbazillus ist äußerst rege und giftig und es wird von den Getreuen verlangt, seine Wirksamkeit rege zu erhalten.

Aber hat die Christliche Wissenschaft recht, — trotz dieser Resultate? Ist sie im Einklang mit den Gesetzen des Universums? Durch das bloße Wiederholen von Formeln und dergleichen — selbst wenn diese das Zauberwort „Mesopotamien" überträfen — könnte wenig Unheil angerichtet werden.

Man könnte die „Erklärung des Seins" und andere Formeln vorwärts und rückwärts repetieren bis zum Schwindligwerden, — aber bewiesen ist damit noch nichts. Abracadabra ist ein Zauberwort der schwarzen Magie und könnte ebenso wirksam sein — die Formel der „Umkehrung des Zeugnisses" (Seite 120) klingt sonderbar verführerisch — an sich aber wird dadurch die Christliche Wissenschaft weder gut noch teuflisch. Der Prüfstein für das Ganze liegt in dem Motiv und in der nicht nur augenblicklichen, sondern endgiltigen Wirkung auf wahre Gesundheit, Reichtum oder Glück des menschlichen Wesens. Ist denn dies Universum da zum materiellen Nutzen des Menschen — und des „Sterblichen Gemüts" — oder für die Zwecke der Seele? Sollen wir so durch die zeitlichen Dinge hindurchschreiten, daß wir schließlich darüber die ewigen verlieren? Oder nicht?

Zunächst also bejahen die Christlichen Wissenschaftler die „Erklärung des Seins" und verneinen alles andere. Alle Energie konzentrieren sie auf dies eine und rufen damit die Kräfte der Seele wach, konzentrieren sie also auf den negativen Aspekt, den sie doch verneinen, und vereinigen somit all ihre Kraft auf eben das, was sie verneinen. Sie rufen die Seele an, das Gemüt, die Wahrheit usw. und zu welchem Zweck? Nicht, damit Gott sich offenbaren, damit seine Zwecke sich erfüllen möchten, nein, damit sie als Persönlichkeiten gesünder, glücklicher und reicher werden. Sie begehren Besitztümer



für sich selbst und begehren dem strafenden Verhängnis zu entgehen. Ist das ein Motiv, würdig, um mit ihm der göttlichen Schatzkammer sich zu nähern? Einige von ihnen werden dies abstreiten. Aber sie mögen einmal ihrer ersten Berührung mit der Christlichen Wissenschaft gedenken, sich des Zustandes erinnern, in dem sie damals waren und sich dann ehrlich fragen: „Warum nahm ich dies Studium an und folgte ihm?“ Welche Antwort werden sie sich geben müssen? Denn wahrlich, der leidenden Menschheit ward ein verlockenderer Köder noch nie geboten! Hier ist nicht nur Befriedigung für das religiöse Element im Menschen, ihm wird auch noch der dreifache Himmel der Gesundheit, des Reichtums, des Glücks verheißen und alles das im Namen Jesu! Sie stürmen die himmlische Schatzkammer, entschlossen, ihr mit Gewalt zu entreißen, wessen sie bedürfen oder dessen sie begehren, unbekümmert um die Gesetze des Weltalls, ja, entschlossen diese zu stürzen, um ihre eigenen Hoffnungen für sich und andere zu erfüllen. Ist das ein rechtes Motiv?

Die Christliche Wissenschaft behauptet, daß alles vollkommen ist. (Das „Sterbliche Gemüt“ schließt alles übrige ein; es scheint also, daß da doch noch ein Rest bleibt, welcher unvollkommen ist!) und verweigert Gott jedes Recht auf ein Gesetz der Evolution.

Durch den Mund von Mrs. Eddy nimmt sie für sich das Recht in Anspruch, Gottes Zweck und Willen zu kennen und alle Entwickelung des Seins aufhalten zu können. Wir wollen dies einmal an einem Beispiel aus dem Gebiete der Kraft erläutern. Der elektrische Strom existiert und wird offenbart durch das Hin- und Herfluten desselben zwischen mehr oder minder wirksamen Punkten, — genannt positiv und negativ. Es ist nun ebenso, als wenn die Christliche Wissenschaft aus keinerlei offensichtlichen Gründen Gott mit dem positiven Aspekt identifizierte und dem negativen, den sie das Böse nennt, jede Existenz ableugnet. Indessen sind doch beide nötig, um die elektrische Kraft zu erzeugen. Man könnte den Vergleich der elektrischen Kraft an sich mit Gott verstehen, denn das hinter den negativen und positiven Phänomenen



stehende „noumenon" hat Beziehung zu der Offenbarung derselben.

Im Licht alter und neuer Metaphysik kann man verstehen, daß alle materiellen Dinge eine Illusion sind, daß der persönliche Mensch, so wie er sich entwickelt hat, eine Illusion ist, eine zeitliche Offenbarung seines wirklichen Wesens, ebenso wie ein Anzug nicht der Mensch selbst ist, der ihn trägt. Wahrlich die verborgene Seele ist es, die ihren Charakter im Menschen offenbart, welche wir für das Wesentliche ansehen müssen, insofern als ihre Evolution und Involution Offenbarungen des Göttlichen sind. Aber warum sollten wir die Lehre der Christlichen Wissenschaft von der Unwirklichkeit aller Phänomene annehmen, von unserer Gebundenheit an Gemüt, Wahrheit, Seele, Geist usw., und warum sollten wir alle Aufmerksamkeit auf diese Lehre konzentrieren, ihr unser ganzes Leben weihen, damit wir bessere Gesundheit für einen Körper erlangen, der doch „Sterbliches Gemüt" ist, also keine Existenz hat, um Reichtum und Glück innerhalb von Zuständen zu erlangen, die nur aus illusorischen Träumen bestehen? Auf diesem Wege muß die Evolution des Weltalls entweder innehalten oder vollständig selbstsüchtig werden. Ist das rechtes Handeln? Oder ein rechtes Motiv für die, die sich zur Christlichen Wissenschaft bekennen?

Aber soweit ich in der Lage war zu verstehen, sind ihre Bekenntnisse ganz anders. Nachdem sie durch die eine oder andere Gestalt des dreifachen Köders eingefangen worden sind, befällt sie der Missionsbazillus und steckt sie an mit dem Begehren, ihre Freuden auf der gleichen Grundlage — merke wohl, auf keiner anderen — mit anderen teilen zu wollen, — dem Begehren, zu beweisen, daß sie im Recht sind und zu veranlassen, daß andere der „Wahrheit" folgen, die sie selbst annehmen, zur Verherrlichung ihrer Religion und ihrer Propheten. So machen sie sich entschlossenen Gemüts an die Arbeit und mittels der Entfaltung ihres Konzentrationsvermögens (eine verhältnismäßig leichte Aufgabe bei einem so scharf begrenzten und konkreten Gegenstand!) halten sie ihre Nachbarn und Familien unter so eisern hypnotischem Griff



des „Sterblichen Gemüts", wie nur je ein spanischer Inquisitor unter seinem Wort „ad majorem Dei gloriam". Aber die Wahrheit um ihrer selbst willen ist es nicht, welche die Mehrheit von ihnen leitet.

Ich sage absichtlich nicht: alle; denn in allen Gemeinschaften finden wir Menschen, die die Wahrheit um ihrer selbst willen suchen und ihr folgen. Und solche erlangen schließlich das Licht. Aber im allgemeinen gesagt, ist das Problem der Sünde und ihrer Vernichtung durch die Christliche Wissenschaft nur eine Methode zur Unterdrückung ihrer äußerlichen Offenbarung; es wäre dasselbe, als wenn man den Ausschlag des Scharlachfiebers unterdrücken wollte.

Ferner finden wir noch einen weiteren Punkt des Unterschiedes. Die Christliche Wissenschaft erklärt die Dinge für verkehrt, weil sie das Resultat der Tätigkeit des „Sterblichen Gemüts" sind. Sie erspart sich selbst alle Skrupel und Mühen, indem sie sie Illusionen nennt und ihre Existenz einfach ableugnet. Wenn man ein hohes Ideal der Pflicht dieser sterblichen Existenz anerkennt, ist dann eine solche Ableugnung nicht eine Pflichtverletzung, zum Zweck, zunächst sich selbst Mühe zu ersparen und ferner auf raschestem Wege Resultate zu erlangen? Bis jetzt mögen wir noch unfähig sein, die Wirklichkeit hinter den Erscheinungen zu erkennen. Wenn wir aber nur dunkel erkennen, daß wir die Wirklichkeit noch nicht offenbaren, sollen wir darum alles Bemühen zur Seite legen und selbst die Existenz der Erscheinungen einfach ableugnen? Nicht ihre ewige Existenz, nein, ihr zeitweiliges Vorhandensein innerhalb Raum und Zeit als notwendige Faktoren der Evolution. Die Zustände des Lebens, innerhalb deren wir uns bewegen, sind nicht besonders gut zu nennen. Sollen wir vor ihnen davonlaufen, um sie besser zu machen? Sollen die Lehrer die Flucht ergreifen und sich retten auf Kosten ihrer Schüler, wenn es in dem Schulgebäude brennt? Kurz gesagt: Auf allen Stufen, in jedem Zustand des Bewußtseins und Daseins haben wir deren besondere Pflichten und haben nicht das Recht, die zeitweilige Existenz auch nur einer derselben zu verneinen; durch alle hindurch, über alle empor



müssen wir uns arbeiten, müssen alles entwickeln und selbst entwickelt werden. Nicht ein einziges Glied in der großen Kette des Daseins dürfen wir fallen lassen oder darüber hinweghasten.

Aus der Behauptung, daß Krankheit leichter zu heilen ist als Sünde und noch aus anderen Teilen des Buches „Wissenschaft und Gesundheit" können wir mit Recht den Schluß ziehen, daß es verschiedene Grade des Irrens im „Sterblichen Gemüt" gibt. Es scheint, daß Krankheiten als die äußeren Erscheinungen von Unrecht oder Sünde angesehen werden. Beide haben ihren Ursprung im „Sterblichen Gemüt". Diesen Schlußfolgerungen entsprechend gilt es also offenbar, das „Sterbliche Gemüt" los zu werden. (Man beachte, daß man es nicht etwa reinigen soll — nein, man leugnet einfach seine Existenz ab und bedeckt somit all seine Gärungen innerhalb der Gedanken-Tätigkeitssphäre; also wiederum die Theorie des Unterdrückens.) Aber außerhalb des „Sterblichen Gemüts" ist Gott Alles. Wie aber konnten dann Unrecht, Sterbliches Gemüt und alles andere entstehen?

Wir wollen einmal annehmen, daß keine Lücke in dem System sei. Haben wir dann aber als Einzelwesen das Recht, selbstsüchtig und zu eigenen Zwecken die göttlichen Kräfte anzurufen und anzuwenden, um unseren persönlichen Besitz an Gesundheit, Reichtum und Glück zu vermehren? Hat der Kaiser das Recht, für des Kaisers Vergnügen oder Behagen von Gott zu begehren „was Gottes ist"?? Darf er es, — selbst wenn er dieses „für sich" auf seine Freunde und alles andere, was „sein" ist, ausdehnt?

Es gibt aber noch eine andere, ernste Gefahr. Wir wollen annehmen, daß diese Mittel ihre „Früchte" tragen. Wollen annehmen, daß die Krankheit in ihrer äußeren Erscheinung geheilt ist, daß Reichtum und Glück eingekehrt sind an Stelle von Armut und Elend, daß alles dies geschah durch Herbeiziehen der Kräfte der Seele. Wie nun, wenn dies alles nur ein Unterdrücken der Krankheit wäre, ein Unterdrücken der Ursachen von Armut und Elend? Da ich an die Unsterblichkeit der Seele glaube, so sage ich allen Ernstes, daß der schließ-



liche Zustand eines solchen Menschen schlimmer ist, als der erstere. Sie sind nur um so fester gekettet durch die Fesseln menschlicher Irrtümer.

Wir wollen zugeben, daß Gott Alles ist, wollen zugeben, daß der persönliche Mensch und das „Sterbliche Gemüt" eins sind und beides nur zeitweilige Zustände. Dann aber sollte es unser Streben sein, uns und unser Bewußtsein dem göttlichen oder Seelen-Bewußtsein anzupassen, — dem wahren Menschen, — während wir durch diese zeitlichen Dinge hindurchgehen, auf daß auch sie zur Harmonie mit ihm gelangen und wahres Sein und Leben erhalten. Aber haben wir dadurch, daß wir uns ein Ideal des Lebens und des Denkens aufstellen, das Recht, unsere Pflicht und Schuldigkeit zu fliehen, um Bedingungen zu verbessern, die wir selbst schufen oder doch entstehen ließen? Tun wir das, so sind wir feige Wächter am Tore des Lebens, und um unseren Zustand zu verbessern, verlassen wir die Soldaten, die durch uns veranlaßt wurden, sich in den Kampf des Lebens einzureihen. Die Gedanken- oder Lebenseinheiten, aus denen der sterbliche Mensch oder der Körper zusammengesetzt ist, haben ebenfalls ihre eigene Art des Bewußtseins und Lebens; wir leiten und bilden sie, (wenn auch vielleicht in fehlerhafter Weise) — aber haben wir das Recht, sie im Stich zu lassen — wie die Christliche Wissenschaft es vorschreibt — indem wir ihr Dasein ableugnen? Sollen wir (nach Vorschrift der Christlichen Wissenschaft) unsere Kräfte einsetzen, uns vom „Sterblichen Gemüt" zu befreien, weil wir für uns selbst den Himmel zu erlangen wünschen, einerlei ob wir dabei in diesen Zuständen oder diesem Leben Gesundheit, Reichtum und Glück erlangen oder nicht? Ist nicht jeder dieser Wege selbstsüchtig, so selbstsüchtig, daß er aus sich selbst heraus das Ziel vernichtet, einerlei wie altruistisch auch das vorgegebene Motiv ist? Wenn nur der geringste Hauch der Selbstsucht das Motiv befleckt, mit dem ein Mensch ins Himmelreich einbricht und seine Schätze raubt, so wird er unfehlbar das „Sterbliche Gemüt" nur noch lebendiger machen (ob er dessen Existenz verneint oder nicht, ist ganz gleich, denn eben diese Ver-



neinung kräftigt es, so wie ein Irrtum den anderen bestärkt) und zwar eben durch die konzentrierte Hingabe an die negative Seite der Natur, durch die er sein Ziel erreicht. Wer um seiner eigenen Freuden halber sich den Pflichten entzieht, die er der Natur schuldig ist, wird zum Verräter an dem ihm anvertrauten Gut, indem er spirituelle Kräfte zu eigenen, selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht, deren er sich mit Recht nur im Dienst der ganzen Menschheit bedienen darf. Diese Kräfte sind wirklich, ihr Gebrauch hat magische Folgen. Und das schlechte Motiv bei ihrem Gebrauch macht sie zu „Schwarzer Magie".

Ich glaube, dies sollten wir ganz klar erkennen. Durch die beständige Anstrengung, die Existenz des „Sterblichen Gemüts" zu verneinen, denkt der Christliche Wissenschaftler beständig an dasselbe, d. h. an seine niedere Natur, und versorgt sie mit stetem Zufluß von Gedanken-Energie und -Kraft. Während er das „Sterbliche Gemüt" ableugnet, nährt er es unausgesetzt mit neuen Strömen des Lebens und füllt es mit frischer Kraft. Und um so mehr ist es geneigt, irgend wie auszubrechen. Es ist einerlei, ob wir an irgend etwas als existierend oder nicht existierend denken. Solange wir überhaupt daran denken, auf positive oder negative Weise, geben wir dem betreffenden Gegenstand neues Leben; der Unterschied in unserem Denken bestimmt nur die Art der Kraft, mit der wir es versorgen. Gerade die negativen Arten des Denkens und der Kraft sind es, die sowohl der Natur als dem Menschen am verderblichsten sind. Man bebt zurück bei dem Gedanken an die Fülle drohenden Unheils, das dergestalt aufgespeichert und durch konzentrierten Willensentschluß zum vernichtenden Element verstärkt wird. Nun sie die wunderbare Macht des individuellen schöpferischen Willens und der Einbildungskraft einmal erkannt hat, deren wahres Arbeitsfeld in der Natur auf der unsterblichen Ebene liegt, um dort das Gute zu wirken, zieht die Christliche Wissenschaft sie zur sterblichen materiellen Ebene hinab (indes sie dabei die Existenz der Materie verleugnet!) und macht sie dort dienstbar zur Sicherung materiellen Wohlseins und Glückes.



Wahrlich, ein Wolf im Schafskleide! Vom Standpunkt des ewigen Lebens aus hat das materielle Wohlergehen überhaupt gar keine Bedeutung und somit verführt die Christliche Wissenschaft den Menschen dazu, sein eigenes Erbe, seine himmlischen Schätze für irdische Scherben einzutauschen. Indem sie den Menschen um sein wahres Leben betrügt, ihn zur Pflichtverletzung anleitet, führt ihn die Christliche Wissenschaft irre durch Vorspiegelung materiellen Wohlergehens und anscheinend unendlich gebesserten Gemüts und Charakters.

Die Wurzel des Ganzen liegt hier im Motiv und dasselbe ist der einzige Prüfstein, durch welchen ein Mensch die Christliche Wissenschaft sondieren kann. Nicht die Motive, die sie äußerlich bekennt, — denn sie hüllt sich sorgfältig in eine altruistische Maske. Während sie anscheinend das Materielle von sich stößt, schmiedet sie doch nur um so festere materielle Ketten um ihr Opfer, indem sie spirituelle Kräfte zu materiellen Zwecken erniedrigt und den Menschen verleitet, seinen Posten und seine Pflicht zu verlassen. Wahrlich, ein Teufel, der in ganz besonderer Art die Rolle eines Engels des Lichts spielt!



Gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen.

Schiller.





Theosophische Gespräche.

Kinder und Religion.

„Ich wollte, jemand würde vorschlagen, wie man Kindern am besten Religion lehren kann. Und was soll man über diesen Gegenstand lehren?“ fragte der Schreiber, nachdem alle versammelt waren.

„Gutes, althergebrachtes, orthodoxes Christentum,“ antwortete der Weise, „und zwar soll die Mutter des Kindes es ihm beibringen.“

„Sie sagen mehr, als Sie selbst meinen,“ protestierte der Philosoph. „Sie würden den Kindern gewiß nicht mit einer ewigen Hölle drohen. Ich bin auch der Meinung, daß sie die Geschichten des Alten und Neuen Testaments kennen lernen sollen — die des Alten Testaments, nachdem sie sorgfältig ausgesucht und verarbeitet worden sind. Ich kann es nicht gut heißen, wenn man Kindern Brocken aus anderen Religionen gibt, weil ein Kind über seine Kenntnisse stolz ist und sie gern anderen Kindern gegenüber zur Schau stellt. Mit der Zeit wird die unnötige und unverdaute Vertrautheit mit den Namen und Lehren fremder Religionen ein Kind in den Augen seiner Freunde und in seinen eigenen Augen zu einem besonderen Wesen stempeln — und dies ist sehr ungesund.“

„Das Wichtigste in der religiösen Erziehung eines Kindes,“ bemerkte der Dichter mit ungewöhnlicher Bündigkeit, „besteht darin, daß man in ihm den Sinn für das Unsichtbare weckt, ihm das Unsichtbare wirklich gestaltet. Dies kann



man durch Märchen oder mit Hilfe von christlichen Legenden und christlicher Geschichte tun oder in irgend einer anderen beliebigen Weise. Es muß aber getan werden, wenn das Kind dem Materialismus entrinnen soll. Wenn man sich auf Märchen allein verläßt, kann es vorkommen, daß die irrsinnige Gewohnheit vieler Erwachsenen dem Kinde bald den Glauben einflößt, daß solche Geschichten gar nicht wahr sind, während es immer noch eine anständige Minderzahl, selbst von Erwachsenen, gibt, welche ihren Glauben an einen unsichtbaren, aber dennoch wirklichen Christus kund tut."

Christus für Kinder.

„Ich habe einen Brief in meiner Tasche oder vielmehr die Abschrift eines Briefes," sagte der Gelehrte, „welcher nach meiner Meinung das ausdrückt, was der Dichter vorschlug. Der Schreiber des Briefes ist der Pate des Knaben, an den der Brief geschrieben ist und der ungefähr acht Jahre alt ist. Man las mir denselben vor, um meine Meinung darüber zu hören, und ich bat um eine Abschrift. Ich möchte sagen, bevor ich den Brief vorlese, daß der Knabe, der ihn bekam, eigentlich ohne Religion irgend welcher Art erzogen wurde und daß mein Freund andere Briefe an den Knaben geschrieben hat, welche vorbereitend waren und in welchen er versuchte, die Wirklichkeit von Dingen, die jenseits der physischen Sinne liegen, anschaulich zu machen. Nebenbei möchte ich erzählen, um zu zeigen, wie leicht Kinder auf eine solche Idee reagieren, was das Schwesterchen des Knaben, das nicht mehr als sechs Jahre alt war, bemerkte, als ein früherer Brief vorgelesen wurde, in welchem mein Freund gesagt hatte, daß es Leute gibt, die so töricht sind, daß sie an Dinge nicht glauben, die sie nicht sehen können. »Solche Leute müssen verrückt sein,« sagte das Kind, »sie können doch auch das Innere eines Baumes nicht sehen!« ...

Der Brief lautet:

„Einen solchen netten Brief habe ich von Dir bekommen. Er gab mir sehr viel Freude. Er war ein wirklicher Osterbrief, voll Liebe und Freude. Ich habe ihn so gern gelesen.



Er ist ein sehr netter Brief. Und den Kuß am Ende des Briefes werde ich im Kasten einschließen und aufbewahren, und einmal, wenn keiner zusieht, werde ich ihn herausnehmen und daran denken. Es ist Ostersonntag — oder es wird es sein, wenn Du diesen Brief liesest. Weißt Du, was man zu dieser Zeit in Rußland tut? Da laufen alle Leute auf einander zu, küssen sich und rufen: »Christus ist auferstanden! Christus ist auferstanden!« Ja — Leute, welche einander fremd sind — alle Art Menschen — reiche und arme. Ist das nicht merkwürdig? Um Dir die Wahrheit zu sagen, ich würde das gar nicht gern haben — wenn ein fremder Mann mit borstigem Bart mir nachläuft und mich umarmte und mit Tränen in den Augen riefe: »Christus ist auferstanden!« Und doch zeigt es, was für ein wunderbarer Tag es ist, nicht wahr? Wenn die Menschen die Freude des Tages so stark fühlen, wenn ihre Herzen so voll sind, daß sie vergessen, ob die Menschen Freunde oder Fremde sind und sich nur daran erinnern, daß der andere dieselbe Freude fühlt.

„Ein Mann hat mir einmal erzählt, daß er während eines Krieges in einer kleinen Stadt eingeschlossen war. Es gab nicht genug zu essen. Die Menschen in der Stadt waren sehr hungrig und sehr elend. Sie waren wie Gefangene in einem Gefängnis. Sie alle litten zusammen. Nach vielen Wochen des Leidens erschien endlich eine andere Armee — eine befreundete Armee, welche den Feind vertrieb und mit vielen Wagen voll Nahrungsmitteln, mit froher Musik und flatternden Fahnen in die Stadt kam. Mein Freund erzählte, daß Männer und Frauen und Kinder, welche in der Stadt eingeschlossen waren — hungrig und elend — vor Freude so wild wurden, daß sie sich umarmten und küßten und riefen: »Wir sind gerettet, wir sind gerettet, Gott sei Dank, Gott sei Dank!«

„Nun, am Ostersonntag haben viele Menschen genau dasselbe Gefühl — daß sie gerettet worden sind, weil Christus, jener wunderbare Mann und Sohn Gottes — eine Art großer, sehr weiser und liebender Bruder — noch lebt und ihnen hilft. Du hast keinen erwachsenen großen Bruder. Vielleicht



denkst Du, daß es schön sein müsse, einen zu haben — einen großen, starken Mann, der Dich sehr liebte und der immer bereit sein würde, mit Dir zu spielen, und der immer verstehen würde, was Du gern haben möchtest, was Du denkst und was Du fühlst; der immer ein freundliches Gesicht für Dich hat und alles weiß, was in Deiner Schule vor sich geht (weil er auch in die Schule gegangen ist und es nicht vergessen hat); einer, der weiß, was die anderen Jungens sagen und fragen und auch was die Mädchen sagen und tun, der einfach alles weiß und alles versteht — der Deine Schule, Deine Freunde und Deine Gedanken kennt und der immer einen Rat für Dich haben würde, zu dem Du gehen könntest, und ihm ohne Angst oder Scham alles sagen könntest, weil Du weißt, daß er Dich verstehen wird und niemals, nicht einmal im Herzen, über Dich lachen würde. Es würde schön sein, einen solchen älteren Bruder zu haben — nicht wahr?

„Nun, Du hast einen solchen älteren Bruder, ganz gewiß. Und wenn Du unartig bist, tut es ihm sehr leid; wenn Du aber gut und freundlich bist, freut er sich furchtbar. Wer ist dieser ältere Bruder? Nun, Christus; weil er der ältere Bruder von jedem ist, der von ihm weiß und der ihn als Freund und Helfer wünscht. Alles, was Du zu tun brauchst, ist, in Gedanken zu sagen: »Christus, bitte, ich möchte Dich als meinen großen Bruder und besten Freund haben.« Er hört und weiß, was Du sagst. Und dann nachher, je mehr Du mit ihm in Gedanken sprichst (wie Du jetzt zu Dir selbst sprichst), desto näher kommt er Dir und desto öfter ist er bei Dir.

„Vielleicht wirst Du ihn im Innern sehen können und vielleicht nicht — es gibt Menschen, die dies tun können; es gibt aber Tausende und Abertausende von Menschen, welche ihn nie gesehen haben, welche aber seine Stimme ebenso gut kennen wie ihre eigene — obgleich es zuerst klingt, als ob es ein Teil von ihrem eigenen Innern wäre, der zu ihnen redet. Und wirklich, es kommt gar nicht auf das Sehen an; denn Du kannst mich nicht sehen, während Du diesen Brief liest (aus-



genommen in Deinem Kopf, wenn Du Deine Augen schließest) — und Du kannst Dir Christus vorstellen, wenn Du oft versuchst, es zu tun! Genau so leicht als Du Dir mich vorstellen kannst, wie ich Dir diesen Brief vorspreche. Du weißt, daß der Brief wirklich von mir kommt, weil Du meine Stimme in dem Brief kennst — Du kennst auch die Art, die ich habe, Dinge zu sagen und Du »fühlst«, daß ich es bin. Du weißt, daß immer Liebe in meinen Briefen zu finden ist; und es ist immer Liebe in seiner Stimme, selbst wenn er manchmal gezwungen ist, Dich zu tadeln. Er tadelt Dich nur, weil er einen Weg sieht, um Dich glücklicher zu machen; er wird Dich auch loben, und ich hoffe — viel öfter als er tadelt.

„Es ist gar nicht gut, wenn ein Junge viel über diese Dinge spricht. Versteck es in Deinem Herzen! Manche Menschen würden über Dich lachen, wenn Du es ihnen erzählst, weil sie gar nichts davon wissen. Sie wissen nichts von den Gesprächen, die Du mit Dir selbst in Gedanken hast, nicht wahr? Natürlich wissen sie auch nichts von Deinen anderen »inneren« Dingen. Ich spreche niemals darüber, außer zu denen, von denen ich weiß, daß sie mich verstehen werden. Tatsache ist es aber, daß Christus der ältere Bruder von allen denen ist, die ihn sich als besten Freund wünschen. Und er liebt Kinder ganz besonders — Kinder und Lilien. Deswegen gibt es so viele Lilien am Ostertag.

„Solch ein langer Brief! Und ich wollte an — auch schreiben.“

Der Philosoph war nachdenklich geworden. „Ich glaube,“ sagte er, „diese Kinder haben geradezu Gewinn davon, daß sie ohne Religion aufwachsen.“







Bedeuten die Seligpreisungen eine praktische Vorschrift für das wirkliche Leben?

Gewiß müssen sie es, denn waren sie nicht tatsächlich die von einem großen Meister seinen Jüngern gegebene Regel?

Um aus ihnen eine praktische Vorschrift für uns selbst zu machen, müssen wir sie in unsere eigene Sprache übertragen. Die folgenden Anregungen bezüglich dessen, was sie bedeuten, entstammen im großen Ganzen einer Besprechung der Seligpreisungen, die bei einer kürzlichen Zusammenkunft eines Zweiges der T. G. stattfand.

Um den Zwecken einer Vorschrift und eines Versuchs zu entsprechen, mögen sie als bestimmt feststehend, als Tatsachen gelten.

Über die Belohnung, welche – dafern die Auslegungen richtig sind – der Ausführung der Tat gebührend folgen würde, brauchen wir uns in jedem Falle nicht noch weitläufig auszulassen. Natürlich ist es der Aufstieg im Bewußtsein, den die getreuliche Erfüllung solcher Handlungen ganz unvermeidlich nach sich ziehen müßte.

Selig sind, die geistlich arm sind:

Armut des Geistes muß zum mindesten das Gegenteil von Geltendmachung seiner selbst sein; daher

I. Bringe Dich nicht hartnäckig selbst zur Geltung.

Selig sind, die da Leid tragen:

Leid tragen, trauern, heißt gewiß: ohne Widerstreben, mit Ergebung, Kummer ertragen, sich der Weltenordnung beugen, und durch Betrübnisse sagen lernen „Dein Wille geschehe". Vielleicht wird nicht jeder diese Erklärung gelten lassen; diejenigen jedoch, die den Pfad durch dieses Tor beschritten haben, werden die Erleichterung, die in solchem Eingehen in das Verständnis des Gesetzes liegt, gefunden haben. Darum

II. Nimm Leid und Ungemach ergeben auf.

Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen:

Wenn das Weltall zur Erziehung des Menschen da ist und ferner das Leben „bloß ein Mittel ist, um die Seele damit zu prüfen und zu läutern", dann wird derjenige das Erdreich besitzen, der es versteht, sein Rätsel zu lösen. Er ist der wohlerzogene Mensch. Dazu gehört, daß Eigensinn und Eigenliebe abgetan werden.



Mit Sanftmut ist sicher die Abwesenheit dieser beiden Eigenschaften gemeint. „Selig sind die Sanftmütigen“ bedeutet also

III. Entäußere Dich der Eigenliebe und des Eigensinnes oder sei anpassungsfähig, sei nachgiebig. Gehe aufwärts wie eine Flamme; lasse Dich durch nichts behindern.

Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit:

Sei unersättlich; fürchte nichts mehr als die Abwesenheit von Hunger und Durst. Sei hungrig. Sei durstig, denn nur so wie Du Hunger und Durst leidest, wirst Du Nahrung finden. Diese Regel soll uns zu einem festen Standpunkte des Geistes auferziehen. Beobachte Dich aufmerksam. Wenn Du nicht hungerst und nicht dürstest, dann machst Du keine Fortschritte oder bist sogar nicht beständig und treu; darum

IV. Hungere und dürste nach Gerechtigkeit.

Selig sind die Barmherzigen:

Dies kann auch ganz einfach so angenommen werden, wie es lautet.

V. Sei barmherzig; richte nicht und mäkele nicht. Lasse auch eines anderen Ansichtsstandpunkt gelten.

Selig sind, die reines Herzens sind:

Wenn die Sanftmütigen das Erdreich erben, so stehen dem Reinen alle Türen offen, aber einzig und allein durch vollkommene Reinheit kann das Heiligtum betreten werden. Sei darum unerbittlich gegen Dich selbst; betätige eine strenge „Aufsicht über die Sinne“, eingedenk der schönen Ermahnung, daß die Jünger aus ihren Körpern „Tempel des heiligen Geistes“ machen sollten, daher

VI. Sei rein in Gedanken, Worten und Werken.

Selig sind die Friedfertigen:

Wir können nur friedfertig sein, indem wir uns demjenigen Frieden entsprechend betragen, den wir innerlich gefunden haben oder noch suchen. Und es ist sicherlich ein großer Anreiz für unsere Anstrengung zur Selbstbesiegung, die wir verwirklichen sollen, daß dies die einzige Mitwirkung ist, die wir zur Lösung der Aufgaben der beschwerlichen Welt leisten können. „Friede sei mit Euch; meinen Frieden gebe ich Euch, kann nur von dem Meister gesagt werden zu den geliebten Jüngern, die wie er selbst sind.“ Um seinen Frieden in seiner Welt herzustellen, müssen wir „wie er selbst sein“, also

VII. Sei friedfertig, indem Du danach trachtest, in Dir selbst so zu werden, wie der Meister des Friedens.

Die beiden Seligpreisungen scheinen sich nach der Ansicht des von mir erwähnten Sprechers auf eine andere Bewußtseinsstufe zu beziehen, so daß die ersten sieben als eine an sich und durch die Erfahrung belegte praktische Vorschrift angesehen werden können. J. P. B.

Antwort: Es ist für die Lehren Jesu charakteristisch, daß sie dem richtigen geistigen Zustande ihrer Zuhörer angepaßt waren. Zuerst die Vorschrift: Gehorche den Geboten, – dann folgte die Aufforderung zur Heilig-



keit; erst die Sittenlehre, dann die Jüngerschaft. Die Bergpredigt, die mit den Seligpreisungen beginnt, war nicht an die Menge gerichtet, sondern einzig und allein an die Jünger – „Da er aber das Volk sahe, ging er auf einen Berg, und setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm, und er tat seinen Mund auf und lehrte sie."

Für den Jünger, der zu der Fähigkeit der Wahrnehmung dessen, was wirkliche Glückseligkeit ausmachte, emporgestiegen war, waren die Seligpreisungen gewiß buchstäblich genommen zu werden berechnet. Jesus selbst konnte doch noch wiederholt von seiner „Freude" sprechen, selbst in der Nacht, in der er verraten wurde, als ihn Verlassenwerden von Freunden, Beschimpfung und Tod erwarteten: „Diese Dinge habe ich zu Euch gesprochen, damit meine Freude in Euch bleiben möge", und ferner „Diese Dinge spreche ich in der Welt, auf daß sie meine Freude in sich erfüllet haben mögen." Nur eine große Seele vermag die Vorstellung von den großen Freuden des Geistes zu haben. Solch eine schrieb in unseren eigenen Tagen „Einen Sang der Freuden" u. a. mit den folgenden Versen, und es ist interessant, jene mit den Freuden der Seligpreisungen zu vergleichen:

„O, der Mutter Freuden!
Das Wachen, das Erdulden, die köstliche Liebe, die Angst, das geduldig hingegebene Leben!
O, die Freude meiner Seele, die sich schwer auf sich selbst lehnt,
Das wirkliche Leben meiner Sinne und meines Fleisches, was meine Sinne und mein Fleisch übersteigt!
Doch, o meine höchste Seele,
Kennst Du die Freuden tiefsinnigen Gedankens, Freuden des freien und einsamen Herzens, des zarten, traurigen Herzens –
Freuden des einsamen Gehens, mit gebeugtem aber doch stolzem Geiste, das Leiden und den Kampf?
O, gegen große Überlegenheit zu kämpfen, unerschrockene Feinde anzutreffen!
Gänzlich mit ihnen allein zu sein, zu finden, wieviel man widerstehen kann!
Widerspruch, Marter, Haft, allgemeinen Unwillen immer gegenwärtig zu sehen!
Wirklich – ein Gott zu sein!" S.

Antwort: Die Seligpreisungen sind eine Tagesregel, die der Meister Christus seinen Jüngern gab, gerade nachdem er sie aus der Menge, die den Gleichnissen zuhörte, ausgewählt hatte. Das geschah ganz zu Anfang seines Werkes; die Katastrophe von Golgatha hatte ihre Schatten noch nicht vorausgeworfen. Und es stand wahrscheinlich zu erwarten, daß die Jünger jene Regel unter Anleitung und Führung des Meisters noch viele Jahre ausüben würden. Nach dem Erfolge solch einer Tagesregel auf individuelle Leben müßte man unter Bedingungen suchen, die denjenigen in Palästina ähnlich sind, – ich meine natürlich nicht örtliche Vorbedingungen, sondern eine Gruppe von Anstrebenden, welche gelobten, einem Lehrer, einem Vorgesetzten, zu gehorchen. Dasjenige Individuum, welches es unternehmen



würde, die Vorschriften der Seligpreisungen ohne eines Lehrers Führung hinsichtlich ihrer Auslegung, und ohne eines Lehrers Aufsicht über sein Leben auszuüben, würde sich in viele Irrtümer und Überspanntheiten verwickeln. Tolstoi scheint mir ein Beispiel für solch ungeleitete Ausübung zu sein. Dennoch aber würde selbst die fehlerhafteste Anstrengung, sie auszuüben, nicht nutzlos für das Individuum erscheinen. Nur ein großer Meister der Technik und des Ausdruckes kann eine Sonate wie die Pathétique richtig wiedergeben und ihre Schönheit dartun. Doch selbst ein bescheidener Musiker wird seine Würdigung der Melodie und des Rhythmus durch gewissenhafte Ausführung der Sonate erhöhen, – selbst wenn seine Wiedergabe fortgesetzt sehr mangelhaft wäre und niemandem Vergnügen bereiten würde, der sie hört.

Ich glaube, daß niemand die Seligpreisungen für tägliche Übung annehmen würde, ausgenommen diejenigen, die schon einige Intuition von der inneren Welt und einigen Zug zu ihr haben. Solch eine Person hätte wohl viele Jahre hindurch irrig nur unter ihrer eigenen Leitung oder mit der zufälligen Hilfe zu gehen, die sie vor anderen empfangen würde, die wenig mehr erfahren haben, als sie bereits weiß. Wenn jedoch die Hingebung echt und ihre mißverstandene Ausübung gewissenhaft ist, dann wird sie gegebenenfalls irgend einen Lehrer finden, der sie vorwärts bringen kann. Hat sie dann alles das gelernt, was jener Lehrer geben kann, dann wird sie zu einem anderen übergehen, und so fort, bis Karma sie schließlich zu einem wirklichen Lehrer geistigen Lebens bringt. Solch ein Verlauf ist der richtige bei jedweder Kunst, Musik oder Malerei; er ist ebenso richtig auch bei der Lebenskunst. C. C. C.

Antwort: Der beste Nachweis dessen, was jemand als praktisch ansieht, besteht in demjenigen, was er ins Werktätige überträgt. Niemand, der einigermaßen Kenntnis vom Leben Jesu hat, so wie es im Evangelium berichtet wird, kann daran zweifeln, daß er so lebte, wie es die Seligpreisungen hervorheben. Er seinerseits war sicherlich davon überzeugt, daß der Weg zu bleibender Freude auf demjenigen Pfade der Selbstverleugnung und Selbstzucht zu erreichen sei, der in den Seligpreisungen so klar angegeben ist. Meinte er aber auch, daß seine Jünger da in seine Fußstapfen treten würden? Anscheinend wohl, denn, um die Sachlage klarer zu gestalten, gab er seine Lehre ihnen und nicht der wartenden Menge. Die Jünger strebten dem angezeigten Ziele zu, – sie wurden für die Anstrengung, in das Himmelreich einzugehen, verbindlich gemacht, die Schritte jedoch, zu denen ihr Meister sie drängte, die Mittel zur Erlangung des Eintritts in jenes Himmelreich, mögen ihnen wohl aber reichlich sonderbar und unwesentlich geklungen haben, ebenso wie so vielen von des Meisters späteren Anhängern. Bis jetzt hat es zu allen Zeiten einige gegeben, deren gänzliche Hingebung für den Meister und deren Aufrichtigkeit im Vorhaben sie dazu geführt haben, seine Worte zu Herzen zu nehmen und ihnen gemäß zu leben. Und so besitzen wir ihr unzweifelhaftes Zeugnis, dasjenige der Heiligen, für die Tatsache, daß diesen Vorschriften nachgelebt werden kann und daß durch

solches, wenn auch unvollkommenes Leben nach ihnen die Lebensfreude verwirklicht wird. Den meisten Christen aber haben die Seligpreisungen mehr als Verfeinerung des religiösen Gefühls, als eine Lebensregel gegolten, der nachgelebt werden müsse. Darin zeigt sich wieder das Gleichnis vom Säemanne, der ausging, um zu säen. In diesen Seligpreisungen säete der Meister kostbare Saat – und einige Körner davon fielen auf den Weg, andere unter Dornen, wiederum andere jedoch auf guten Boden, und diese trugen Frucht. Dieses Fruchttragen zu allen Zeiten, seit Jesus in seiner Bergpredigt den kostbaren Samen aussäete, muß es gewißlich uns leichter werden lassen, die Saat aufzunehmen, als jenen, denen sie erstmalig gegeben wurde. Können wir das, was „praktisch" ist, fruchtbar machen? Sicherlich ja, wenn wir den „guten Boden", der wesentliches Erfordernis für sein Wachstum ist, dafür abgeben. Über die Fruchtbarkeit des Samens besteht kein Zweifel, und selbst der Grund eines Herzens, das von Dornen erstickt und rauh mit Felsen umgeben ist, kann gereinigt und durch heißes Streben, wahre Liebe zum Meister und einen erweckten Willen, ihm zu dienen, fruchtbar gemacht werden. Es muß daher jedem überlassen bleiben, seinerseits die vorgelegte Frage zu beantworten, – nämlich, ob er die Seligpreisungen für sich praktisch werden lassen will, indem er sie werktätig verwertet. P.

Antwort: Ja! Es ist ein Charakteristikum der theosophischen Anschauungsart, die Religion als die größte der erfahrungsmäßigen Wissenschaften anzusehen. Die großen Religionslehrer aller Zeiten haben ihren Jüngern eigene Vorschriften gegeben, indem sie darauf hinwiesen, daß die Betätigung gewisser bestimmter Dinge auch gewisse bestimmte Erfolge nach sich ziehen würde. Die Bergpredigt ist die erste Belehrung, die der Meister Christus seinen Jüngern gab, und zeigt ihnen sowohl den Zweck, der anzustreben ist, als auch, einzeln aufgeführt, die Schritte, durch die er erreicht werden kann. Man sollte sich jedoch stets vor Augen halten, daß sie seinen Jüngern gehalten wurde, und nicht der Menge, und daß sie einige Fähigkeit fürs geistige Leben voraussetzt. Es ist, wie bei einer kürzlichen Zusammenkunft eines Zweiges der T. G. gesagt wurde, als ob ein großer Meister der Harmonie Unterricht in der Wiedergabe einer schönen Sonate erteilte. Solcher wäre jemandem, der völlig unkundig in Musik ist, unverständlich, und selbst diejenigen mit einiger unbedeutender Kenntnis würden zunächst wohl mehr Mißklang als Harmonie hervorbringen. Damit würde aber durchaus nicht erwiesen sein, daß die erteilten Regeln unpraktisch wären, oder daß der Zögling durch redliche Bemühung, sie zu befolgen, nicht in einem hohen Grade gewinnen würde. Okkultismus – der auch Religion ist – ist nicht allein die genaueste und praktischste der Wissenschaften, sondern er ist auch deren schwierigste. Schwierig, aber nicht unmöglich, und von Schülern (Jüngern) aller Zeiten, die bestrebt gewesen sind, zu ihren Lebzeiten der Bergpredigt nachzuleben, liegen reichliche Zeugnisse dafür vor, daß denen, die seine Vorschriften halten, der Meister auch seine Versprechungen hält. J. A. C.





Dieffenbach †. — Alle Freunde des Vegetarismus und ähnlicher Bestrebungen, aber auch alle Freunde der Kunst hat ein großer Verlust betroffen. Auf Capri ist hochbetagt der Maler Dieffenbach gestorben. Sein ganzes Leben war erfüllt von einer großen Sehnsucht nach Sonne und Licht; davon legte auch sein selbstbemaltes Häuschen auf Capri Zeugnis ab, das zu den Sehenswürdigkeiten der Insel gehörte. Er war strenger Anhänger des Vegetarismus und der Naturheilbewegung und hat diese Ideen auch durch seine Bilder vertreten; ich erinnere nur an das große Bild „Du sollst nicht töten" und an den bekannten Schattenfries „Per aspera ad astra". Viele seiner Ideen wurden von seinem Schüler Fidus aufgenommen und fortgeführt.

Alfred Russel Wallace †. — Vor kurzer Zeit starb der berühmte Naturforscher Alfred Russel Wallace, der gleichzeitig mit Darwin seine Entdeckung des Entwicklungsgesetzes im tierischen Leben veröffentlichte. Er wird als eine der größten Leuchten der Wissenschaft und als ein erfolgreicher Forscher, der wertvolle Tatsachen ermittelte, gefeiert.

Was uns aber noch mehr interessiert, ist sein hervorragender Charakter, seine außerordentliche Bescheidenheit, die mit jener Darwins wetteiferte. Jeder dieser glänzenden Gelehrten wollte den Ruhm ihrer Entdeckung bereitwilligst dem anderen überlassen.

Ferner nahmen alle Metaphysiker und Anhänger okkulter Lehren starken Anteil an ihm, weil er, selbst metaphysisch veranlagt, den Erscheinungen des Spiritismus Beachtung schenkte und ihre Wahrheit verfocht, mit der größten Objektivität in der Erforschung dieser Phänomene vorgehend.

Wir wünschen uns viele solche Gelehrte, wie Wallace einer war. Ehre seinem Andenken!

Das älteste Dokument über die Erschaffung der Welt. — Wie aus Newyork gemeldet wird, ist Dr. Arno Poebel mit der Übersetzung einer Tafel fertig geworden, die sich im Besitz der Pennsylvania-Universität befindet und vor einigen Jahren in Nippur ausgegraben wurde. Die Tafel stammt aus der Regierungszeit von Hammurabi, die etwa auf die Zeit um 7000 vor Christi Geburt zu setzen ist. Der Inhalt liest sich wie eine neue Genesis mit dem Unterschied, daß als Schöpfer der Welt nicht ein Gott, sondern eine Göttin beschrieben wird.

Poebel, der jetzt mit einer nochmaligen Durchsicht seiner Übersetzung beschäftigt ist, sagt, die Aufzeichnung beschreibe ganz klar eine Göttin und spreche von zwei verhältnismäßig weniger wichtigen Göttern. Die Univer-



sitätsbehörden sind mit dem Übersetzer darin einig, daß die Tafel die älteste Erzählung von der Schöpfung der Welt gibt und zugleich eine wunderbare Schilderung der Zivilisation um das Jahr 7000 vor Christi Geburt.

Zur Erforschung der ägyptischen Derwischorden unternimmt ein junger deutscher Gelehrter und Journalist P. Schwidtal aus Posen mit Unterstützung Andrew Carnegies eine auf drei Jahre berechnete Reise nach Kairo. Hier soll das Lehrsystem und die praktischen Übungen der Derwischorden einer wissenschaftlichen Beobachtung und Kritik unterzogen werden. Diese Orden, von denen die Mewlawi und Bektaschi die bekanntesten sind, besitzen ein eigentümliches System geistiger Schulung. Namentlich soll das Phänomen der Levitation, das heißt der angeblichen Fähigkeit, sich frei in die Luft zu erheben, untersucht werden. Die Expedition wird außer dem Leiter aus einem Sekretär und einem Maler bestehen.

Ein diluvialer Menschenfund in Deutsch-Ostafrika. – Die Oldoway-Ausgrabungen des Berliner geologisch-paläontologischen Instituts der Universität im nördlichen Deutsch-Ostafrika haben mit einem wichtigen Funde geendet. Ein fossiles Menschenskelett wurde in einem der Schürfgräben am Gange der Oldoway-Schlucht entdeckt, – das erste aus ganz Afrika bekannt werdende fossile Menschenskelett. Es ist vollständig und prachtvoll erhalten: Schädel, Gebiß, Brustkorb etc. Es muß also schon seit Jahrzehntausenden, wahrscheinlich Jahrhunderttausenden eine Menschenrasse Afrika bewohnt haben. Die genaue Bestimmung des Alters wird erst möglich sein, wenn das fossile Material untersucht worden ist, das mit dem Skelett vereint war.





Moderne Mediumforschung. — Kritische Betrachtungen zu Dr. von Schrenck-Notzings „Materialisationsphänomene". Von Dr. med. Mathilde von Kemnitz, geb. Spieß. Preis M. 1.50.

Wir schreiben den spiritistischen „Materialisationen" nicht den geringsten moralischen Wert bei, aber immerhin könnten sie den materialistischen Denkern als Beweis dafür dienen, daß es etwas gibt, das jenseits der Erfahrungen der physischen Sinne des Menschen liegt. Dieses Ziel scheint sich der gewissenhafte Forscher Dr. v. Schrenck-Notzing auch gesteckt zu haben. Er hat jedoch bei der Verfasserin obiger Schrift kein Verständnis gefunden, was auch bei keinem Menschen der Fall sein wird, der nicht zugeben will, daß die spiritistischen Phänomene ganz bestimmten metaphysischen Naturgesetzen unterworfen sind, denen sich der Verstand des Menschen anpassen oder unterordnen muß, wenn er zu einem Verständnis jener Phänomene gelangen will. Nun, wer jene Gesetze nicht anerkennen will, mag es ja bleiben lassen, er tut es ja nur zu seinem eigenen Nachteil, nicht zum Nachteil anderer, oder jener Naturgesetze, die er durch seine Negation doch nicht zu ändern vermag. P. R.

Hie Christentum — Hie deutsche Religion! Von Oskar Michel. Verlag Leichter, Berlin-Schöneberg. Preis M. 0,50.

Diese kleine, lesenswerte Schrift ist ein Gedankenauszug aus dem größeren Werk des Verfassers, betitelt: Deutsche Religion.

Beseelt von dem Glauben, daß jedes Volk auch im religiösen Leben der Menschheit eine ganz bestimmte, seiner Eigenart entsprechende Aufgabe zu erfüllen hat, tritt Oskar Michel, den es von der Kriegsakademie und den sportlichen Kampfplätzen in den Kampf der Geister um die Neugestaltung des religiösen Lebens trieb, für eine deutsche Religion ein. Diese soll das Christentum nicht verdrängen, sondern es innerlich, dem deutschen Volksgeist entsprechend, verarbeiten, es von pfäffischer Entstellung befreien.

Die Grundlage seiner deutschen Religion bildet die dreistufige Vervollkommnungsidee, zu deren spiritueller Ausgestaltung wir dem Verfasser die geeigneten Mitarbeiter wünschen. O. S.







Konvention der „Theosophischen Gesellschaft“.

Die diesjährige Konvention der „Theosophischen Gesellschaft“ findet am Sonnabend, den 25. April in New-York statt.

Die deutschen Zweige werden daran erinnert, die Wahlen der Delegierten für diese Konvention vorzunehmen und deren Stimmen rechtzeitig durch ein persönlich anwesendes Mitglied, z. B. den Vorsitzenden des Exekutiv-Kommittees Herrn Charles Johnston vertreten zu lassen.

Paul Raatz,
Sekretär der „Vereinigung deutscher Zweige“.

Konvention der „Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft“.

Laut Beschluß des Exekutiv-Kommittees findet die diesjährige Konvention der „Vereinigung“ am Sonnabend und Sonntag, den 16. und 17. Mai statt und zwar in Berlin, wie bereits auf voriger Konvention beschlossen wurde. Programm und alles Nähere wird den Zweigen der Vereinigung noch zugestellt werden.

Das Exekutiv-Kommittee.

Zweig Berlin. – Die öffentlichen Abende sind gut besucht gewesen. Die Studienabende, in denen die Briefe des Apostel Paulus studiert wurden, gaben immer zu einem sehr gewinnbringenden Gedankenaustausch Gelegenheit. Was not tut, ist freilich das Eindringen mit dem Herzen in den Geist des Meisters und die Anstrengung, dem Geiste nach zu leben. Wenn wir fähig sind, uns darin gegenseitig zu stärken, dann entsteht der wahre Nutzen aus unseren Veranstaltungen, in erster Linie für andere und in zweiter Linie auch für uns.

Danksagung. Unserem Mitgliede Herrn Weeber danken wir an dieser Stelle noch einmal sehr für das große Geschenk einer richtigen – Kaffeesiedmaschine, aus der jetzt an Gesellschaftsabenden der edle Kaffee richtig – verzapft wird.

Zweig Suhl. – So lebhaft unsere Abende im neuen Heim anfangs auch waren, so ist jetzt doch wieder mehr Ruhe eingekehrt. Am 26. Dez. wurde eine kleine Weihnachtsfeier veranstaltet, an der sich die Mitglieder zahlreich beteiligten. Es kamen einige Artikel über die Bedeutung des Festes zur Vorlesung, die unter dem strahlenden Christbaume ihren Eindruck nicht verfehlten.

Am 1. Januar hatten wir wieder eine kleine Feier, welche ebenfalls von den Mitgliedern gut besucht war. Die Bedeutung der Jahreswende wurde besprochen und betont, daß man von dieser Zeit ab mit Vorteil nach Reinheit der Gedanken und Handlungen streben kann und streben sollte. Dies würde uns sicherlich auch dem Meister näher bringen. Der letzte Teil des Abends war einer zwanglosen Geselligkeit mit Kaffee und Kuchen gewidmet, der in liebenswürdiger Weise von Herrn und Frau Schilling gespendet war.

Am Schlusse des sehr harmonischen Abends wurde ein Spruch H. P. Blavatskys in Erinnerung gebracht, welcher lautet: „Unentwegt seine Pflicht zu tun, welche Pflicht es auch immer sei.“ Erst in sehr vorgerückter Stunde trennte man sich. F. K.

Zweig München. – Die Arbeit ging in ruhiger Weise von statten. Es wurden auch keine besonderen Anstrengungen nach außen hin unternommen; aber es wurde gearbeitet, vielleicht mit dem Bewußtsein, das zu sein und praktisch zu leben, was gesagt wurde. Bemerkenswert dürfte sein, daß in den Diskussionen mehr praktische Momente behandelt wurden. Ein Vortrag von unserm Mitgliede Herrn Scharl über „Jacob Böhme“ wurde mit sichtlicher Freude und großem Interesse aufgenommen, fast alle Anwesenden hatten schon einiges von J. B. gehört; aber unser Vortragender führte ihn näher als ein Vorbild christlichen Lebens und Wirkens. Fräulein Brunsen als Gast brachte uns eine Übersetzung aus dem Quarterly „Über Feuerbestattung“. Wir hatten noch 2 weitere Vorträge von Gästen; und manche gute Anregung wurde uns zuteil, im allgemeinen können wir wachsendes Interesse für Theosophie wahrnehmen, und möge in Zukunft unser Zweig ein rechtes Werkzeug in des Meisters Hand sein.

Von Interesse dürfte sein, daß im Dezember 1913 Herr Professor Bachmann (Erlangen) hier einen großen öffentlichen Vortrag vor ungefähr 1000 Personen über Theosophie hielt. Herr Prof. Bachmann gab einen allgemeinen Umriß und beleuchtete die einzelnen Richtungen und Persönlichkeiten. Manches, was nichts mit Theosophie zu tun hat, wurde dafür angesehen. Vortragender gab selbst zu, daß er als Außenstehender bei dem umfangreichen Material nicht alles so genau bringen könnte. Merkwürdig aber war, daß unsere Gesellschaft bei den verschiedenen Richtungen nicht mit angegeben wurde. In der nachfolgenden Diskussion sprachen einige Mitglieder unserer Gesellschaft und traten für Theosophie ein, so gut sie konnten, indem sie auf den Geist der theosophischen Bewegung hinwiesen und auf seine praktische Betätigung, so daß Herr Prof. Bachmann in seinem Schlußwort unsere Richtung als „die Praktische“ bezeichnete und derselben anerkennende Worte zollte, da wir eigentlich auch die christliche Liebe betätigen.

M. K.



Zweig Flensburg. — Was wir vor Jahren kaum zu hoffen wagten, ist nun so schnell eingetroffen. Unsere Sitzungen sind immer sehr lebhaft und dabei äußerst harmonisch, auch nimmt die Zahl der Besucher beständig zu. Folgenden herrlichen Erfolg haben wir zu verzeichnen: Anfang Januar erschien in einem Kirchenblatte, das über die ganze Provinz gelesen wird, eine Warnung vor verschiedenen religiösen Organisationen und Richtungen, wobei an letzter Stelle die „Theosophische Gesellschaft“ genannt war. Die letztere solle, so wurde gesagt, Selbsterlösung lehren, also veredeltes Heidentum sein. Hierauf erließen wir eine Erklärung in zwei hiesigen Tageszeitungen, die die Stellung unserer Gesellschaft zum Christentum kurz klarlegten. Einige Tage später erschien in einer hiesigen Zeitung der nachfolgend wiedergegebene Artikel, welcher aus der Feder eines hiesigen Kirchenmannes stammt:

„Zur Frage der Theosophischen Gesellschaft. Es muß einem Mitgliede dieser Vereinigung selbstverständlich unverwehrt sein, sich gegen Vorwürfe zu decken, die man für ungerechtfertigt hält (vergl. den Artikel von Herrn Buhmann in der Dienstag-Nummer dieses Blattes). Schreiber dieses möchte nun auch vom kirchlichen Standpunkte aus die obige Frage beleuchten.

Gerade von hier aus muß einem viel daran liegen, solche Vorwürfe gegen eine bestimmte Richtung, die ganz in der Stille arbeitet und niemand zu nahe tritt, abzuweisen, abgesehen von der verletzenden Form, in welche sie obendrein gekleidet sind. Unsere Kirche muß weit genug sein, um auch solche Leute zu tragen.

Die heutigen Theosophen kann man ansehen als die „Mystiker“ unserer Zeit. Sie legen alles Gewicht auf reine Innerlichkeit, haben daher wenig Sinn für das Historische in der Religion, für die Zusammenhänge zwischen Gegenwart und Vergangenheit und daher auch nicht für Dogmen. Dies ist vielleicht eine Schwäche. Dafür haben sie aber auch wieder so viele gute Seiten, daß man sich an ihrem starken Interesse für alle religiösen Fragen, ihren tiefen Gedanken und vor allem an ihrem ernstlichen Suchen nach Erforschung der Wahrheit nur freuen kann. Es sind unter ihnen gewiß auch manche wunderliche Ansichten zu finden, die zunächst befremden, solange man nicht ihre Zusammenhänge durchschaut, aber sind denn die korrekten Kirchenchristen das Ideal, welche ihrem Pastoren gehorsam seine Lehrsätze nachsprechen? Wir Christen sollten uns gegenseitig viel mehr anregen, um von einander zu lernen. Die Theosophen verlangen nicht, daß man ihre Ansichten mit Haut und Haar verschlingt, aber für freundliche Prüfung sind sie dankbar und erkennen selber bescheidener Weise überall das Gute an, wo sie es finden. So nur hat Schreiber dieses unsere Flensburger Theosophen kennen gelernt und ist daher durchdrungen von höchster Achtung für diese höchst wertvollen Mitglieder unserer Kirche, vorausgesetzt, daß nur diese selbst nicht so beschränkt ist, sie von sich abzustoßen.

Und damit komme ich auf einen großen Mangel, der leider auch in der evangelischen Kirche noch immer nicht ganz überwunden zu sein scheint. Es ist das voreilige Aburteilen anderer Meinungen. Ketzerrichterei



ist immer noch ein Stück aus dem Mittelalter. Die Geschichte sollte uns doch endlich einmal darüber aufgeklärt haben, daß „Ketzer", wie ein amerikanischer Schriftsteller sagt, oft die „treuesten Diener Gottes" gewesen sind. Von einem gewissen Jesus an, der leider auch das Schicksal hatte, seinen kirchlichen Oberen wegen seiner grundstürzenden Irrtümer zu mißfallen, bis zu allen denen, die in die neueste Zeit hinein dasselbe Schicksal hatten, hat es immer wieder geheißen: „Die Menschen werden Euch in den Bann tun." Sie waren es, die es immer wieder von neuem meinten, daß gerade sie, ausgerechnet sie, die gerade auf dem Holzwege waren, die „reine Lehre" und damit die Ehre Gottes retteten. Es war sehr gut gemeint (denn der Papst meinte es auch gut, als er Huß und Savonarola verbrannte und Luther in den Bann tat) und es erscheint doch als Vermessenheit und Irrtum, wenn der kleine Mensch mit all seinen Fehlgriffen und Selbsttäuschungen meint, die Sache Gottes stützen zu müssen. Die Wahrheit trägt sich schon selbst; sorgen wir dafür, daß wir sie besser erkennen. Dazu aber muß man die Menschen nicht nach der Schablone, auch nicht der kirchlichen beurteilen, sondern etwas die Kunst verstehen, ihnen in das Herz zu sehen, mit ihnen zu fühlen und an ihr gutes, ehrliches Streben zu glauben. Dann wird man auch Brücken schlagen können und sich näher kommen, wo es anfangs noch vielleicht nicht ging.

Es ist merkwürdig: Gegen Juden und Samariter und Griechen und Römer ist Jesus unzählige Male tolerant gewesen, nur gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten nicht. Man soll also tolerant sein gegen jedermann, nur gegen die Intoleranz nicht."

Solche Vorkommnisse geben Mut, und wir sind dankbar für sie!

Zweig Aussig. — Wiederum sind 3 Monate unserer Zweigtätigkeit verstrichen. Daß sich unser Programm hauptsächlich mit dem westlichen Avatar beschäftigt, hatten wir das letztemal schon berichtet. Diesem Studium galt nun folgender Themen-Zyklus: 1. Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen. 2. Der westliche Avatar. 3. Palästina und seine großen Mystiker. 4. Mein Reich ist nicht von dieser Welt. 5. Die jungfräuliche Geburt Christi. 6. Adam und Eva und der Sündenfall. 7. Niemand kann zween Herrn dienen. 8. . . . und hätte der Liebe nicht. 9. Die Mystiker des Mittelalters. 10. Die Gemeinschaft der Heiligen. Mit dem ersten Aufsatze, den alle Leser des T. L. kennen, behandelten wir die Vorbereitungen des Meisters für seine Mission, die er noch vor seiner Inkarnation traf. Der zweite Artikel beschäftigte sich mit dem westlichen Avatar, dem Meister selbst, als er seine Mission bereits angetreten hatte. Mit dem 3. Thema wurde versucht, den Zustand des Denkens jener Zeit und jenes Landes klarer zu legen, wo der Meister seine Arbeit vollführte; ein rechtes Erfassen und Begreifen des zeitgemäßen Denkens scheint uns wichtig, um die Eigenart der Arbeit des Meisters und die Frucht seines Wirkens richtig zu verstehen. Diese Arbeit war eine gemeinsame und führt uns tiefer in das Wesen von des Meisters Arbeit. Mit dem 4. Artikel wurde versucht, die Größe des Meisters klarer zu machen und auf kosmologischer Grundlage klar zu legen, daß er als



Christus die Fleischwerdung eines göttlichen Strahles des Logos darstellte, als ein Sendbote jener spirituellen Gemeinschaft, die wir die weiße Loge nennen. Die Beschäftigung mit der Ergründung seiner Herkunft und seines Wesens sollte klarer machen, daß sein Reich, wo er ein König ist, nicht von jener Welt ist, die wir sehen. Hierauf folgten die zwei vorzüglichen Artikel von Mr. Johnston, die alle Leser des T. L. kennen. Dann gingen wir mit Aufsatz 7. mehr in das besondere Leben des Meisters ein. Bis hierher haben wir die Abende hinter uns. Der nächste wird uns zu einem Aspekt des Lebens eines Jüngers führen, der Christus in seiner Inkarnation nicht kannte. Mit der vorletzten Arbeit werden wir uns mit den Ausläufen des spirituellen Einflusses des Meisters beschäftigen, der Blüten spirituellen Lebens zu Zeiten, wo das Christentum der Allgemeinheit kein Christentum mehr war. Und das letzte Thema soll den Zyklus über den westlichen Avatar beschließen, als es uns wiederum zu jener Gemeinschaft führt, aus der Christus hervorging und der er noch angehört.

Eingeschaltet zwischen diese Themen hatten wir noch Kapitelgruppen von Mitchells Artikel, der allseits als vortrefflich empfunden wurde.

Unsere Mitarbeiter waren wiederum dieselben. Die Abende brachten nicht nur einige Erweiterung des Verständnisses, sondern auch eine Vertiefung des Empfindens und des Lebens; und den Mitgliedern wurde ihr Wunsch, Arbeit voll Liebe und Kraft für den Meister zu tun, dadurch noch verstärkt. Wir sind des Dankes voll für die Kraft, die Gnade, die uns durch solche Arbeit zuteil wird. O. K.

Quittungen.

Seit dem 1. Januar gingen folgende Beiträge ein:

von Zweig Außig 14 M.

Für Quarterly: von Zweig Außig, Herrn Zerndt, Herrn Köhler und Herrn Levi je 1 M.

Mit bestem Dank quittiert

der Schatzmeister Ernst John.

Unterstützungs-Fonds für „Theosophisches Leben".

Für Propaganda-Abonnements sind eingelaufen: O. Scheerer Mk. 2.50, H. Hofmann Mk. 3.–, F. Pöche Mk. 1.–, E. Tr. Mk. 60.–, Frl. Borchert Mk. 5.–.



Druck von A. K. Herr.g in Meerane i. S



Nr. 2.	Juli 1914.	Jahrg. XVII.

Misstrauen.

Von A. Frahm.

Die häßlichste Pflanze ist das Mißtrauen.

Wer hätte sie nicht nach gründlicher Abkehr vom christlichen Wort- und Buchstabenglauben gar eifrig gehegt und gepflegt? Und — schließlich doch erkannt, daß sie alle Treu und allen Glauben überwuchert, mit ihrer scheußlichen Wurzelklaue jegliche Unbefangenheit untergräbt, wenn nicht ein energischer Wille des jätenden Gärtners ihr sogleich in der Stunde ihrer Geburt den Garaus machte?

Wer mißtrauet, säet Wind und erntet Sturm.

Gar tief schlummern im Herzensacker kleinste und aberkleinste Sämlein des schäbigsten Mißtrauens mit ihrem so zähen Triebe zum Leben und Herrschen. Hielte nicht das Auge ängstlicher Wachsamkeit den Pflug der Duldung, die Egge des Glaubens und die Walze der Liebe immer arbeitsbereit und schön blank, wie bald und üppig würden sie wieder ins giftige Kraut schießen!

Mißtrauen ist die Mutter aller selbstischen Kritik; aber Selbstkritik ist hoher und höchster adeliger Sinn menschlicher Wesenheit. Ihre Folge ist Selbsterkenntnis.

Der Tod des Mißtrauens, das Feuer, worin es verbrennt, sein langsam, aber sicher wirkendes Gegenmittel heißt: „Mensch, erkenne dich selbst!“



Mißtrauen ackert mit dem Schwert- und Richtspruch: „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ aber „Liebe erzeugt Gegenliebe“, wenn das Vertrauen, der edlen Selbsterkenntnis holde Tochter, an ihrer jungen Wiege stand.



Abend.

Von Leopold Corvinus.

Das Abendrot verglutet über der Heide,
Und alle Tageshitze muß verwehn,
Und von der alten, sturmzerzausten Weide
Tönt eines Vogels einsam seliges Flehn.

Auch meine Seele singt ihr Abendlied,
Ihr Lied der Sehnsucht nach dem stillen Strande,
Und breitet ihre Schwingen aus und zieht
Aufatmend über die weithin schweigenden Lande.



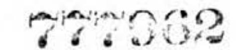


Theosophie und der kommende Christus.

Von einem geschätzten Freund haben wir eine kleine Broschüre erhalten, deren Inhalt bemerkenswert ist, weil sie gewisse Ansichten und Theorien an das klare Tageslicht bringt, die in der letzten Zeit viel verbreitet, nirgends aber so offen und aufrichtig dargelegt worden sind. Diese Broschüre ist auch wegen der darin enthaltenen Mißverständnisse bemerkenswert; denn sie stellt in der Hauptsache einen Versuch dar zu zeigen, daß „die Lehren der Theosophie und die Tatsachen, auf welche der christliche Glaube aufgebaut ist, unvereinbar sind und daß es eine logische Unmöglichkeit ist, beide anzunehmen".

Diese Ansicht ist dem, was wir für wahr halten, so vollständig entgegengesetzt, daß es von Wichtigkeit ist, den Gedankengang, welcher zu diesem Schluß führte, zu verfolgen. Es kann sein, daß wir gleichzeitig fähig sein werden, klarer darzustellen, was nach unserer Ansicht Theosophie ist, was Christentum ist und was uns als die wahre Beziehung zwischen den beiden erscheint.

In den oben angeführten Worten finden wir unseren ersten wichtigen Anhaltspunkt. Es ist klar, daß, nach der Ansicht des Verfassers dieser Broschüre, Theosophie das bedeutet, was gewisse Individuen verbreiten. Wir glauben aber, daß Theosophie in Wirklichkeit etwas ganz anderes ist, — etwas, was von niemand verbreitet wird und von niemand verbreitet werden kann, etwas, was gelebt, nicht verbreitet werden muß, etwas, was nur offenbart werden kann, indem man es lebt, was nur verstanden werden kann, indem man



es lebt. Theosophie ist kein Lehrsystem; sie ist der lebendige Geist des Göttlichen.

Wir sind daher überzeugt, daß keiner das Recht oder die Macht hat oder unter irgend welchen Umständen haben kann, als Autorität eine Darstellung von Theosophie zu verbreiten — nicht einmal Madame H. P. Blavatsky selbst, so hoch wie wir sie schätzen, — nicht einmal ein Meister der Weisheit, so aufrichtig wie wir die Meister verehren.

Denn die wahre Theosophie, die Theosophie der Meister, die Theosophie, für welche Madame H. P. Blavatsky lebte, litt und starb, ist eine göttliche Offenbarung, eine göttliche Kraft, welche sich im Leben offenbart. Nur insofern sie im Leben offenbart wird, können wir sagen, daß sie Theosophie ist. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Theosophie soll an ihren Früchten erkannt werden, und das, was die Früchte der Theosophie nicht hervorbringt, ist keine Theosophie.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Dieses ist das Prinzip, welches der christliche Meister als Prüfstein für seine eigene Lehre festgelegt hat. Die weisesten unter seinen Nachfolgern haben daran festgehalten. So schreibt Paulus an die Römer: „Euere Frucht geht auf die Heiligung, das Ziel aber ist ewiges Leben." An die Galater schreibt er: „Die Frucht des Geistes aber ist Liebe, Freude, Friede, Langmut, Milde, Edelmut, Treue, Sanftmut, Enthaltsamkeit." Und Jakobus, des Herrn Bruder, erklärt dasselbe Gesetz: „Die Weisheit (Sophia) von oben aber ist fürs erste keusch, dann friedfertig, nachgiebig, folgsam, voll Erbarmen und guter Früchte, ohne Zweifel, ohne Heuchelei. Die Frucht der Gerechtigkeit aber wird im Frieden ausgesät bei denen, welche Frieden halten."

„Die Weisheit von oben" ist die wahre Theosophie. Im Herzen durch göttliche Inspiration geboren, fängt sie sogleich an, das ganze Wesen nach ihrer eigenen göttlichen Natur umzuwandeln. Aus dem Sterblichen entsteht das Unsterbliche; aus dem Tiere ein Engel; und das Ende, wie Paulus sagt, ist ewiges Leben. Wo immer das Leben dergestalt göttlich gemacht wird, von dem Irdischen zum Ebenbild des Himm-



lischen umgewandelt wird, dort wirkt im Herzen die wahre Theosophie, der Geist des göttlichen Lebens selbst.

Dies ist ihre einzige echte Offenbarung. Das, was die Früchte der Theosophie trägt, ist Theosophie. Wir wollen diesen Prüfstein auf irgend ein von Menschen verbreitetes System anwenden. Was sind die Früchte eines solchen? Ein neuer Dogmatismus, starrer und komplizierter als der alte, ein Dogmatismus, welcher auf „Autorität" beruht! Ein solcher eng verschlossener und komplizierter Dogmatismus ist nicht jener ruhige universale Geist des Lebens, die wahre Theosophie, welche das Irdische zum Ebenbild des Himmlischen durch das göttliche innewohnende Licht, das himmlische Feuer des spirituellen Lebens umwandelt; ein solches dogmatisches System ist nicht die göttliche Kraft, welche das Sterbliche zum Unsterblichen verwandelt. Man könnte jede Klausel eines solchen neuen Dogmatismus annehmen und doch keine Früchte des Geistes tragen, keine Früchte der wahren Theosophie.

Wir sind daher der Meinung, daß der Verfasser der genannten Broschüre vollständig irregeleitet wurde, indem er nach Indien ging, um „Theosophie zu verbreiten". Die unvermeidliche Enttäuschung war daher heilsam, wenn auch schmerzhaft. Dieser Schmerz aber, scharf und wirklich, wie er deutlich war, muß falschen Begriffen und nicht der Theosophie zugeschrieben werden.

Noch ein Satz aus der Einleitung. Der Verfasser erklärt, daß, wenn die Tatsachen in Bezug auf das Predigen der Theosophie in Indien bekannt gemacht werden könnten, er nicht glaube, daß viele sich noch Theosophen nennen würden. Wenigstens würde, wie er fortfährt, der Ausdruck »christlicher Theosoph« aufhören zu existieren. Wir glauben, daß wahrer Nutzen aus einer gründlichen Kenntnis der Tatsachen entspringen würde. Wir sind aber nicht der Meinung, daß dieses notwendigerweise zu der obengenannten Schlußfolgerung führt; sondern vielmehr, daß ein tieferes Verständnis viele Männer und Frauen von reinem Herzen dazu führen wird, anzuerkennen, daß sie in Ziel und Aspiration Theosophen sind;



und wir glauben, daß dieses von den ergebensten Nachfolgern Christi wahr ist.

Schließt notwendigerweise ein aufrichtiges Verteidigen des Christentums ein wahres Verständnis für das Christentum in sich ein? Die Frage entsteht aus der folgenden Stelle in der Broschüre: „Ist das überhaupt Christentum, was die ausschließenden Ansprüche Christi leugnet und alle großen Religionen der Welt als im gleichen Maße unbefriedigend ansieht? Wo würde das Christentum jetzt sein, wenn ein Platz für Christus im griechischen Pantheon angenommen worden wäre? Wo würde das Christentum in Indien oder Japan jetzt sein, wenn zugegeben worden wäre, daß man die Wahl zwischen Christus und Krishna oder Amida treffen konnte?"

Hier berühren wir ein tiefgehendes Prinzip: „Ist das überhaupt Christentum, welches die ausschließenden Ansprüche Christi leugnet?" Dies kann bedeuten entweder die ausschließenden Ansprüche, welche von Christus, oder die ausschließenden Ansprüche, welche für Christus gemacht wurden. Wir wollen versuchen, beides zu betrachten; denn wir glauben, daß der angenommene „ausschließende" Charakter des Christentums ein Dorn im Fleische des christlichen Lebens seit Zeitaltern gewesen ist; und wir glauben auch, daß die Zeit naht, da dieser Dorn herausgezogen und die Wunde geheilt werden muß.

Um den Kern der Sache zu treffen: Hat Jesus irgendwelche „ausschließende Ansprüche" für sich gemacht? Vorerst hat er irgend etwas, das vortrefflich im Judentum war, „ausgeschlossen"? Hat er nicht vielmehr das beste der Religion seiner Umgebung eingeschlossen? Nehmen wir ein charakteristisches Beispiel: die Geschichte des reichen Jünglings, welcher zu Jesus kam und sagte: „Guter Meister, was soll ich tun, um ewiges Leben zu ererben?" Der Meister aber antwortete: „Was nennst Du mich gut? Niemand ist gut außer dem einen Gott; willst Du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote.

„Sagt er: welche?

„Jesus sagte: Du sollst nicht töten, nicht ehebrechen,



nicht stehlen, nicht falsch zeugen, Vater und Mutter ehren und Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.

„Sagt der Jüngling zu ihm: Alles dieses habe ich gehalten von meiner Jugend an: was fehlt mir noch?

„Sagte Jesus zu ihm: Willst Du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was Du hast, und gib es an Arme: so wirst Du einen Schatz im Himmel haben, dann komme und folge mir." (Matt. XIX, 16—22.)

Hat Jesus ihm irgend ein neues Dogma auferlegt oder vorgeschlagen? Hat er irgend welche „ausschließende" Ansprüche gemacht? Hat er ihm befohlen, die Lehre, in welcher er geboren wurde, aufzugeben? Hat er ihn nicht, im Gegenteil, an die Gebote, das Allerwesentliche im jüdischen Glauben, erinnert?

Es ist wahr, daß Jesus sagte: „Komm und folge mir nach." Was hat er gemeint mit den Worten „folge mir nach"? Wird nicht die wahre Bedeutung uns in einer anderen Darstellung derselben Erzählung einleuchten: „Eins fehlt Dir. Gehe hin, verkaufe alles, was Du hast und gib es den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben; und komm, folge mir nach und nimm das Kreuz auf Dich." (Markus X, 21.)

Meinte der Meister, daß er ihm durch das Annehmen eines Dogmas nachfolgen soll? Oder meinte er, daß er durch eine Methode, ein Leben, nachfolgen soll? Hat er gesagt: „glaube an das Kreuz" oder „nimm das Kreuz auf Dich"? Handelt es sich nicht um das Führen des Lebens, welches der Meister führte, ein Leben voll Gehorsam dem Vater gegenüber? „Wenn ihr meine Gebote haltet, dann werdet ihr in meiner Liebe bleiben, so wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und bleibe in seiner Liebe."

Wir wollen versuchen, das Prinzip, welches dieser wundersamen Erzählung zu Grunde liegt, anzuwenden. Es war ganz und gar möglich für den Jüngling, der ein guter Jude war, ein guter Jude zu bleiben und gleichzeitig „Jesus nachzufolgen". Die älteren Jünger blieben fromme Juden bis zu ihrem Todestag und „setzten einmütig ihren täglichen Gang zum Tempel fort". Wir möchten sogar noch weiter gehen



und sagen, daß fromme Juden, wie Philo von Alexandrien, tatsächlich in diesem wahren Sinne Jesus nachgefolgt sind, obgleich sie seinen Namen nicht getragen haben und nicht unter seine Jünger gerechnet wurden.

Wir wollen die Sache noch weiter ausführen. Würde es einem guten Hindu oder einem guten Buddhisten möglich sein, in dem wahren Sinne „Jesu nachzufolgen“ und immerhin ein guter Hindu oder ein guter Buddhist zu bleiben? Wir glauben, daß es mehr als möglich sein würde: es würde fast unvermeidlich für irgend einen sein, der nach dem Wesentlichen in den indischen Lehren lebte. Und wir glauben, daß der Meister seine Nachfolge annehmen und als genügend erachten würde, um Erlösung und das Erbe des ewigen Lebens zu gewinnen.

Wir wollen annehmen, daß der junge Mann, der zu Jesus kam, ein guter Hindu oder ein guter Buddhist gewesen ist. Jesus hätte ihm befohlen, die Gebote zu halten. Wenn der junge Mann gesagt hätte: „welche?“ so hätte Jesus ihm aus den buddhistischen heiligen Schriften antworten können: „Hüte Dich vor dem Vernichten des Lebens; hüte Dich vor dem Stehlen; hüte Dich vor Unkeuschheit und aller Unreinheit; hüte Dich vor dem Lügen.“

Ist da ein Unterschied im wesentlichen moralischen Wert von der Antwort, welche er ihm wirklich gab? Oder, in anderen Worten, würde jene Antwort das, was das Wesentliche in der buddhistischen Lehre ist, „ausschließen“?

Man kann der Sache von einem anderen Standpunkt nahe kommen. Wir wollen annehmen, daß Jesus in Indien unter den Hindus oder Buddhisten anstatt in Palästina geboren wurde. Haben wir irgend einen guten Grund zu glauben, daß er den Hinduismus oder den Buddhismns seinem Geiste fremder gefunden hätte, als das, was vortrefflich im Judentum war? Hätte er seine Botschaft nicht ebenso vollständig überbringen können, hätte er sein Leben nicht leben, seine Methode nicht erläutern können, ebenso vollkommen in Indien wie in Palästina, mit den Veden und Upanischaden als Rückhalt, statt des Gesetzes und der Propheten? Würde nicht



die wesentliche Wirkung dieselbe gewesen sein? Muß man da nicht glauben, daß es nicht so sehr die besondere Befähigung von Palästina war, die ihn dorthin zog, als die schreiende Not der westlichen Welt?

Ist es denn nicht Zeit, daß die, welche Jesus verehren, wie der Verfasser der erwähnten Broschüre ihn deutlich verehrt, ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, das Wesentliche und Notwendige in seinen Lehren sehen und unterscheiden von dem, was nur das Gewand dieses wesentlichen Teils ausmacht, wie die Wahrheit in ein Gleichnis gekleidet wird? Und kann nicht gerade hierin die Theosophie die größte Hilfe leisten, indem sie ihren universalen Ausblick auf spirituelle Dinge bringt und die lebendige Vergegenwärtigung der Vorgänge des spirituellen Lebens, die in vielen Gewändern immer dieselben sind?

Jesus war ein Theosoph, weil er die ehrwürdigen, spirituellen Gesetze, das Gesetz der Auferstehung, das Gesetz der neuen Geburt von oben, durch sein Leben und in seiner Lehre erläuterte. Er hatte seine wirkliche Auferstehung lange vor seinem Tode erreicht. In dem Körper dieser wirklichen Auferstehung zeigte er sich seinen Jüngern bei der „Verklärung". Und kraft dieser wirklichen Auferstehung war er fähig, nach dem Tode des physischen Körpers als das zu erscheinen, was wir bisher gewohnt sind für seine Auferstehung zu halten. Kraft dieser wirklichen Auferstehung ist er. Das Problem ist: ihn zu finden; und dies kann nur getan werden, indem wir das Leben leben, das er lebte, und die Methode befolgen, welche sein Leben erläuterte: in anderen Worten — durch angewandte Theosophie.

Wenden wir uns nochmals zu unserer Broschüre, so finden wir dort folgende Darstellung der angenommenen grundsätzlichen Unterschiede zwischen Christentum und Theosophie: „In Ceylon existiert offener Krieg. Singhalesischer Buddhismus, der in einen schlafähnlichen Zustand geraten war, ist durch die Anstrengungen von westlichen Theosophen zu erneutem Leben galvanisiert worden; ein richtiger Feldzug gegen christliche Arbeit wird geführt;



Schulen werden eröffnet mit der vorgefaßten Absicht, die christlichen Schulen zu ruinieren; Missions-Schulen sind in der Nacht wiederholt niedergebrannt und das Verbrechen den Buddhisten-Theosophen zugeschrieben."

Nochmals „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen". Echte Theosophie wird niemals solche Früchte wie die obengenannten tragen; auch wird sie sich nicht in Angriffen auf christliche Schulen äußern, obgleich sie auf gewisse Mißverständnisse als keine wahren Ausdrücke der Lehren Christi aufmerksam machen kann. Sie tut dies aber aus Liebe für das Christentum, niemals aus Haß. Madame Blavatskys eigene Worte lauteten: „Nochmals möchten wir den Leser bitten, der Anklage gegen Theosophie im allgemeinen und gegen die Verfasserin insbesondere kein Ohr zu leihen, daß sie nämlich Mißachtung gegen einen der größten und edelsten Charaktere in der Geschichte der Adeptschaft — Jesus von Nazareth — oder Haß gegen die Kirche hegen."

Echte Theosophie würde daher niemals das Christentum angreifen. Echter Hinduismus oder echter Buddhismus würde dies auch nicht tun. Das Verhalten des Buddha gegen die alten Glaubensformen seines Landes war vollkommen tolerant. Er benahm sich gegen die vedische Religion genau so wie Jesus gegen die jüdische Religion, er nahm sie als Ausgangspunkt und entwickelte ihre moralische Wesenheit. Hier ist ein charakteristisches Beispiel aus dem „Maha Vagga":

„Der Gesegnete näherte sich der Stelle, wo des Ziegenhirten geheiligter Feigenbaum stand.

„Ein gewisser Brahmane, der von stolzem und hochmütigem Gemüt war, näherte sich der Stelle, wo der Gesegnete stand; als er ankam, tauschte er mit dem Gesegneten Grüße und sprach zu dem Gesegneten also:

„Gotama, was ist es, das einen Brahmanen ausmacht, und was sind die Brahman gestaltenden Fähigkeiten?"

„Bezüglich dieses ließ der Gesegnete diese feierliche Äußerung verlauten:

„»Der Brahmane, der seine bösen Züge vertrieben hat,
Ist frei von Stolz, selbstbeherrscht und fleckenlos,



Ist gelehrt und hat das heilige Leben geführt,
Er allein kann Anspruch auf den Namen Brahmane machen;
Mit Dingen der Erde hat er keinen Punkt der Berührung.«"

Diese Erzählung ist sehr verwandt mit der des reichen Jünglings.

Die Frage des Brahmanen war wesentlich dieselbe: „Was soll ich tun, um ewiges Leben zu ererben?" Die Antwort des Lehrers war auch wesentlich dieselbe; er sandte den Fragenden zurück zu den notwendigen Dingen seiner eigenen Religion; und obschon er, gleich dem Meister von Galiläa, keine dogmatische Zugehörigkeit verlangte, war seine Antwort jedoch im spirituellen Sinne: „Folge mir nach"; denn die wesentlichen Dinge des alten Brahmanismus sind auch die wesentlichen Dinge von Buddhas Lehre, wie sie die wesentlichen Dinge aller Religionen sind.

Noch ein Beispiel von Buddhas Verhalten finden wir in dem „Tevijja Sutta".

Der Buddha kam nach einem Brahmanen-Dorf in Kosala, genannt Manasakata. Zu der Zeit hatten viele berühmte und reiche Brahmanen ihren Aufenthalt dort genommen. Zwischen zwei von ihnen, Vasettha und Bharadvaja, entstand eine Unterhaltung über den Pfad, welcher zur Vereinigung mit Brahma führt. Sie wendeten sich an Buddha, und dieser fragte sie, ob sie selbst oder ihre Lehrer, die in den Drei Veden bewanderten Brahmanen, Brahma ins Angesicht geschaut hätten.

Sie antworteten, daß weder sie noch ihre Lehrer Brahma geschaut hätten.

Der Gesegnete sagte:

„Wahrlich, Vasettha, daß jene Brahmanen, welche in den drei Veden bewandert sind, welche, aber die Ausübung jener Eigenschaften, die aus einem Menschen einen Brahmanen machen, unterlassen und die Ausübung jener Eigenschaften, die aus den Menschen keine Brahmanen machen, unternehmen, — daß diese, auf Grund ihres Anrufens und Betens und Hoffens und Lobens, nach dem Tode und wenn der Körper aufgelöst ist, mit Brahma vereinigt werden sollten, — wahrlich, ein solcher Zustand der Dinge kann nicht existieren."



Buddhas vollkommene Toleranz ist nicht weniger auffallend wie sein tiefer, moralischer Ernst; am auffälligsten aber ist die Identität zwischen seiner Methode und der Methode von Jesus den älteren Glaubensformen gegenüber, an welchen die Herzen ihrer Zuhörer hingen. Diese alten Glaubensformen nahmen sie an, legten Nachdruck auf ihre spirituelle Wesenheit und machten aus ihnen die Grundlage und den Ausgangspunkt ihrer eigenen Lehre. Sie wünschten keine Gewalt, keinen Angriff, sondern ein ruhiges, ordnungsmäßiges Wachsen aus dem schon existierenden und angenommenen Glauben heraus.

Den Buddhisten von Ceylon und den Missions-Schulen bieten wir zur sorgfältigen Betrachtung das große Edikt über Toleranz, welches König Asoka von Pataliputra im dritten Jahrhundert vor Christus herausgab:

„Seine Majestät erweist den Anhängern aller Religionen, ob Asketen oder Haushälter, durch Gaben oder dergleichen, Ehrerbietung.

„Seine Majestät trägt jedoch nicht so viel Sorge um Gaben und äußerliche Ehrerbietung als um ein Wachsen des Wesentlichen der Sache in allen Religionen. Das Wachsen des Wesentlichen der Sache nimmt verschiedene Formen an, aber die Wurzel davon ist ein Beherrschen des gesprochenen Wortes, d. h. keiner darf Ehrerbietung seiner eigenen Religion dadurch erweisen, daß er die eines anderen herabsetzt."

Wir kommen jetzt zu einer speziellen Lehre, welche der Mittelpunkt eines dogmatischen Systems gegenwärtig zu sein scheint: Die Ankündigung, daß ein jugendlicher Madrasi als eine Göttliche Inkarnation, als ein Avatar, gebraucht werden soll. Der Verfasser der obengenannten Broschüre beschreibt diese Theorien ausführlich und ist der Ansicht, daß sie die Wirkung von Visionen oder angenommenen Visionen eines Individuums sind.

Dies scheint aber nicht der Fall zu sein. In dem hier veröffentlichten System erkennen wir gewisse bekannte Elemente; zuerst Bruchstücke der Briefe des Meisters K. H.,



wie sie in „Esoterischer Buddhismus" verkörpert sind; dann Fetzen und Flicken aus „Isis Entschleiert" und „Geheimlehre"; und drittens Dinge, welche in den frühen Tagen der Theosophischen Gesellschaft berichtet wurden, oft vielleicht falsch berichtet wurden, als ob sie von Madame Blavatsky stammten.

Es ist nun ein großes Wagnis, Madame Blavatskys Bücher in dieser Weise zu gebrauchen, aus folgenden Gründen: Es war Madame Blavatskys Gewohnheit, das, was sie zu sagen hatte, ziemlich indirekt darzulegen und ihre Stellungnahme zu unterstützen, indem sie aus anderen Schriften über Religion, Philosophie und Mystizismus in großer Mannigfaltigkeit und Überfluß viele Stellen anführte. Sehr oft brachten die exoterischen Schriften nur einen Teil von dem, was Madame Blavatsky im Gemüt hatte. Manchmal entstellten sie sogar diesen Teil. Oft wurden solche Stellen nur angeführt, um widerlegt zu werden. Wir müssen daher große Sorgfalt anwenden, wenn wir Madame Blavatskys Schriften lesen, um zwischen Stellen von diesen verschiedenen Arten zu unterscheiden; denn nur wenn wir richtig unterscheiden, können wir sicher sein, daß wir das haben, was Madame Blavatsky wirklich mitzuteilen wünschte.

In dem dogmatischen System, wie es in dieser Broschüre dargestellt wird, scheint es, als ob die Stellen, welche Bezug auf Rassen und Subrassen haben, aus „Esoterischer Buddhismus" entnommen sind. Die Hinweise auf Hermes, Zoroaster, Orpheus und Siddhartha sind dem Anscheine nach in ziemlich verworrener Weise der „Geheimlehre" entnommen.

Der Verfasser aber verkörpert nicht im entferntesten die Ansichten von Madame Blavatsky in dem eigenartigen System, welches wir betrachtet haben, obgleich, wie wir sahen, Madame Blavatskys Schriften den Ausgangspunkt für viele Ideen liefern. Was Madame Blavatskys Ansicht über den westlichen Avatar und seine Arbeit war, wurde im „Theosophical Quarterly" X, Nr. 3 und im „Theosophischen Leben" XVI, S. 3 dargelegt.

Es scheint daher, daß dieser Teil des neuen Systems eine Mischung von älteren Bruchstücken ist, welche geschickt



zusammengefügt wurden, oft vielleicht zum Schaden ihrer ursprünglichen Beziehung. Auf dieser ungleichartigen Grundlage wird die spezielle Avatar-Lehre aufgebaut.

An dieser Stelle wird es vielleicht klug sein, uns an die wirkliche Lehre über Avatare zu erinnern. Eine grundlegende Stelle ist in der „Bhagavad Gita" vorhanden (II, 6—9).

„Obschon ungeboren, ein unvergängliches Selbst, Herr aller Wesen, auf meiner eigenen Natur ruhend, werde ich durch die Zauberkraft (maya) meines Selbstes geboren.

„Denn so oft ein Schwinden der Rechtlichkeit eintritt, ein Ausbrechen der Unrechtlichkeit, dann sende ich mein Selbst aus.

„Für die Erlösung der Heiligen und für die Vernichtung der Übeltäter; um Rechtlichkeit zu bereiten, werde ich Zeitalter um Zeitalter (yuga) geboren."

Dieselbe Lehre ist sogar im volkstümlichen Buddhismus erhalten. In der Einleitung zum „Jataka" zum Beispiel wird uns ein Bild von dem zukünftigen Buddha im Himmel gegeben, wie er von den vier Maharajas und den Göttern umgeben ist, welche ihn an sein hohes Schicksal, an seine Fleischwerdung „um die Welt zu erlösen", erinnern. Als dann der zukünftige Buddha die Zeit, das Land, die Familie erkannte, in welcher er geboren werden sollte, „starb er aus dem Himmel und wurde im Schoße der Königin Mahamaya empfangen".

Die brahmanischen Seher machten der göttlich erwählten Königin folgende Verkündigung: „Du wirst einen Sohn gebären und, wenn er das Leben des Haushälters weiter lebt, wird er ein Weltbeherrscher werden, wenn er aber das Leben des Haushälters verläßt und sich von der Welt zurückzieht, wird er ein Buddha werden und die Wolken von Sünde und Torheit in dieser Welt abwälzen."

Wir wollen die westliche Parallele zu dieser Lehre betrachten. Die „Bhagavad Gita" fing an mit einer Beschreibung des göttlichen Wesens, des ungeborenen, unwandelbaren Herrn aller Wesen. Dieser Aspekt des göttlichen Logos ist sehr ausführlich von Philo von Alexandrien dargelegt, welcher



dem Anscheine nach etwa zehn oder zwanzig Jahre vor Jesus geboren wurde; seine wichtigsten Schriften über die Logoslehre wurden ungefähr 20 Jahre nach Christi Geburt vollendet. Philo spricht von dem „Einen, Unerschaffenen, Unsterblichen, dem Herrscher und Herrn des Universums". In oder neben diesem unveränderlichen Ewigen ist der Gedanke, das Gemüt oder Logos von Gott vorhanden. Der Logos ist ein göttliches Bild Gottes. Alle Dinge wurden durch den Logos erschaffen. Jeder Mensch ist, was seine Intelligenz betrifft, mit dem göttlichen Logos verbunden, da er ein Abdruck, oder Bruchstück, oder Strahl jener gesegneten Natur ist. Daher ist der Mensch der heilige Tempel für eine intelligente Seele, deren Bild er in seinem Herzen trägt.

„Daher," sagt Philo, „weil Gott in dieses Reich der Seele unsichtbar eintritt, laßt uns jene Stelle vorbereiten, daß sie eine würdige für Gott sei. Wenn wir im Begriff sind, Könige zu empfangen, bereiten wir uns vor, unsere Wohnhäuser prächtig zu schmücken. Welche Art von Wohnort sollen wir aber für den König der Könige, für Gott, den Herrscher des ganzen Universums, vorbereiten, wenn er in seiner Barmherzigkeit und liebenden Güte für die Menschen sich herabläßt, die Wesen, welche er erschaffen hat, zu besuchen und vom Rande des Himmels bis zu den niedrigsten Regionen der Erde herunterkommt, um unserer Rasse Wohltaten zu erweisen? Sollen wir ihm ein Haus von Stein oder Holz bereiten? ... Nein, eine fromme Seele ist sein passender Wohnort." („De Cherubim" 29, 30.)

Der Verfasser des vierten Evangeliums nahm diese Lehre des Logos als Hintergrund für das Leben Jesu, den er mit dem Logos identifiziert, der zur Erlösung der Menschheit Fleisch wurde:

„Im Anfang war das Wort (Logos) und das Wort (Logos) war bei Gott und das Wort (Logos) war Gott. Alles ward durch dasselbe und ohne dasselbe ward nichts, was geworden ist. In ihm war Leben; und das Leben war das Licht der Menschen; und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht ergriffen (oder überwunden) ...



„Und das Wort ward Fleisch und schlug seine Hütte auf unter uns, und wir schauten seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des einzigen Sohnes vom Vater (oder eines einzigen Sohnes vom Vater) voll Gnade und Wahrheit . . .

„Denn aus seiner Fülle haben wir alle empfangen, Gnade um Gnade; denn das Gesetz ward durch Moses gegeben, die Gnade und die Wahrheit ist durch Jesus Christus gekommen.“

Johannes betrachtet daher Jesus als eine Inkarnation des Logos, „das wahrhaftige Licht, welches jeden Menschen erleuchtet, der da kommen sollte in die Welt“. Als den Worten „des einzigen Sohnes vom Vater“ gleichlautend können wir folgende Worte von Philo anführen: „Der Vater des Universums hat ihn (den Logos) veranlaßt, als der älteste Sohn zu entstehen, den er anderswo seinen erstgeborenen nennt.“ (De Confusione Linguarum, 14.)

Johannes betrachtet daher Jesus als eine Inkarnation des Logos; seine Pracht ist dem Logos gleich, welcher der „älteste Sohn“, der „Erstgeborene des Vaters“ ist. Wir kommen nun zu den Ansprüchen, welche Jesus für sich selbst macht, wie diese von Johannes berichtet werden, und fragen uns, ob diese ein Ausdruck der Lehre des Avatars, der Inkarnation des Logos ist, wie wir sie in den östlichen Lehren gefunden haben.

In seinem Gespräch mit Nikodemus sagte Jesus: „Und es ist niemand in den Himmel aufgestiegen außer der vom Himmel herabgekommen ist, der Sohn des Menschen [der im Himmel ist]. Und gleich wie Moses die Schlange in der Wüste erhöht hat, so muß der Sohn des Menschen erhöht werden, damit jeder, der an ihn glaubt, ewiges Leben habe.“ (Johannes III, 13.) Hier spricht Jesus von sich als dem Sohn des Menschen und erklärt, daß er vom Himmel herabgekommen ist, um den Menschen ewiges Leben zu bringen.

Aus den Versen, welche unmittelbar folgen, kann man nicht klar ersehen, ob Johannes von Jesus spricht oder ob Jesus von sich selbst spricht. Im ersten Falle, welcher am wahrscheinlichsten erscheint, stellt Johannes die Lehre des Logos nochmals dar; oder wenn Jesus spricht, dann wendet er die Ausdrücke in der Lehre auf sich selbst an.



Als Jesus mit der samaritischen Frau sprach, behauptet er, der Messias, der Gesalbte, der Christus, der von den Juden „lang ersehnte Herr“ zu sein, und seine Handlungen während seiner ganzen Mission hielten diese Stellung konsequent aufrecht.

Wiederum finden wir, wie Jesus zu den Juden sagt:

„Mein Vater wirkt bis jetzt, so wirke auch ich . . . Es kann der Sohn von sich selbst nichts tun, außer er sehe den Vater etwas tun; denn was jener tut, das tut auch der Sohn ähnlich. Denn der Vater liebt den Sohn und zeigt ihm alles, was er selbst tut, und wird ihm noch größere Werke als diese zeigen, auf daß ihr euch verwundert. Denn wie der Vater die Toten aufweckt, so macht auch der Sohn lebendig, welche er will. Denn der Vater richtet sogar niemand, sondern er hat das Gericht ganz an den Sohn übergeben, damit alle den Sohn ehren, so wie sie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehrt, ehrt den Vater nicht, der ihn gesandt hat.“ (Johannes V, 17—23.)

Uns scheint es, daß die Ansprüche, welche Jesus hiermit für sich macht, vollständig in Harmonie mit der Lehre des Avatars, der Lehre des Logos sind, welcher „für die Erlösung der Heiligen und für die Vernichtung der Übeltäter“ Fleisch wurde. Jesus behauptet in der Tat in den altehrwürdigen symbolischen Ausdrücken ein Avatar zu sein; und seine ganze Lehre, wie auch die Ereignisse seines Lebens, von der Inkarnation bis zur Auferstehung und Himmelfahrt, stimmen mit denen eines Avatars vollkommen überein.

Wir wenden uns jetzt zu dem erwähnten System und der speziellen Behauptung, daß ein Hindu-Knabe ein Avatar sein soll. Ob diese Behauptung wahr ist oder nicht, kann nur in einer Weise bewiesen werden; an seinen Früchten sollt ihr ihn erkennen. Was die Lehre des Systems betrifft, so hat sie schon Früchte getragen und kann daher erkannt werden. Die Frage über ihren wissenschaftlichen Wert wollen wir jetzt nicht stellen; es ist aber ganz klar, daß sie nicht Theosophie genannt werden sollte, in dem Sinne, wie dieser hohe, prächtige Name sich in den Prinzipien, auf welchen die Theosophische Gesellschaft gegründet wurde, offenbart.



Dieses System zusammenfassend, fragt der Verfasser der Broschüre: „Welche Autorität ist in all diesem enthalten?" Er zeigt, daß von den Anhängern dieses Systems verlangt wird, daß sie es auf Grund persönlicher Behauptung annehmen. Hierbei entsteht die sehr wichtige Frage: Was ist die wahre theosophische Lehre in Bezug auf „Autorität"? Doch wohl, daß jeder Mensch seine eigene Autorität sein muß? — daß er den Glauben in seinem eigenen Leben beweisen muß? Denn in keiner anderen Weise kann er dies tun. „Denn in dir ist das Licht der Welt — das einzige, das deinen Weg bestrahlt. Vermagst du nicht es in dir zu erkennen, du wirst es anderwärts vergebens suchen."

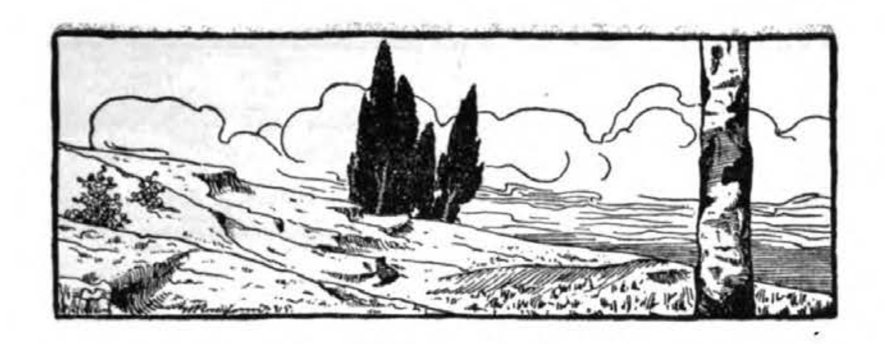
Der wahre Lehrer ist des Menschen eigene Seele, der Strahl des Logos in ihm, wie Philo sagt. Der Meister führt ihn zu diesem; dies ist es, was Jesus tat.

In dieser Broschüre hören wir von vielen Vorbereitungen für die Arbeit des kommenden Avatars. Dies veranlaßt uns zu fragen: Was ist die wahre Vorbereitung für das Kommen eines Avatars? Wie sollen wir den Weg für ihn bereiten, seinen Weg eben machen? Nur in einer Weise können wir dieses, wie es scheint, tun: indem wir das Leben leben. Es ist gesagt worden, daß Buddha in den Fußstapfen von Millionen Menschen durch das Goldene Tor schritt. Jesus wurde gekreuzigt, nicht weil er nicht verkündigt worden war. Er war verkündigt worden, wurde allgemein erwartet und von Johannes dem Täufer, der besonders zu diesem Zweck gesandt war, persönlich eingeführt. Diejenigen, zu denen er kam, verfehlten ihn zu empfangen, weil sie verfehlten, das Leben zu leben, weil sie keine praktischen Theosophen waren. Genau dasselbe Prinzip herrscht heute. Wenn wir, um die Worte des „Vorläufers" zu gebrauchen, „den Weg des Herrn eben machen" wollen, müssen wir das Leben leben; wir müssen praktische Theosophen sein, im wahren Sinne dieses hohen, aber (weil so hoch) viel mißverstandenen Wortes.

(Leitartikel aus dem April-Heft des „Theos. Quarterly".)







Engelreigen.

Von Leopold Corvinus.

Die Heide liegt im stillen Licht der Sterne.
Da hebt sich aus der Nacht ein leises Klingen:
Drei Engel schreiten aus der hallenden Ferne
Mit langen Gewändern und mit schimmernden Schwingen.

Sie reichen glücklich lächelnd sich die Hände,
Indem sie demutsvoll die Häupter neigen,
Und schlingen auf dem weiten, freien Gelände
In himmlischer Freude ihren himmlischen Reigen.

Ich aber werde dieser Stunde denken,
Wenn alte Schmerzen wieder mich berühren,
Wenn schwere Nächte sich herniedersenken,
Und werde himmlische Freude in mir spüren.







Der Okkultismus des Christentums.

Von Oskar Stoll.

Es dürfte als eine zweifelsfreie Tatsache anzusehen sein, daß das Wort Okkultismus im allgemeinen in den menschlichen Gemütern nur jene Vorstellungen auslöst, die mit den Sammelnamen Spiritismus, Magnetismus, Hypnotismus, Magie oder Zauberei bezeichnet werden.

Hellsehen, Gedankenübertragung, Bewegung von Gegenständen ohne Berührung, kurz, die Erzeugung irgend welcher z. Zt. unerklärbaren Phänomene begrenzen die Vorstellungen, die sich mit dem Wort Okkultismus verbinden. Aus diesem Grunde werden auch nur jene Menschen als okkulte Persönlichkeiten angesprochen, die in irgend einer Form sogenannte Wunder ausführen können.

Infolge dieser fast allgemeinen Beschränkung des Okkultismus auf den Wunder- und Hexenglauben hält eine gesunde Intuition viele von der Beschäftigung mit demselben fern und bewahrt sie so vor mannigfachen Gefahren und Enttäuschungen.

Zugleich aber, und dies ist bedauerlich, werden sie auf Grund dieser irrigen Vorstellungen von einer Prüfung der tieferen Bedeutung des Okkultismus ferngehalten, wodurch sie wiederum sehr viel verlieren können; denn durch das Studium der theosophischen Philosophie bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß fast alles, was im allgemeinen als dem Okkultismus angehörend bezeichnet wird, vielmehr dem falschen als dem wahren Okkultismus angehört, da die Mehrzahl der sogenannten okkulten Phänomene nur durch Brechen der Gesetze



des wahren Okkultismus möglich ist; mag dies nun bewußt oder unbewußt geschehen.

Kein Gebiet des Lebens deckt für die Allgemeinheit ein größeres Dunkel als das des Okkultismus und zugleich ist kein Gebiet umfassender als das seinige, erstreckt er sich doch von der Erde bis zu den Sternen — alles Leben vom Atom bis zu den Sonnensystemen — von den Empfindungen der Ameise bis zu den Ideen der Gottheit umfassend.

Nach Blavatsky, die auch, was phänomenale Leistungen betrifft, die größte Okkultistin des vergangenen Jahrhunderts war, ist der Okkultismus die Wissenschaft des Lebens, oder mit anderen Worten: spirituelle Wissenschaft. Und weil er die Wissenschaft der geistdurchleuchteten Seele ist, so entsprechen seine Erkenntnisse nach meiner Überzeugung der Wahrheit.

Da alle Menschen, die dem Strome des Lebens bis zu seinem Ozean folgen wollen, Jünger dieser Wissenschaft werden müssen, versuchte Blavatsky durch ihre Werke unsere Herzen mit jenem Geiste zu erfüllen, der allein segensreichen Fortschritt in dieser Wissenschaft ermöglicht. Es ist dies der Geist der Heiligkeit und weihevollen Ehrfurcht, mit dem der Mensch vor das Leben treten muß wie vor einen Altar, dessen Segen nur dem zum Selbstopfer Entschlossenen zuteil wird. Sie lehrte uns, daß die ersten Schritte im Okkultismus Aufopferung und Entsagung heißen. Dadurch erleuchtete sie unser Verständnis für die Lebensaufgabe jener großen okkulten Persönlichkeiten, die uns u. a. auch als die Begründer von Religionen und spirituellen Philosophien bekannt sind. Indem sie uns einige Gesetze des okkulten Lebens enthüllte, vermögen wir in diesen die Grundlage der religiösen Sittenlehren, die ja auch den Kern des Christentums bilden, zu erkennen.

Obwohl in den Evangelien auch die phänomenale Seite des Okkultismus sehr hervortritt, will ich mich heute mit dieser nur andeutend befassen. Sie erscheint mir minder wichtig gegenüber den ethischen und anderen Lehren, welche dem spirituellen Aspekt des praktischen Okkultismus angehören und daher für uns alle von augenblicklichem Nutzen sein können.

Da ich auch Jesus zu den okkulten Persönlichkeiten zähle,



so dürfte sich vielleicht die Frage erheben, was ich an ihm okkult, d. h. geheimnisvoll und verborgen finde. Nun, ich möchte antworten, sein ganzes Leben und Wirken und nicht zum wenigsten sein Sterben ist voller Fragen und Rätsel. Aber heute möchte ich nur auf einige besondere Merkmale seines Wesens und seiner Lehre hinweisen.

Wenn wir den Evangelien folgen, dann sehen wir, gleichwie auch bei Blavatsky, daß es seine fabelhafte Beherrschung der feineren, geistigen Naturkräfte war, die zuerst die Aufmerksamkeit der Massen auf ihn lenkte.

Wie wir aus den Überlieferungen wissen, konnte er z. B. die Menschen von der Besessenheit befreien. Erinnern wir uns, wie ohnmächtig unsere Irrenärzte gegenüber diesen Dämonen in ihren Patienten sind, so erfüllen uns allein diese Heilungen Jesu mit Bewunderung. Blindgeborene machte er sehend, Gichtbrüchige nahmen auf seinen Ruf ihre Krücken und gingen gesund von dannen, entfernt von ihm weilende Kranke wurden auf sein Wort gesund, ja selbst dem Tode konnte er seine Opfer wieder entziehen. Und, dies müssen wir bedenken, alle diese sogenannten Wunder gingen mit Gedankenschnelle vor sich. Bei ihm gab es kein langes Probieren mit magnetischen Strichen oder mit irgendwelchen Medikamenten, Fastenkuren oder wie sonst die Mittel heißen, mit denen manche glauben, daß seine Heilungen, die für sie garnichts Wunderbares an sich tragen, auch jetzt noch von Ärzten und Laien vollzogen werden können.

Seine Fähigkeit, auf dem Wasser zu wandeln und, wenn die Juden ihn steinigen wollten, ungesehen durch sie hindurch zu gehen, vervollständigen das Geheimnisvolle seiner Persönlichkeit.

Freilich, für den orthodox Gläubigen ist ja dies alles selbstverständlich; denn für ihn ist Jesus ja der Sohn Gottes, ja Gott selbst, und als solcher vermag er ja alles. Aber für mich war auch Jesus ein Mensch, und das Okkulte an ihm ist, wie er als solcher zu seinen göttlichen Fähigkeiten gelangte und sie in der bekannten Weise zu betätigen vermochte.

Diese Fähigkeiten umfassen aber nicht nur die phänomenalen Aspekte seines Wirkens, sondern sie offenbaren sich



hauptsächlich in seinem vorbildlichen Leben. Er, der Ubermächtige, den, wie er selbst sagte, mehr denn zwölf Legionen Engel, jene unsichtbaren Diener seines Vaters, auf seine Bitte beschützen würden, erduldet klaglos die entwürdigendsten Schmähungen, erleidet einen schmachvollen Tod und kennt selbst über diesen hinaus nur die eine Seligkeit: die Einordnung seines Willens in den seines Vaters in der göttlichen Welt.

Dies alles beweist mir, daß Jesus ein okkultes Leben führte, d. h. daß er noch mit einer anderen als der uns bekannten Welt in bewußter Verbindung stand. Sein Leben und sein Frieden wurzelten in uns verborgenen Tiefen, und seine Absicht war keine geringere, als durch sein Wirken einen Teil der Menschheit in diese verborgene Welt zu führen.

Von diesen Welten mag er gesprochen haben, wenn er seinen Jüngern von den Geheimnissen des Himmelreiches erzählte.

Daß dieses Himmelreich oder Reich Gottes, wie es Jesus oft bezeichnete, nicht das Himmelreich der christlichen Theologie ist, dessen Seligkeit wir erst nach dem Tode des Körpers genießen können, geht aus vielen Stellen aus seinen Reden hervor. Besonders bezeichnend dafür ist sein Hinweis: „das Himmelreich ist inwendig in euch“. Und wenn wir uns jener Stelle erinnern, an welcher er sagte, daß der Mensch von neuem geboren werden muß aus Wasser und Geist, um in das Himmelreich zu kommen, so ist mir das ein vollgültiger Beweis, daß wir nie nach dem Tode, sondern nur während des Lebens den Eintritt in das Reich Gottes oder das Königreich der Himmel erringen können.

Wenn wir versuchen, unser Leben und seinen Zweck ganz im Sinne Christi zu verstehen, eröffnet sich uns die okkulte Bedeutung der Lehren Jesu. Und diese Bedeutung wird uns besonders klar, sobald wir beim Studium seiner Lehre die spirituelle Vervollkommnungsidee, wie sie die Philosophie des Okkultismus lehrt, als Schlüssel benutzen.

Diese Vervollkommnungsidee geht weit über die heute in so weiten Kreisen bekannte Entwicklungslehre hinaus; denn diese betrachtet den sterblichen Menschen mit seinem auf die



physische Ebene beschränkten Bewußtsein und Erkenntnisvermögen als Endziel. Sie gesteht ihm eine Vervollkommnung nur in intellektueller und sittlicher Beziehung zu, während sie seine Unsterblichkeit nur im Sinne von Vererbung und Überleben der Gedankeneinflüsse anerkennt.

Überhaupt darf diese moderne Entwicklungslehre durchaus nicht als absolut neu, sondern nur als eine teilweise Wiederentdeckung einer der Erkenntnisse des Altertums angesehen werden. Denn die Entwicklung der Formenwelt und des menschlichen Bewußtseins war den Weisen schon vor Jahrtausenden bekannt. Daß auch Jesus von ihr wußte, beweist ein Satz, den ein von englischen Archäologen entdeckter Spruch enthält und den, da er wenig bekannt sein dürfte, ich hier anführen möchte.

Jesus sprach:

„Ihr fragt, wer jene sind, die uns ziehen zu dem Königreich, wenn das Königreich im Himmel ist? Die Vögel in der Luft und alle Tiere, die unter der Erde und auf der Erde sind und die des Meeres: diese sind es, die euch hinziehen, und das Königreich der Himmel ist in euch. Und wer immer sich selbst kennen wird, der wird es finden."

Jeder, der mit der okkulten Philosophie vertraut ist, erkennt in diesen Worten die spirituelle Entwicklungslehre, nach welcher das Bewußtsein, wenn es von dem Einen Leben auf den Schleier der Maya, die sieben Welten, reflektiert worden ist, nicht eher in das Königreich der Himmel eingehen kann, als bis es alle Formen der niederen Reiche, „die Vögel in der Luft und alle Tiere auf und unter der Erde" durchlaufen und ihre Natur assimiliert hat. Aber auch ein anderer Lehrsatz der uralten Weisheit ist mir ein Beweis von dem tiefen Erfassen der Vervollkommnungslehre bei fast vorgeschichtlichen Weisen. Es ist ein Satz der hermetischen Philosophie der Ägypter und heißt:

„Der Stein wird eine Pflanze, die Pflanze ein Tier, das Tier ein Mensch, der Mensch ein Geist und der Geist ein Gott."

Hiernach ist also die dem Menschen folgende Entwicklungsstufe geistiger Natur. In und mit dem grobstofflichen, fleischlichen Körper soll eine weitere Umwandlung vor sich gehen,



deren Resultat ein Wesen geistiger Art ist. Den Sinnen und dem Erkenntnisvermögen dieses neuen Wesens wird sich dann eine neue, seiner geistig-göttlichen Natur entsprechende Welt und Freiheit des Lebens erschließen, die unsere Zustände und Lebensmöglichkeiten in wohl noch höherem Maße übertreffen, als wir die Geschöpfe der unter uns liegenden Entwicklungsstufe überragen.

Und konnte Jesus etwas anderes als diese Umwandlung im Sinne haben, als er zu Nikodemus sagte, daß nur der aus Wasser und Geist neugeborene Mensch ein Bewohner vom Reiche Gottes werden kann?

Und um einige Aspekte des geistgeborenen Menschen anzudeuten, nämlich seine Erhabenheit über die Begrenzungen von Zeit und Raum, d. h. unserer Welt, vergleicht er diesen zum zweiten mal Geborenen mit dem Winde, dessen Sausen man wohl hört, aber von dem man nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt.

Und wie hoch diese in den Himmel ragende Art Mensch über dem fleischgeborenen steht, das deutet er an anderer Stelle durch die Worte an: „Wahrlich, ich sage euch: Unter allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht einer aufkommen, der größer sei denn Johannes der Täufer; der aber der kleinste ist im Himmelreich, der ist größer denn er.“

Klingt es nicht wie ein Echo dieser Worte aus „Licht auf den Weg“, diesem Lehrbuch für okkultes Leben, in dem geschrieben steht, daß unermeßlich der Abstand ist zwischen dem Gerechten und dem, der die Schwelle der Göttlichkeit betritt? Um es kurz zu sagen: Die Erhöhung des Menschen zur Göttlichkeit und Unsterblichkeit, durch die erlösende Erkenntnis der Wahrheit, war die Lebensaufgabe, der sich Jesus widmete und wohl noch widmet.

Die Mittel zur Erfüllung dieser seiner Mission bestanden in seinen sogenannten Wundertaten, seinem Leben und seiner Lehre.

Zu allen dreien liefert uns die Philosophie des Okkultismus, wie sie uns in ihrer spirituellen Essenz durch Blavatsky überliefert wurde, einen Schlüssel, der alle, die ihn benutzen können,



erkennen läßt, daß das Christentum nicht verstanden werden kann, solange das Ideal der Vervollkommnungsmöglichkeit des Menschen auf sein jetziges, dem Tode unterworfenes Persönlichkeitsbewußtsein beschränkt wird, oder gar die weitgehenden Gebote der Bergpredigt, weil der selbstsüchtigen Natur des Menschen widerstrebend, als unerfüllbar angesehen werden.

Durch seine Wundertaten bewies Jesus die Macht, die der göttlichen Natur des Menschen innewohnt und deren Entfaltung er von seinen Jüngern erhoffte, indem er sagte, daß sie noch größere Wunder wie er tun sollten.

Durch sein Leben gab er seinen Jüngern und Bekennern aller Zeiten ein Beispiel, wie sie ihr Leben und die ihnen zur Verfügung stehende Macht anwenden sollen; daß die bedingungslose Einordnung ihres Willens in den Willen des Vaters im Himmel, wie er sich ausdrückte, das Grundgesetz ihres Wirkens sein sollte. Sein Leben war die lebensvolle Verbildlichung seiner Lehren, die eindrucksvolle Darstellung des Mysteriums, das sie umschließen.

Und diese seine Lehren können, wenn wir sie im rechten Geiste zu befolgen versuchen, wie einst so auch noch heute jene große okkulte Verwandlung und Neugeburt einleiten, die schließlich zur Vereinigung mit dem Leben und dem Frieden des Meisters und seinem Reich führt.

Daß diese Erzeugung des unsterblichen Menschen mit seinem Einheits- und Ewigkeitsbewußtsein, die zugleich den Wesenskern des Christentums bildet, nur durch die Betätigung des praktischen Okkultismus während des Lebens und nicht nach dem Tode möglich ist, will ich kurz zu begründen versuchen.

Die Worte Jesu: Ihr sollt vollkommen sein wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, würden in die moderne Sprache des Okkultismus übersetzt lauten: Der Zweck des menschlichen Lebens ist die Befreiung des unsterblichen aus den Banden des sterblichen Menschen, die Geburt des geistigen aus dem psychischen Menschen.

Der Okkultismus, wie ich ihn verstehe, betrachtet jene Wesenheit, die von Jesu „der Vater im Himmel“ bezeichnet



wird, als die göttliche Seele, den unsterblichen Menschen. Dieser Bewohner der geistigen Welt beseelte vor Zeitaltern den vorher gemütlosen Urmenschen, wodurch derselbe entwicklungsfähiger wurde, da er Intelligenz und Selbstbewußtsein entfalten konnte, wodurch ihm vor allen anderen Geschöpfen die Gottessohnschaft übertragen wurde. Denn erst durch diesen Akt der Beseelung, der anderwärts als die Gabe des Prometheus und als der Fall der Engel bezeichnet wird, wurde auch das möglich, was wir Religion nennen, jenes instinktive Gefühl der Hingebung des menschlichen Gemütes an seinen Erzeuger in der göttlichen Welt und die Fähigkeit, die Impulse desselben zu empfinden, daher zu glauben und religiöse Sittenlehren anzuerkennen und zu befolgen. Das psychische Leben, in das durch seine Beseelung der ursprüngliche Tiermensch eintrat, ist es, dem wir unseren heutigen Entwicklungsstandpunkt verdanken. Da aber, um die Vollkommenheit des Vaters im Himmel zu erringen, dieses psychische Leben in geistiges, spirituelles Leben umgewandelt werden muß, wollen wir zunächst einen Blick auf die Entstehung des psychischen Lebens und einige Aspekte seiner Tätigkeit werfen. Durch die Beseelung wurde der Körper des Menschen gleichsam mit einem psychischen Gewand durchwebt, das eine eigentümliche Lebenstätigkeit besaß. Jedes Bild, das von da an das Auge des Menschen sah, wurde von diesem inneren, unsichtbaren Gewand wie in einem Spiegel festgehalten und mit einer Kraft belebt, durch die es eine gewisse Selbstexistenz erlangte. Dieser Vorgang wiederholte sich mit jedem Eindruck, den die Sinne nach innen weitergaben, und jedem Gedanken, den das Gemüt gebar. So wurde dieses psychische Gewand zu einem Speicher von Lebenseindrücken, da es gleich einer Filmrolle jeden Gedanken und Impuls automatisch registrierte. Da diese Bilder ganz den individuellen Lebenseindrücken entsprachen, so bildeten sie die Eigenart der Persönlichkeit. Der Okkultismus lehrt, daß im Augenblick des Todes, wenn das Bewußtsein sich vom Körper trennt, diese Bildergallerie blitzschnell an der Seele vorüberzieht. In diesem Augenblick ist das Bewußtsein durch eine höhere Unterscheidungskraft als während des Lebens



erleuchtet, und daher erkennt der Mensch in diesem Moment die Weisheit und Gerechtigkeit, die sein Leben lenkten.

Wenn Menschen, die diesen Moment erlebten, wieder in das Leben zurückgerufen werden, wie das bei Erstickten und Ertrunkenen manchmal der Fall ist, dann kommt es vor, daß, wenn sie diese innere Erfahrung mit in das Tagesbewußtsein zurückbringen, ihr Charakter oft eine große Umwandlung zum Guten erfährt. Ist das Tor des Todes aber endgültig geschlossen, so bilden die diesem psychischen Gewande eingeprägten Lebenseindrücke die Grundlage für den subjektiven Zustand des Lebens nach dem Tode des physischen Körpers. Ihrer Art entsprechend, erfüllen diese Bilder das Bewußtsein mit Leidenschaft oder Seligkeit, je nachdem, ob sie niederen Begierden oder hohem Idealismus ihren Ursprung verdanken. Sie füllen die Zeit aus, die zwischen dem Tode und dem Wiedereintritt des Bewußtseins in das objektive Leben am Tage der Wiederverkörperung liegt.

Weil eben der Mensch in diesem Zustande völlig unter dem Zwang der in seinem letzten Leben gewonnenen Eindrücke und Empfindungen steht, ähnlich wie der Träumende unter den Eindrücken des Tages, und ihm darum die Wahl der freien Willensbestimmung fehlt, ist nach der Wissenschaft des Okkultismus in diesem Zustande, sei er nun höllisch oder himmlisch, Befreiung im Sinne der Erlösung nicht möglich.

Die Gelegenheit zu dieser Erlösung bietet allein der Zustand des objektiven Lebens im physischen Körper. Darum drängt das Leben wieder zur Geburt in die Sinnenwelt, sobald die Szenerie des subjektiven Daseins vorübergezogen ist. Bei jedem Wiedereintritt in einen neuen Körper wiederholt sich der vorher besprochene Vorgang gleichsam auf einer neuen Rolle.

Die Bilder des vergangenen Lebens kann das neue Gehirn nicht zurückrufen, sie sind in einem verborgeneren Archiv aufbewahrt; aber die Essenz der einst gesammelten Erfahrungen kommt als der sogenannte angeborene Charakter, als Talente und besondere Fähigkeiten bald zum Ausdruck. Wieder erfüllt der Mensch das Panorama seines inneren Lebens mit den Bildern seiner Wünsche und Neigungen, deren Erfüllung



das Glück seines Lebens bedeutet. Zugleich empfindet er auch wieder den Einfluß der Religion, die, wenn echt, bestrebt ist, diese Wünsche und Neigungen dem Plan der göttlichen Vervollkommnungsidee einzuordnen und dienstbar zu machen. Denn immer ist die Religion bestrebt, durch ihre Sittenlehren der Zügellosigkeit des Begierdenlebens vorzubeugen und die Kraft der menschlichen Wünsche in den Dienst ihrer Ideale zu stellen.

Aber wie der Mensch die ihm durch seine Beseelung zuteil gewordenen höheren Fähigkeiten mißbrauchte und das unschuldsvolle, durch die Instinkte geregelte Leben des Tieres verlor, indem er die Intelligenz, die ihn dem göttlichen Leben zuführen sollte, benutzte, um die reinen Formen des Trieblebens zu raffinierten Methoden der Selbstbefriedigung zu verzerren und Dämonen groß zu ziehen, so mißbrauchte er auch die Religion.

Überall in der Welt sehen wir, wie religiöse Vorschriften erfüllt werden, nicht um den Eigenwillen dem Willen des Vaters einzuordnen, sondern um entweder mit Hilfe der himmlischen Mächte Sonderinteressen durchzusetzen oder als Lohn ewige Seligkeit zu genießen. Dies ist aber nichts anderes als Selbstsucht im religiösen Gewande.

Mit diesen Motiven nach Glück und Wohlergehen, sei es im Himmel oder auf der Erde, hat die wahre Religion nichts zu schaffen. Ihre Gebote sind in dieser Hinsicht außerordentlich streng und ohne Nachsicht in bezug auf die Sonderinteressen und -Wünsche des kleinen Menschen. Denn die überragende Weisheit der Seele, die durch die Gebote der Religion zu uns spricht, kennt die Absicht des Ewigen über die Lebensaufgabe des Sterblichen und vermag daher der Selbstsucht und dem Eigenwillen des Menschen keine Zugeständnisse zu machen.

Es ist daher ein, auf die tiefste und reinste Intuition gegründeter Glaube in die weisheitsvolle Leitung unseres Lebens seitens dieses göttlichen Genius in uns nötig, um sagen zu können: dein Joch ist sanft und deine Last ist leicht.

Denn die religiöse Disziplin zwingt uns zu einem Wenden unseres Gemütes, weg von den Einflüssen der Begierde und



hin zu dem göttlichen Willen; dies wird von uns zunächst als ein Schmerz, weil als Verlust empfunden. Doch wie das Samenkorn als solches sterben muß, um sein inneres Leben dem Sonnenschein zu eröffnen und Blüte und Frucht hervorzubringen, so müssen auch von uns jene Grenzen des Bewußtseins durchbrochen werden, die uns immer nur auf unser kleines Ich und sein erträumtes Glück beschränken. Denn gleich dem Samenkorn ist es auch unsere Bestimmung, in eine höhere Form des Lebens geboren zu werden und Nahrung für das Wachstum des Ganzen zu liefern.

In der Bergpredigt gab Jesus seinen Jüngern die Lebensregeln, welche den Aufbau dieses erweiterten, die Kräfte des Himmels ausstrahlenden Bewußtseins bewirken. Und diese Lehren sind, wie ich glaube, in ihrer Anwendbarkeit nicht beschränkt auf die damalige Zeit und ihre Menschen, sondern sie gelten in gleicher Weise auch für die Gegenwart. Sie sind die christliche Ausdrucksform von Wahrheiten, die wir in all den Religionen wiederfinden, die das Mysterium der Wiedergeburt enthalten.

Einige der in der Bergpredigt niedergelegten Seligpreisungen betrachtend, wollen wir einmal versuchen, ihre Bedeutung für den Aufbau des höheren Menschen zu verstehen.

Selig sollen alle sein, die arm im Geiste sind, d. h. nach meiner Ansicht, die frei von dem sich auf Grund wirklicher oder eingebildeter Vorzüge in den Vordergrund drängenden eitlen Selbstbewußtsein sind. Selig sind ferner die Trauernden; jene, die an dem Freudentisch der äußeren Welt ihres Herzens inneren Durst nicht stillen können. Selig die Sanftmütigen, selig die nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten; kurz, er preist als zur Seligkeit berufen alle, die ein inneres Sehnen zu höheren, als den altgewohnten Lebensidealen führt. Die, weil sie bereit sind, diese mit dem Götzen Mammon so eng verbundenen Lebensideale aufzugeben, das ewige Leben gewinnen können, wenn sie den positiven Teil der Bergpredigt erfüllen, indem sie Barmherzigkeit betätigen und ihr Herz von allem selbstsüchtigen Begehren reinigen, damit sie Gott schauen können. Sie müssen ferner zu Trägern des Friedens werden



und trotz Verfolgung und Schmähung sich freuen und frohlocken. Sie sollen sich mit ihren Brüdern versöhnen, ihre Feinde lieben und Böses mit Gutem vergelten, damit sie gleich ihrem himmlischen Vater vollkommen sind.

Diese Forderungen überragen so sehr unsere momentanen Fähigkeiten, daß wohl jeder, der im Geiste der Bergpredigt seine Lebensführung betrachtet, wird mühelos feststellen können, daß er, wenn überhaupt einmal, so doch selten diesem Geiste ganz gerecht geworden ist. Wohl aber kann er vielleicht sagen, daß er in den stillen Stunden, in denen er mit tiefem Ernst über diese Dinge nachdachte, einen Impuls fühlte, einen Versuch in der Erfüllung dieser Gebote zu machen, um dem Ruf des Meisters — folget mir nach — zu gehorchen. Mag auch das nachfolgende Mißlingen des Versuches entmutigen, so bleiben solche Entschlüsse doch Höhenpunkte im Leben eines Menschen und er sollte immer wieder zu denselben zurückkehren, immer wieder seinen Entschluß erneuern und nach Hilfsmitteln zu seiner Verwirklichung ausschauen. Hilfsmittel dieser Art sehe ich u. a. in der soeben angedeuteten Vervollkommnungslehre, in der okkulten Auffassung von der Mission Jesu und in der Kenntnis von dem Aufbau und der Umwandlung unserer psychischen Natur. Auf Grund der Vervollkommnungslehre wird diese Umwandlung zur unumgänglichen Pflicht für uns gegen unser höheres Selbst (den Vater im Himmel) und unsere Mitmenschen. Aus der okkulten Auffassung der Mission Jesu können wir die Überzeugung gewinnen, daß er uns auch heute noch menschlich nahe steht und unser Hilferuf ihn erreichen kann auf Grund seines Versprechens, bis an der Welt Ende bei uns zu sein. Und aus dem Aufbau unserer psychischen Natur ließ sich ersehen, daß sie das Werk unserer eigenen Gedanken und Wunschtätigkeit ist, durch welche sie, gleichwie unser Körper durch die physische Nahrung, täglich ernährt wird. Nun führt die Annahme der Lebensregeln des Jüngers, dem alleinigen Erben des ewigen Lebens, zu einem Wechsel unserer psychischen Nahrung und damit zu einer Umbildung und Vergeistigung unseres psychischen Körpers. Denn die Art des Stoffes, aus dem unser Gedankenkörper aufgebaut ist, entspricht dem Niveau unseres Gedanken-



und Gefühlslebens, das wiederum von dem Grad unseres Bewußtseins abhängt. Diesen Grad zu erhöhen oder zu erniedrigen liegt in der Macht unseres Willens. Lenken wir diesen auf das Ideal der Lebensführung, wie es in der Bergpredigt gezeichnet ist, so erfährt das ganze Innenleben eine völlige Umwandlung.

An Stelle des selbstsüchtigen Begehrens und der unbedingten Selbstdurchsetzung ist der Wille zum Gehorsam gegenüber dem spirituellen Leben getreten. Und dies ist der erste Schritt zur Freiheit und Erlösung. Denn der Gehorsam gegenüber den Regeln der Jüngerschaft bedingt das Erheben des Bewußtseins auf jene Ebene des inneren Lebens, auf welcher uns der Geist der Einheit mit den anderen Seelen fühlbar wird. Nur aus diesem Geist entspringt jene Liebe zur Mitarbeit an der Mission Jesu, die uns zu der geforderten Entsagung und Selbstaufopferung befähigt oder, besser gesagt, beide nicht als solche fühlen läßt. Denn wie überall im Leben, ist es auch hier die Liebe, die alles leicht macht und uns allen Schwierigkeiten mit sieghaftem Mut entgegengehen läßt. Diese zu besiegenden Schwierigkeiten liefert das tägliche Leben in tausend Gelegenheiten und es dürfte lehrreich sein, die Benutzung einer solchen Gelegenheit im Sinne der Bergpredigt in ihrer okkulten Wirkung zu verfolgen.

Ein ganz alltägliches Beispiel soll uns genügen:

Eine Familie hat Besuch erhalten. Es findet eine Tafel statt und Ernst und Scherz würzen die Unterhaltung. Die Tochter des Hauses, eine sehr kluge, aber auf ihre Vorzüge etwas eitle Dame, beteiligt sich lebhaft an der Unterhaltung, welcher das Thema, Ordnungssinn und Sauberkeit, reichlichen Stoff liefert. Die Tochter tritt recht lebhaft für beides ein, da sie sich für ein Muster darin hält.

Doch der Vater, durch irgend eine ihm in die Erinnerung kommende Begebenheit gereizt, macht inbezug auf die Sauberkeit seiner Tochter einige recht abfällige Bemerkungen, die, weil in der Gegenwart des Besuches gefallen, die Eitelkeit der jungen Dame äußerst verletzen mußten. Da sie sehr reizbarer Natur ist und mit ihrem Vater stets auf sehr gespanntem Fuße



lebte, ist sie bei solchen Anlässen gewöhnlich sehr empört und verläßt nach heftigem Wortwechsel das Zimmer, um dann wochenlang in verärgerter Stimmung zu sein, wodurch es fast täglich zu erneuten leidenschaftlichen Szenen zwischen Vater und Tochter kommt.

Doch seit einiger Zeit war in dieser Dame durch das Studium des Okkultismus der Entschluß gereift, innerlich vollkommener zu werden, indem sie den Lebensregeln des Okkultismus gehorchte und Böses mit Gutem zu vergelten versuchte. Sie hatte in ihren Bemühungen, ihrer besseren Einsicht entsprechend zu handeln, manchen Erfolg. Doch die häuslichen Reibungsflächen bereiteten ihr stets die größten Schwierigkeiten, da hier der Zündstoff sich Jahre hindurch zu sehr angehäuft hatte.

Aber wie jeden Morgen, so hatte sie sich auch an diesem Tage vorgenommen, besonders ihrem Vater gegenüber liebevolle Nachsicht zu üben und Böses mit Gutem zu vergelten. Da sie diesen Entschluß während des Tages oft wiederholte, erinnerte sie sich dessen noch zeitig genug, um dem Impuls verletzter Eitelkeit nicht nachzugeben, sondern ihr Gemüt fest auf das neue Ideal ihres Lebens zu richten. Sie dachte an den Meister, an dessen Mission sie mitarbeiten wollte, und erhielt dadurch genügend Kraft, der Flut der vor der Tür ihres Gemütes lauernden Gedanken des Zornes und der verletzten Eitelkeit keinen Einlaß zu gewähren. Sie erkannte diesen Moment als eine ihr von ihrem Meister gesandte Gelegenheit zur Prüfung ihrer spirituellen Kraft, und statt Zorn löste ihr Gemüt ein Gefühl des Dankes gegen ihn und auch gegen ihren Vater aus, den sie, wenn auch seinerseits unbewußt, als im Dienst des Meisters stehend betrachtete. Sie gab dem Gespräch eine andere Wendung, und innerlich über ihren Sieg erfreut, durchsonnte sie die folgenden Stunden mit ihrer Heiterkeit. Sie hatte Böses mit Gutem vergolten, und ungestörte Harmonie war die äußere Wirkung dieser Übung im praktischen Okkultismus.

Innerlich hatte ihr bewußter Gehorsam gegenüber dem Gesetz spirituellen Fortschrittes einen leuchtenden Eindruck,



von der spirituellen Welt ausgehend, auf dem Bildergewand ihres Gemütes hervorgerufen, der sie mit Sympathie, Freude und erhöhtem Vertrauen in die Möglichkeit der Vervollkommnung erfüllte. Zugleich vernichtete diese spirituelle Kraft einen Teil jener Gemütsbilder, welche durch die Impulse der Wiedervergeltung entstanden waren, und erschwerte es daher gleichartigen, sich wieder festzusetzen. Das durch Meditation genährte Bewußtsein, nicht der sterbliche Körper, sondern die unsterbliche Seele zu sein, hielt das Gemüt der Dame in den bewußten Momenten etwas über dem Niveau der persönlichen Empfindlichkeit, wodurch allein es ihr gelang, sich nicht verletzt zu fühlen, sondern den Vorgang als eine Gelegenheit zur Prüfung ihres Gehorsams und ihrer Kraft zu erkennen und zu benutzen.

Ähnlich diesem Beispiel müssen die ersten Anstrengungen des Jüngers im praktischen Okkultismus sein, und wenn wir in den Zeitungen die täglichen Familientragödien verfolgen, können wir uns leicht vorstellen, wie viel Elend und Jammer durch ein dem angedeuteten Beispiel entsprechendes Verhalten zwischen Mensch und Mensch vermieden und statt dessen mit Freude und Harmonie vertauscht werden könnte.

Das Studium des Okkultismus lehrt uns, in wie hohem Maße der Einzelne der Hüter seines Bruders und mitverantwortlich für das Schicksal der Menschheit ist, denn durch ihre ausstrahlende Kraft beeinflussen die Gedanken und Gefühle des Einzelnen das sittliche Niveau der Gesamtheit. Doch kehren wir zum Kern unseres Themas, der Wiedergeburt des Menschen, zurück.

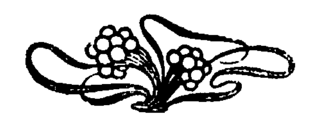
Ich kann mir leicht vorstellen, daß, wenn unser psychischer Organismus durch fortgesetzte Anstrengungen der vorerwähnten Art derart vergeistigt ist, daß kein selbstsüchtiger Gedanke daran haften kann, der Wille eines solchen Menschen mit magischer Kraft zu wirken vermag. Der Mensch ist dann wesensgleich mit seinem „Vater im Himmel“ geworden und es wird sich als Höhepunkt dieses Strebens das ereignen, was in den Evangelien in die Worte gekleidet ist:

„Wenn ein Mensch mich liebt, so wird er meine Worte



halten; und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm hinuntersteigen und in ihm Wohnung nehmen."

Diese Vereinigung des Menschen, des Sohnes, mit seinem Vater, dem Höheren Selbst, ist der himmlische Lohn des okkulten Lebens, das den Evangelien zu Grunde liegt und für das sie ein Wegweiser sein wollen.



Aphorismen.

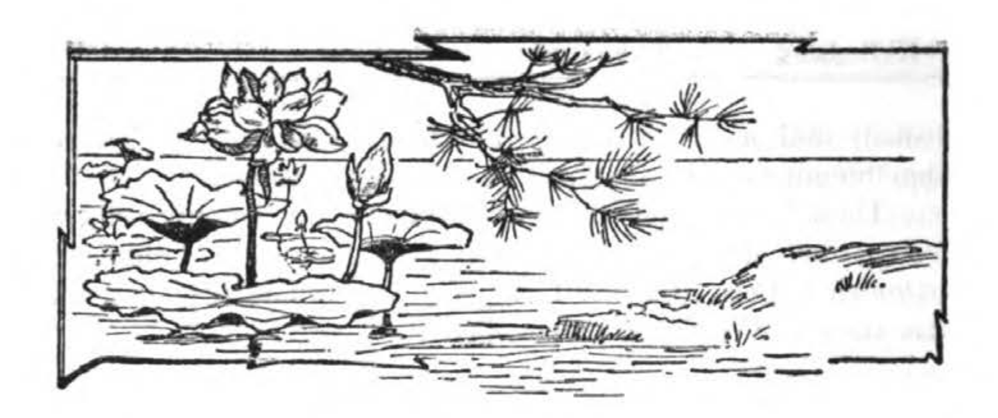
Entschuldige sich nur keiner damit, daß er in der langen Kette zu unterst stehe; er bildet ein Glied, ob das erste oder das letzte, ist gleichgültig, und der elektrische Funke könnte nicht hindurchfahren, wenn er nicht da stünde. Darum zählen sie alle für einen und einer für alle, und die Letzten sind wie die Ersten .....

F. Hebbel.

Gesteh' dir's ein, wenn du gefehlt;
Füg' nicht, wenn Einsicht kam,
Zum falschen Weg, den du gewählt,
Auch noch die falsche Scham.

F. Grillparzer.





Nachklänge zur XIX. Konvention.

Für die Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft, welche aktiven Anteil an dem Werk nehmen, welches H. P. Blavatsky in der Welt begonnen hat, ist die alljährliche Konvention von hoher Bedeutung und Wichtigkeit. Es hat jedenfalls viel Erfreuendes an sich, in jedem Jahr wenigstens einmal mit erprobten, treuen Freunden zusammenzukommen, aber darin liegt längst nicht mehr der Hauptwert unserer Konvention, und in dieser äußeren Zusammenkunft von Personen lag eigentlich nie der wahre Zweck der Konventionen. Ich habe das Gefühl, als wenn die Persönlichkeiten, die sich da vereinen, an etwas Großem und Heiligem teilnehmen. Denn viele sind im Herzen des Dankes voll für das überquellende Maß von belebender Kraft, welche sich in der gemeinsamen Stimmung der Teilnehmer so deutlich fühlbar macht und welche (des sind viele Mitglieder gewiß) aus den seligen Höhen unserer Meister wie eine Ausgießung des heiligen Geistes auf uns herabströmt, und welche von jedem Mitgliede um so mehr empfunden wird, je ernster es mit seinem Gemüt bei der Sache ist.

Und in der Tat sind es Kräfte von so erfrischender und belebender Art, wie wir sie in dieser Stromstärke und Flutkraft in dem Leben unserer Gesellschaft, wie mir deucht, nur selten so stark fühlen. Viele, viele Mitglieder können mit mir bezeugen, daß diese wohltuenden, beseligenden, verjüngenden Energien uns von Jahr zu Jahr stärkere Impulse zurücklassen.



Dies sollten eigentlich alle Mitglieder deutlich empfinden. Ich möchte sogar behaupten, es gehört zu der großen Verantwortlichkeit und Pflicht jedes ernsten Theosophen, diesen Impuls, der eine spirituelle Kraft ist, in der heiligsten Kammer seines Innern aufzubewahren, um in Zeiten der Ermüdung und Schwäche sich davon wieder aufs neue beleben und stärken zu lassen. Wären wir reineren Herzens, könnten wir dem Meister beständig die Tür zu einem geweihten Kämmerlein in uns offen halten, so würde Er beständig in uns wohnen. Eines aber beginnt schon jetzt uns mehr und mehr klar zu werden, nämlich: daß diese fühlbaren Energien göttlichen Ursprungs und den wechselnden Umständen des äußeren Lebens gegenüber sehr reale Dinge sind. Die über unseren Häuptern zusammenschlagenden Wogen der Außenwelt sind in ihrer Heftigkeit doch nur scheinbar real, denn sie werden täglich von den sterblichen Gemütern neu erzeugt und dadurch ständig am Leben erhalten.

E. J.



Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Ubermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tage und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Los;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß!

Goethe.







Briefe an Freunde.

III.

Lieber Freund!

Es war eine Freude, Sie zu sehen. Das war mein Gefühl, als Sie, nach diesen langen Jahren der Trennung, gestern abend zu mir kamen. Dieses Gefühl wuchs, als sich unser Gespräch ausdehnte und ich den Zauber Ihrer schüchternen Offenheit von neuem empfand. Es war gut, zu sitzen und mit Ihnen zu plaudern, wenn auch nur von oberflächlichen Dingen. Aber es war für mich von weit größerer Bedeutung, wenn Sie, wie früher, ab und zu einige verborgene Winkel Ihrer Seele enthüllten. Denn ich liebe diese Seele.

Als Sie dann, spät wie es war, fortgingen, saß ich noch immer in Gedanken versunken über meine Liebe und Hoffnungen für Sie. Manchmal ist das Licht der Liebe äußerst klar, und so kam es, daß ich Ihren Brief von heute morgen nicht erst zu lesen brauchte, um zu wissen, daß nicht alles gut bestellt war um Sie – noch all diese Jahre hindurch gut gewesen ist. Sie sehen, daß wir gleichzeitig gedacht hatten, obgleich unsere Gedanken nicht zum gleichen Ziele führten.

Sie kennen mich zu gut, um von mir zu erwarten, daß ich Ihre Selbstanklagen für unzutreffend erkläre. Ich würde Ihnen einen schlechten Dienst erweisen, wenn ich Ihre Einsicht betreffs der Mängel Ihres Lebens trüben wollte, Ihre Erkenntnis von der hohlen Eitelkeit dessen, was Sie suchten und was sich dann als Öde statt Glück erwies. Viel eher würde ich Ihre



Einsicht noch verschärfen; denn jetzt sogar erkennen Sie das alles erst halb; und in den verborgenen Winkeln Ihres Gemütes lauert der Gedanke, daß Sie vielleicht doch Genugtuung gefunden hätten, wenn Sie nur gewillt oder imstande gewesen wären, die Vergnügungen des weltlichen Lebens mit ganzem Herzen zu suchen. Sie werden niemals fähig sein, diese Dinge von ganzem Herzen zu suchen, denn Ihr Herz hat den Ruf des eindringlichen Schweigens der Seele gehört. „In seinem Willen ist unser Friede." Diesem Willen können Sie Ihren eigenen Willen nicht gegenüberstellen, und außerhalb des Pfades, zu dem er führt, werden Sie niemals Zufriedenheit finden. Das Leben selbst hat Sie zu jenem Tore gebracht, von welchem niemand zurückkehren kann, es sei denn zu größerer Unruhe und zu größerem Elend. „Es ist nutzlos, zu warten und die entschwundenen Bilder zu beweinen, die ein Kaleidoskop uns wies."

Und dennoch weinen Sie, weinen um die verlorene Würze Ihrer Jugend, über Ihre Ohnmacht dem Schicksal gegenüber, über die dahingegangenen Jahre, die Ihnen kein Geschenk zurückgelassen haben, über das Nachlassen Ihrer Talente und über die endlose, eintönige Alltäglichkeit, durch welche Ihr Weg unaufhörlich hindurchzuführen scheint. Sie weinen — obgleich Sie Ihre Tränen vor mir verbergen — und Sie sagen, daß Ihr Leben nur ein verfehltes ist wie manch anderes Leben. Und indem Sie dies sagen, sind Sie ein Feigling.

Lassen Sie uns diese Tatsache untersuchen. Von Ihrem eigenen Standpunkt aus betrachtet ist Ihr Leben ein verfehltes. Wie viele Ihrer Hoffnungen, Bestrebungen und Ideale sind zur Reife gelangt? Und welche von diesen wenigen haben sich nicht als bitter und unnahrhaft erwiesen? Vor dem Hunger Ihres eigenen Herzens stehen Sie mit leeren Händen.

Vom weltlichen Standpunkt aus ist Ihr Leben verfehlt. Stellung, Ruhm, Reichtum gehören Ihnen nicht, — ebensowenig von dem, was die Welt bewundert und wofür sie den ersehnten Preis zahlt.

Und nach Gottes Maß gemessen ist Ihr Leben auch verfehlt; wieder und immer wieder, andauernd während all dieser



Jahre. Das Gute, das Sie wollten, war nur halb getan; das Böse, von dem Sie sich abwendeten, zog Sie wieder von neuem an. In der Stille, wenn die Flamme Ihrer Seele hell leuchtete, konnte keine Weltweisheit, kein beschönigender Vergleich dieses Licht verschleiern oder Sie vor sich selbst verbergen. Ihr Leben ist verfehlt und Sie wissen, daß es verfehlt ist und dieses verfehlte Leben nennen Sie sich selbst. Und nochmals sage ich Ihnen, daß Sie, indem Sie so sagen, ein Feigling sind.

Aber da ist das in Ihnen, was kein Feigling ist. Rufen Sie es jetzt herbei. Sind Sie denn, während Ihres ganzen Lebens die Beute von widerstreitenden Regungen, einander entgegengesetzten Wünschen, sich untereinander bekämpfenden Willensäußerungen gewesen, ohne durch Ihre eigene Erfahrung zu lernen, daß es in diesem weiten Universum im Himmel oder in der Hölle keine einzige Macht oder Kraft, keine Neigung oder Eigenschaft gibt, die nicht auch in Ihrer Natur und Ihrem Herzen ist? Ihrer Wahl ist es überlassen, welche Sie herbeirufen wollen. Wenn Feigheit da ist, so ist auch unerschütterlicher Mut da. Wenn Sie sich der Schwäche, der Teilnahmlosigkeit, der Selbstbefriedigung überlassen haben, so haben Sie andererseits auch Selbstaufopferung erfahren und die helle Glut der Aspiration, von der Sie sich wegwendeten, um zu verhüten, daß sie eine verzehrende Flamme wurde. Alle sind sie Ihre Diener, – auf das Geheiß Ihres Willens zu kommen oder zu gehen. Aber sie müssen einen Befehl hören; nicht ein schwaches, wimmerndes Bitten. Sie haben niemals gelernt, sich selbst zu befehlen. Beginnen Sie jetzt damit, indem Sie diese feige Unterwerfung unter das Vergangene aus Ihrem Gemüte verbannen und ebenso diese Gedanken der Hoffnungslosigkeit in Bezug auf die Anstrengungen für die Zukunft.

Hat es jemals einen Erfolg gegeben, den zu erringen der Mühe wert war, der nicht seinen Ursprung im Mißerfolge hatte?

Gibt es auch nur eine einzige menschliche Errungenschaft, die anders, als durch das Erdulden der Niederlage gemacht wurde, bis wir dieser das Geheimnis des Sieges abgerungen hatten? Lernten Sie anders sprechen, oder gehen, oder schreiben,



oder Ihre Nahrung verdauen als durch andauernde Fehler? Ja, Sie haben gefehlt. Jedoch nur wenn Sie nicht länger gewillt sind, Fehlschläge zu ertragen, werden Sie zu dem werden, was Sie nicht ertragen wollen. Wir werden nur geschlagen, wenn wir aufhören zu kämpfen.

Der Feigling in uns braucht die träge Ausrede, daß er nicht zu kämpfen wünscht. Zu welchem Zweck, so fragt er, ist all dies endlose Mühen? Wo ist die Freude des Kampfes, wenn wir stets mit uns selbst im Kriege sind? Wenn wir, gleichviel welchen Ausgang der Streit nimmt, sowohl die Besiegten als die Sieger sind? Ihm erscheint der Preis für den Sieg zu groß, selbst wenn der Sieg möglich wäre. Er aber verneint die Möglichkeit des Sieges. Wenn wir auf die Erfolge anderer hinweisen, so antwortet er, daß diese glücklicher waren; daß sie nicht unsere ausgedehnte und vielseitige Natur hatten. Solche Einwände brachte Arjuna vor gegen Krishna. So wendete sich der reiche Jüngling, jenseits des Jordan, betrübt hinweg von dem Meister.

In den letzten Worten liegt eine tiefe Bedeutung. Der Feigling ist immer „betrübt". In der schmählichen Gleichgültigkeit, von der er sich leiten läßt, gibt es keine Freude. Selbst frei sein von Schmerz gibt es da nicht – wie Sie wohl wissen. Aber Freude ist in der Anstrengung, Friede im Kampf, wenn wir gleich immerzu geschlagen werden. Auch dies wissen Sie. Warum verschließen Sie sich absichtlich Ihrer eigenen Einsicht?

„Er ging betrübt von ihm; denn er hatte viel Güter." Dies ist eine Darstellung Ihres Lebens vom Anfang bis zu diesem Tage. Große und hoch zu schätzende Besitztümer waren Ihr eigen, – jedes einzelne von Ihnen selbst so hoch geschätzt, daß Sie keines davon weggeben wollten, um größere zu gewinnen. Was sonst war Ihr starkes Empfinden für Freude, Ihr schnelles, instinktives Reagieren auf die Anregungen Ihrer vielseitigen Natur anders, als solche Reichtümer, die Sie nicht aufgeben wollten? Keiner einzigen Sache konnten Sie sich ganz hingeben; und indem Sie nach allen griffen, entglitten



alle Ihren Händen, oder wandelten sich unter Ihrer Berührung zu Staub.

„Das Himmelreich ist gleich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte; und da er eine köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte dieselbige."

Das Himmelreich ist das Königreich unseres Glückes. Wir werden es nie betreten, bis wir ein Etwas finden, für das wir alles andere geben, dem wir uns selbst ohne Rückhalt, dem wir unser Leben und alles, was wir sind, von Herzen, unwiderruflich, dahingeben. Sie sagen, daß Sie dieses Etwas niemals gefunden haben. Aber die Wahrheit ist, daß Sie es tausend mal gefunden haben, daß Sie aber nie den Mut und den Willen gefunden haben, der nötig war, es um den geforderten Preis zu erwerben. Sie haben niemals alles darum eingesetzt und haben Ihren Blick abgewandt, um nicht gegen Ihren eigenen Willen versucht zu verden.

Nun, wenn Sie fühlen, daß Ihnen alles andere mißlungen ist, so ist doch dieses, das größte von allem, noch immer in Ihrem Bereich. Wollen Sie sich nochmals von ihm wenden, um zu den Oberflächlichkeiten, deren Hohlheit Ihr Leben bewiesen hat, zurückzukehren? Der Meister steht immer am Tore des Mißlingens. Er steht jetzt neben Ihnen, um Ihnen die Wirklichkeit von all den Schatten, die Sie vergebens zu fassen suchten, anzubieten, um Sie zu dem „Großen Wagnis" aufzufordern, Ihnen eindringlich klar machend, daß Sie wenigstens das eigene Herz klar anschauen und den Weg zu Ihrer Freude erkennen möchten.

All diese Jahre hindurch haben Sie das Leben gesucht. Er verspricht uns das Leben in reichlicher Fülle. Sie haben es in der Schale und Rinde der Dinge gesucht. Leben fließt und wächst von innen her. Sie haben Freude gesucht — in Umständen, Umgebung und Ereignissen. Freude ist ein Geist, ein Aufsprudeln des Herzens von den Quellen, die in seiner Tiefe sind. Er will diese Tiefen entsiegeln, daß Ihre Freude vollkommen sei. In ihm ist alles, was Sie gesucht haben. Er ruft Sie zu dem Weg, der Wahrheit und dem Leben.

Sie antworten, daß Sie den Meister nicht kennen. Es ist



wahr; aber Ihre Seele kennt ihn, und Sie, gerade so wie Sie sind, haben seinen Ruf gehört. Sie hören ihn jetzt, wann immer Sie lauschen wollen, wenn Sie nur Ihr Gemüt zum Schweigen bringen und in die Stille Ihrer Seele eingehen. Fürchten Sie sich nicht länger vor dieser Stille. Sie ist der Beweis seiner Gegenwart. Und wie Sie seiner wortlosen Stille lauschen, wird Ihnen die Bedeutung dessen, was Sie hören, klarer werden und Sie werden Ihren Weg erkennen.

„Der Weg ist da. Wissen ist da und erreichbar.“ Wenn Sie es suchen, werden Sie es finden. Die Zeit wird kommen, wo Sie Gott danken werden für die Liebe, die Ihnen all das hinweggenommen hat, was Sie jetzt beklagen, die Sie zu dem Tore des Mißlingens, welches das Tor des Lebens ist, gebracht hat, — und welches Ihnen Wissen von dem Meister bringen wird.

In Ihrem Herzen und Ihrer Seele sind Sie kein Feigling. Und der Streiter in Ihnen hat den Ruf zu den Waffen gehört. Folgen Sie diesem Ruf. Bis jetzt haben Sie gedacht, daß dieser Ruf Sie fernhalte von allem, was Ihnen teuer war, von aller Färbung, Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit des Lebens. Sie haben gefühlt, und mit Recht, daß man mit dieser Stimme nicht scherzen kann, oder ihr nur halb gehorchen kann. Sie fordert alles oder nichts, und weil Sie nicht bereit waren, alles zu geben, so schlossen Sie Ihre Augen. Ist Ihnen Ihr Leben jetzt so lieb, daß Sie sich noch immer abwenden wollen?

Betrachten Sie die Welt um sich herum und sehen Sie nach, wer jene sind, die glücklich sind. In jedem Falle werden Sie sehen, daß Ihr Glück in etwas tieferem und größerem als Sie selbst begründet ist, — in einer Form der Liebe, des Dienstes und der Selbst-Hingabe. Nur Glück zu suchen, heißt eine Blume von ihrem Stiel zu pflücken, sie einen Augenblick in der Hand zu halten, um nur zu sehen, wie sie verwelkt und stirbt. Und selbst während wir sie hielten, wußten wir, daß sie nicht unser eigen war, sondern nur etwas, das wir abgepflückt, nicht eine Blüte unseres eigenen Herzens. Wie können unsere Herzen blühen, wenn sie keine Wurzel haben, wenn sie nicht die lebenspendenden Strömungen der Seele in sich ein-



ziehen? Ohne Selbstunterwerfung ernährt sich das Herz im buchstäblichen Sinne des Wortes nur von sich selbst. Und diese Möglichkeit ist bald erschöpft.

Ist denn Selbstunterwerfung so ein ödes und negatives Ding, wie Sie es sich vorgestellt haben? Überblicken Sie Ihr eigenes Leben während Ihrer feurigsten und lebhaftesten Augenblicke. Waren es nicht Momente der Selbstunterwerfung, als Sie sich selbst entrückt waren, durch etwas, das größer als Sie selbst war? Entsinnen Sie sich, wie wir vor Jahren vor dem Bilde Napoleons standen und sagten, daß die Empfindung unserer Friedenstage keinen Vergleich biete zu dem, was jemand damals in einem solchen Gefecht fühlen mußte, unbekümmert um Leben und Tod, sich selbst völlig entrückt durch seine Sache und seinen Führer? Das ist Selbstunterwerfung. Das ist Gehorsam. Und zu solchem Feuer und solcher Lebhaftigkeit der Empfindung fordert die Seele und der Meister uns auf. Und dennoch betrachten wir Gehorsam als etwas Trübes und Graues und hängen uns an das Kleinliche und Gemeine.

Durch die geringeren Dinge, die Sie gesucht haben, werden Sie sich niemals über sich selbst erheben. Keines von diesen Dingen hat die Kraft, Ihr zerteiltes Leben zusammenzufassen oder das glimmende Feuer Ihres Willens zu Gluten anzufachen. Sie wissen das jetzt, wenn Sie nur Ihrem Wissen ins Angesicht sehen wollen. Noch wird Ihr Geist damit zufrieden sein, untätig, meisterlos und ohne eine Sache, der Sie sich widmen, zu bleiben, während um den Ausgang von des Meisters Kriegszug um Sie herum gekämpft wird. Sie sind zu seiner Fahne berufen.

Wenn Sie antworten, daß diese Heerrufe undeutlich und verworren seien — daß Sie nicht wissen, was von Ihnen verlangt wird, oder wo Ihr Posten sein mag, — so antworte ich Ihnen, daß Sie nur hinzuhorchen haben, um zu finden, daß die Befehle, die Sie angehen, klar und zwingend sind, und daß Ihr gegenwärtiger Posten gerade da ist, wo Sie sind. Wenn Sie ihm Ihr eigenes Herz untertan gemacht haben, wenn Sie versuchen, seine Befehle zu hören und diese in Ihren täglichen Pflichten zu erfüllen, dann mögen Sie vielleicht zu einem



größeren Arbeitsfeld berufen werden. Was Sie aber zunächst entdecken werden, ist, daß Ihr gegenwärtiges Arbeitsfeld viel größer ist, als Sie denken, daß, wo immer Sie auch sein mögen, Sie sich solchen Problemen gegenüber sehen werden, mit denen verglichen diejenigen des Lebens und des Todes unbedeutend sind. Sie haben nicht nötig Ihren Platz zu wechseln. Sie brauchen nur den Brennpunkt ihrer Anschauung zu verlegen. Und wenn Sie dann beginnen, das Leben zu sehen, wie es ist, werden Sie wahrnehmen, nicht daß Sie es verbraucht haben (wie Sie denken); nicht daß Ihr Leben verfehlt ist (wie Sie schreiben); sondern daß Sie noch nicht ins Leben eingetreten sind, noch nicht zu leben begonnen haben.

Das ist es, weshalb ich am Anfang dieses Briefes sagte, daß, obgleich wir zusammen gedacht haben, das Ziel unserer Gedanken nicht das gleiche war. Ihnen erschien das Leben als abgeschlossen und verbraucht. Ich erkannte, daß alles vor Ihnen lag, daß zuletzt, wenn Sie des Spielens und des Lebens mit Schatten müde geworden, Sie sich zu der auf Sie harrenden Bestimmung und zur Wirklichkeit der Seele hinwenden würden. Der Weg ist da, — für Sie, wie für alle Menschen; und an seinen Toren werden Sie Ihre Anweisungen für den dahinter liegenden Pfad finden, und damit auch die Kraft für deren Erfüllung. „Suchet, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgetan.“ Und wenn ich Ihnen in irgend einer Weise behilflich sein kann — und ich weiß, daß ich es kann, wenn Sie es nur zulassen wollen — so schreiben Sie oder besuchen Sie mich zu jeder Zeit, die Ihnen paßt.

Aufrichtig

Ihr John Gerard.





Praktischer Okkultismus.

Ich hatte das große Glück, in meiner Hand einen Bericht zu haben, einzig, so weit ich sehe, in der exoterischen Literatur, der von größtem Nutzen für alle diejenigen sein möchte, die an der Jüngerschaft theoretisch oder praktisch ein Interesse nehmen.

Vor nicht allzulanger Zeit starb eine Frau, welche Mitglied der T. G. war. Sie war viele Jahre Mitglied gewesen und hatte zu einer bestimmten Zeit eine lebhafte Tätigkeit für die Gesellschaft entfaltet. Sie war bekannt mit Mr. Judge gewesen und hatte von ihm großen Beistand erfahren. Bald nach seinem Tode nahm auch ihre Tätigkeit ein Ende; sie ließ sich, wie sie es später ausdrückte, im Lebensstrom gegen eine Sandbank treiben und blieb daselbst keuchend ebensolange liegen, als sie vorher für die T. G. tätig gewesen. Sie war ein Jünger „auf Probe", hatte glänzend gearbeitet für theosophische Ziele, hatte ihren Platz stets, wo der Kampf am hitzigsten war, und sie unterlag. Aber sie wurde zum Leben zurückgebracht und zu einer vollkommeneren Jüngerschaft; sie wurde „vom Tode erweckt", wie sie sich später zu mir äußerte, durch die Hilfe der den Lesern vom „Theosophischen Leben" unter dem Namen „Cavé" bekannten Person. Hierfür war sie grenzenlos dankbar und beauftragte vor ihrem wirklichen Tode ihre Erben damit, mir ihre Papiere und Erinnerungen zu leihen, da sie glaubte, daß ich daraus Stoff gewinnen könnte, der anderen helfen würde.

Kaum ein halbes Dutzend Mitglieder der Gesellschaft kannten sie, selbst dem Namen nach. Sie schrieb für Monatsschriften, doch stets mit angenommenem Namen. Da ihr Gatte

ein großer Freund des Reisens war, durchstreifte sie mit ihm die ganze Erde viele Male, so besonders Europa, Asien und Afrika.

Unter den mir überlassenen Papieren befinden sich eine Anzahl von Briefen an sie von Cavé und der Bericht ihrer täglichen Meditation mit Cavés Kommentaren. Sie zeigte und erläuterte mir diese bei unserem letzten Beisammensein, sodaß ich bis zu einem gewissen Grade imstande bin, ebenso von den vorhergehenden Ereignissen zu erzählen, wie auch die Brieffolge im Notfalle näher zu beleuchten.

Schließlich kam sie von der Sandbank los. Der Strom des Lebens erhob und befreite sie. Während sie dies den Gebeten ihrer Freunde zuschrieb, so hatte sie doch ihre „allgemeine Aspiration" niemals völlig aufgegeben. Anfangs war sie höchlich empört über die Art ihrer Befreiung; teils war sie erschreckt und teils ärgerlich, wie ein Mann, der, nachdem er um seinen Tod gebeten und auf der Straße erschlagen ist, gewahr wird, daß man ihn getötet hat; erschreckt durch die Seltsamkeit seiner Lage, wird er ärgerlich über den Mann, der ihn niedergeschlagen hatte. Sie versuchte anfänglich ihre Befreiung zu verhindern; diese törichte Laune verging! Sie vermochte später zu erklären, daß Scham und Schande, die sie überwältigt hatten, für sie der größte negative Segen waren, der je ihrem Leben zuteil wurde. Sie hatte in der Hölle gelebt und wußte es; aber die Hölle selbst hatte sie ausgespieen, oder es schien wenigstens so. Was würde jetzt geschehen? Sie fühlte in jener Zeit, daß schon lange ihr Leben verfehlt und ohne Hoffnung war. Sie erwartete nichts mehr, als ein dumpfes Hinquälen aus Pflichtgefühl und dann den Tod, sowie vielleicht nach diesem eine „weitere Gelegenheit". Doch in der Hölle selbst noch hatte sie festgehalten an einigen Vorschriften, die sie früher in einfacher und weiser Buchstäblichkeit erhalten hatte. Sie hatte ihre Meditation beständig fortgesetzt. Sie hatte Führung in den Grenzen ihres persönlichen Eigenwillens gesucht. Jetzt versuchte sie ihren Eigenwillen abzulegen und wahre höhere Leitung zu suchen. Doch da sie sich in mancher Hinsicht absichtlich taub gemacht hatte, konnte sie nur ausnahmsweise hören und zwar nur in den engsten Grenzen.



Schließlich entschloß sie sich, ihre alten Freunde aufzusuchen, die sie seit so langer Zeit nicht gesehen hatte; sie glaubte an das Dasein der Meister und hatte davon gewußt; ihre Freunde fand sie an der Vollbringung der Werke, die, wie sie wußte, die Meister ihnen auferlegt hatten.

Damals traf ich wieder mit ihr zusammen; ihre schüchternen Versuche, den Faden wieder da aufzunehmen, wo sie ihn hatte fallen lassen, waren erbarmungswürdig. Ihre Hand hatte ihre Geschicklichkeit verloren, ihr Herz war vertrocknet, und sie wußte es nicht. Nach Jahren erzählte sie mir, daß Stolz und Eitelkeit sie wie zwischen Stahlplatten zusammengedrückt hielten. Doch sie begann nun zu arbeiten und tat, was in ihren Kräften stand; auch widmete sie mehr Zeit der Meditation.

Schließlich begann sie zu begreifen, daß sie, während sie die Meister nur äußerlich als die erhabenen Arbeiter und sich selbst als deren Werkzeug gekannt hatte, dieselben überhaupt nicht in irgend einer tieferen Bedeutung näher kennen gelernt hatte; auch hatte sie ihnen niemals ihr Herz geschenkt. Das Beispiel, so meinte sie, lehrte sie dies; besonders war es die Beobachtung eines Jüngers, dessen Liebe in den Meistern aufging. Sie wünschte von neuem mit steigendem Verlangen zu helfen. Man sagte ihr, daß sie lieben lernen müßte, wenn sie wirklich dienen wollte; worauf sie als Frau von 40 Jahren ihren ganzen Willen unerbittlich der Aufgabe zuwandte, lieben zu lernen. Sie hatte einst als weiser und erfahrener in geistigen Dingen gegolten als die meisten ihrer Gefährten. Später erklärte sie, daß sie mit der Ablegung ihrer Eitelkeit in dem Augenblick begonnen hatte, als sie sich ohne Vorbehalt mit Leib und Seele den Händen eines anderen Menschen anvertraute, mit dem freiwilligen Versprechen alles tun zu wollen, was man von ihr verlangte, wenn sie dabei nur so zu lieben lerne, wie nach ihrer Meinung dieser liebte; es war ihr bitter ernst; Hoffnung kehrte zurück und machte sie verzweifelt. Ihre Zeit war begrenzt; sie mußte Abschied nehmen. Entschlossen zu gehorchen, nach Bezwingung ihres Stolzes, wenigstens in einer Richtung, nach der begriffenen Lektion, das Leben, wenn durch den Eigenwillen gelenkt, so wertlos wie Staub zu be-



trachten, gab es nichts mehr nach meiner Meinung, das diese Frau im wahren Sinne des Wortes nicht getan hätte. Sie wäre von dem höchsten Dach abgesprungen. Sie wäre zu Fuß nach dem Cap Horn gepilgert. Sie muß auch dieses, halb scherzend, in ihrem Brief um Hilfe angedeutet haben, soweit man nach der Bezugnahme auf Südamerika in Cavés Erwiderung ersehen kann. Von ihren eigenen Briefen liegt kein Bericht vor; die Korrespondenz ist, so wie sie hier mitgeteilt ist, daher notwendigerweise einseitig.

Am 27. November 1903 schrieb ihr Cavé folgendes:

„Meine teure Freundin! Ich möchte Dir aufrichtig und mit herzlicher Zuneigung für Deinen sehr lieben Brief danken; er hat mich tief gerührt, und ich fühle den Ernst und die Verantwortlichkeit Deines Vertrauens zu mir. Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, um dies zu rechtfertigen und Dir in jeder mir möglichen Weise zu helfen. Ich werde Dich nicht nach Südamerika schicken, auf jeden Fall jetzt noch nicht; aber ich bitte Dich um die Übernahme der weit schwierigeren Aufgabe, Dich selbst fest anzufassen und das Vertrauen, daß Du dies tun kannst, zu nähren — stütze Dich in dieser Hinsicht auf meinen Glauben, wenn Du den Deinigen verlierst — mit anderen Worten: widme Dich hauptsächlich der Arbeit, welche Dir niemals zusprach oder Deine Begeisterung niemals erweckte, nämlich — Deiner eigenen Erziehung. Dies wird aber Dein Interesse hervorrufen, wenn ich Dir versichere, daß dieses Dein Weg zum Meister ist. Für einen jeden von uns gibt es einen Weg und im allgemeinen ist es gerade dieser Weg, den wir gar keine Lust haben zu gehen.

„Ich halte Dich gar nicht für träge, nur Deine große Verstandestätigkeit hat Deine inneren Fähigkeiten getrübt und völlig gelähmt. Hier hast Du ein unmittelbares Angriffsobjekt.

„Denke daran, daß ich hier auf Dich warte, wenn Du mit mir zu sprechen wünschest. Ich selbst werde selbstverständlich zu Dir reden, wenn ich es für nötig halte; im allgemeinen aber werde ich auf Dich warten. Dies ist meine Gewohnheit."



Zwei Tage später erhielt sie von Cavé einige „Mitteilungen und Ratschläge“:

„Wenn Du nicht schon ein Tagebuch führst, so tue es von nun ab, nicht eines von der gewöhnlichen Art, sondern ein sogenanntes „Chela's-Tagebuch“. Trage in dies Buch alle inneren Erlebnisse ein und auch, so weit Du dieselben begreifen kannst, die innere Bedeutung von äußeren Ereignissen. Dies wird Deine Aufmerksamkeit auf jener Seite Deiner täglichen Erlebnisse und Beschäftigungen festhalten; schreibe ferner alle diese Dinge jeden Abend vor Schlafengehen nieder, wodurch Du Ordnung darin schaffst und im Lauf der Zeit Übereinstimmung und zusammenhängende Bedeutung. Du wirst darin einen Leitfaden für Dein Leben finden, nicht Blitzlichter hier und da aus der Finsternis, welche ebenso häufig verwirren wie erleuchten und die man außerhalb des Zusammenhangs allzu häufig falsch zu deuten geneigt ist, sondern ein beständiges, mildes Licht, welches, obwohl sehr schwach im Anfang, immer glänzender wird, wenn wir ihm mit unverwandten Augen folgen. Auf dieses Hauptbuch sollte häufig Bezug genommen und sein Inhalt in regelmäßigen Abständen von neuem gelesen werden.

„Versuche also, auf Vorkommnisse zu achten. Stelle fest, daß sie die ganze Zeit hindurch stattfinden, und versuche dieselben deutlich zu sehen. Du mußt ausdauernd danach spähen. Du kannst nicht viel erwarten, wenn Du nur in Abständen während des Tages mit einem Gemüt Deine Versuche anstellst, welches mit tausend Einzelheiten äußeren Tuns und äußerer Gegenstände erfüllt ist. Suche nichts zu erzwingen und überspanne Deine Bemühungen nicht; gerate nicht außer Atem. Tue alle Unruhe ab und achte nicht auf Ergebnisse. Denke daran, die Ergebnisse gehören dem Meister allein; der Jünger darf nicht für sich nehmen, was ihm nicht gehört. Der Jünger hat keine »Rechte« (ausgenommen sich der Prüfung zu unterziehen), er hat nicht einmal ein Recht auf sich selbst.

„Durch Willensanstrengung sollst Du Zweifel, Unglauben, Spott und Zynismus unterdrücken und ausmerzen. Es macht nichts, wenn diese sich gegen Dein eigenes Selbst richten, da



du ja von Deinen Mitmenschen nicht verschieden bist. Du mußt alles das ablegen, was teils dem Gefühle des Getrenntseins und teils einer feineren Form der Eigenliebe und Eitelkeit seinen Ursprung verdankt. Diese Gefühle führen, wenn sie nicht niedergehalten werden, stets zu Mutlosigkeit und Verzweiflung. Schärfe daher das Schwert Deines Willens gegen diese unvermeidlichen Fehler, welche auf jeden Fall mit der Wurzel herausgerissen werden müssen. Mache daraus eine Ehrensache. Du kannst Dir nicht denken — niemand kann es vor einer gewissen Entwicklungsstufe —, wie verletzend solche Gefühle dem Meister gegenüber sind. Wie oft stellen wir ihn auf einen Thron, angetan mit Purpurmantel, Szepter und Krone (ach, eine Dornenkrone), dann beugen wir das Knie und höhnen und schlagen ihn, während sein Gebet stets gleich lautet: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Dies mag übertrieben erscheinen, ist es aber nicht: Es ist derselbe Vorgang auf einer höheren Stufe.

„Dein Gemüt ist, okkult gesprochen, nicht erzogen worden. Deine erste Aufgabe ist es daher, es zu erziehen, und zwar durch die Macht Deines Willens. Du mußt zunächst zu Deinem Gemüt sprechen: »Bis hierher und nicht weiter!« Dann lasse es niemals die gezogene Grenzlinie überschreiten.

„Ich möchte Dich bitten, täglich, wenn möglich, eine bestimmte Stunde für Deine Meditation mit mir anzusetzen. Ich meine natürlich dabei nicht, daß wir körperlich bei einander sein müßten. Die bessere Zeit dazu ist der Vormittag, doch ich kann mich auch auf jede andere Stunde einrichten außer..... Nimm Dir 5 Minuten Zeit, wenn möglich. Beharre zunächst darauf, daß Du ein Jünger bist und wende Dich dann an das Höhere Selbst mit Hilfe des Meisters. Ich werde zuweilen zu dieser Zeit zu Dir zu sprechen versuchen; mache auch sorgfältig Deine Eintragungen über Deine Eindrücke, die ich dann gern sehen möchte.

„Auf etwas Persönliches sei noch verwiesen. Sei immer einfach und ohne Umschweife gegen mich. Ich werde bemüht sein, Deine Mitteilungen anzunehmen, wie sie gemacht werden, ohne zwischen den Worten nach Deiner Meinung



zu suchen. Du mußt hierauf achten, weil Du mich sonst unabsichtlich irre führst. Du bist schüchtern und ich bin es auch. Wir müssen beide versuchen, hierüber zusammen hinwegzukommen. Es ist töricht und hindert. Lasse uns offen und einfach sein und auf einander und uns selbst vertrauen. . . . . Du kennst dies fast alles und hast es vielmals gelehrt; jetzt aber mußt Du danach handeln."

Frau S. (es ist wohl erlaubt ihr hier einen Namen zu geben) nahm sich diese Lehre zu Herzen und scheint darnach nach besten Kräften gehandelt zu haben. Sie teilte mir mit, daß sie den ersten Teil der Anweisungen beinahe ohne Bedeutung gefunden hätte. Er war von ihrer Gewohnheit und Erfahrung meilenfern; ihr Leben war hastig und oberflächlich dahingeflossen. Sie hatte sich zu sehr nach außen gerichtet — hatte sich für die ihr als nötig erschienene äußere Arbeit geopfert. Sie fing aber sogleich an, ein Tagebuch zu führen. Den folgenden Tag nach dem Empfang obiger „Ratschläge" finde ich folgende Bemerkung eingetragen: „Es war innerlich betrachtet ein verworrener Tag! Ich habe neue Dinge und neue Wege versucht. Das Ergebnis für diesen Abend ist, wenn überhaupt etwas, daß ich scheinbar an Boden verloren habe. Es geht vorüber, so nehme ich an." Sie verlor sicherlich keinen Augenblick mit dem Messen ihres Wachstums! Am nächsten Tage unterschied sie in ihrem Tagebuch „Inneres" und „Äußeres"; die Notizen über das „Innere" betreffen allein ihre Meditation während der fünf Minuten mit Cavé. Die erste Eintragung dieser Art lautet: „Als ich den Brief von . . . las, stand ich am Schluß der Lektüre, noch bevor die Uhr schlug, plötzlich und ohne Vorbedacht auf und legte die Finger auf meine Lippen, wobei ich das Bewußtsein von jemandes Anwesenheit hatte. Kurz darauf schlug die Uhr und fand mich dann in einem Teil des Gemütes, unter innerem Lächeln, sagen: ›Gewiß doch, liebe Freundin, ich höre Dich.‹ Mit meinem äußeren Gemüt hörte ich tatsächlich nichts. Darauf versuchte ich nach der Anweisung zu handeln, nämlich bei meiner Eigenschaft als Jünger zu verharren (was ich fühlte) und dann mit Hilfe des Meisters über



das Höhere Selbst zu meditieren. Zur selben Zeit suchte ich auch eine Stimme zu hören; und da schien es, daß Du [man erinnere sich, daß dieser Bericht an Cavé gerichtet war und später von Cavé gelesen und zurückgesandt wurde] etwas sagtest, so wie: »Hilfe« und mich drängtest, tätig zu sein, um zu helfen. Vorher aber konnte ich eine Art unterbewußter Fragestellung im Gemüt verfolgen, wobei ich mich selbst fragte: »Was würde Cavé wohl sagen?« Noch immer glaube ich, daß Du in Deinem Gemüt den Gedanken hattest, ich müsse ein Helfer sein. Ich versuchte über das Höhere Selbst zu meditieren nach meiner üblichen Formel als das, was wir alle sind, »wo alle Herzen eins sind, alles Sein eins ist, alles Bewußtsein eins, alle Liebe nur eine ist«. Ich fand dann Hilfe."

Drei Tage später findet sich folgende kurze Eintragung: „Die Meditation von heute morgen beschrieb ich mir selbst nachträglich als farblos; sie hatte wenig Kraft; ich glaube, Schuld daran ist Mangel an Schlaf."

An demselben Tage spricht sie unter „äußeren" Vorkommnissen, daß sie 1/2 4 Uhr Nachts schlafen ging und fügt dann nachdrücklich hinzu: „Ich sehe nicht die innere Bedeutung von äußeren Begebenheiten."

* * *

Cavé ließ mutmaßlich diese Eintragungen ohne Erläuterungen passieren, denn erst viel später erscheint jener geschriebene Kommentar. Man braucht deshalb nun nicht anzunehmen, daß die befolgte Methode der Frau S. von Cavé gebilligt wurde. Der Ausdruck „übliche Formel" deutet auf eine Gewohnheit hin; es ist aber, bei dem Versuche, die ganze Richtung eines Lebens zu ändern, zunächst notwendig, viele Dinge ohne Verbesserung so lange passieren zu lassen, bis wesentliche Bestandteile der okkulten Lehre fest ergriffen sind. Ferner wird man deutlich verstehen, daß jeder Fall individuelle Untersuchung und Behandlung erfordert. Meditation von einer gewissen Art ist nötig bei diesem und würde bei einem anderen ein Hindernis sein. Niemand soll sich selbst die erforderlichen Vorschriften machen; ein Arzt geht, wenn er krank ist, zu einem anderen Arzt; und wer ist im spirituellen Sinne nicht krank? Folglich



wäre es töricht für irgend jemanden, der diese Zeilen liest, zu sagen: „Das will ich tun, das will ich befolgen.“ Es wäre genau so töricht, wie wenn man sich einer Kur unterziehen wollte, weil sie einen Freund von der Gicht geheilt hat, während die einzige zwischen unserem und seinem Falle bestehende Ähnlichkeit vielleicht der Schmerz an derselben Stelle ist. Unser gichtkranker Freund wurde von Tag zu Tag oder von Woche zu Woche, gemäß den wechselnden Zuständen und Anforderungen, behandelt. Dies muß ebenso beachtet werden wie die Wahrscheinlichkeit einer wesentlichen Verschiedenheit zwischen seiner Krankheit und unserer eigenen.

In jedem Falle ist das Problem die Wiedererlangung oder Eroberung spirituellen Lebens und spiritueller Gesundheit, das die Entdeckung und Erkennung jenes Meisters in sich schließt, in dessen „Strahl“ der Schüler steht. Jener Meister ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Er allein ist es, der uns zu unserer zweiten Geburt führen kann; niemand lebt in okkultem Sinne, bevor er diese Geburt erfahren hat. Deshalb muß man jenen Meister suchen. Zu diesem Zwecke wiederum — „bringe Deine Gedanken zur Ruhe und richte Deine ganze Aufmerksamkeit auf Deinen Meister, den Du noch nicht siehst, den Du aber (auf einer gewissen Stufe) fühlst“.

* * *

Indem ich wieder auf Frau S. zurückkomme, die keineswegs ein Anfänger war, sondern nur falsche Methoden angewendet hatte, so finde ich am 8. Dezember, etwa zehn Tage nach ihrem Beginnen mit Cavé folgende Eintragung: „Ich saß in der Absicht zu meditieren, erschöpft im Gemüt und ohne hinreichende Energie zur Konzentration. Dann, ohne Anstrengung (die Erschöpfung des Gemüts war vorteilhaft, nicht hinderlich gewesen) schien in zwei bis drei Sekunden die Strömung zu wechseln; es wurde beinahe mühelos. Es kam mir der Gedanke: »Der Schüler denkt nur an den Meister« — vielleicht die allgemeine Erläuterung für meine Vorstellungen von gestern und heute morgen. Daher versuchte ich dies jetzt anzuwenden (sie war jedenfalls im Begriff eine Lehre zu erfassen). Es gelang aber zunächst nicht. Dann



aber kam mir der Rest des Satzes zum Bewußtsein und zwar erst nach einer ziemlich langen Pause, während welcher ich versuchte, nur an den Meister zu denken — »und an das, woran zu denken ihn der Meister heißt«. Ich versuchte alsdann zu dem Höheren Selbst zu gelangen: von dem Meister zu dem Meister im Inneren, mehr in dem Sinne »des großen Einen, in welchem wir leben, weben und sind« und in welchem alles Bewußtsein Eines ist. Die beste Meditation seit einiger Zeit zu dieser Stunde [sie meditierte zu mehreren anderen Stunden des Tages und zwar länger als die zuerst beabsichtigten fünf Minuten].“ Am folgenden Tage fand sich:

„Es war heute ein voller Mißerfolg; ich war ermüdet und erschöpft und mein Gemüt wollte sich nicht beruhigen. In diesem Zustande erhielt ich keinen Eindruck vom höheren Leben, und die einzige Erklärung, die ich mir später selbst geben konnte, war, daß es ein Hohn war.“

Man findet viele Stellen, welche Schlaglichter auf ihren Charakter werfen, so z. B.: „Ich las den zweiten Band von Mr. Judges Briefen und glaube mehr wie je an seine große Kraft.“ Am 12. Dezember finden wir: „Der Tag war nicht gut, aber ich glaube, etwas über den Durchschnitt. Hiermit ist nicht viel gesagt. Es liegt ein Mangel an klarer Sammlung vor und ich kann mich nicht bewegen und handeln wie in der Loge, was ich jetzt versuchen will.“ Am 19. Dezember lesen wir: „Das letzte beim Schlafengehen: ich muß nun vorbereitet sein, in dieser Weise für immer fortzufahren, und wenn die augenblickliche Spannung zu heftig ist, so muß ich dieselbe ändern und mildern, so daß ich es dauernd ertragen kann. Was ist eines Jüngers Verhalten und Anstrengung? Du kannst nicht gewinnen; überlasse das nur Ihm.“

Einige Tage später lautet der Bericht über die festgesetzten fünf Minuten: „Ich hatte den stärksten Eindruck von Cavés Gegenwart, den ich je erhalten habe, wobei ich ein inständiges Bitten fühlte, möglicherweise acht zu geben und nach so vielen Bemühungen zu hören. Ich versuchte es auch; doch alles, was ich im Gemüt vernehmen konnte, waren die Worte: »Wende Dein Herz!« Die unsichtbare Gegenwart machte



sich stark und klar vernehmbar und hielt mich länger als die angesetzten zehn Minuten darin gefesselt [dies sieht aus, als ob die ursprünglichen fünf Minuten einen Zuwachs erhalten hätten], mit dem innigsten Verlangen vom Flecke zu kommen und hindurchzudringen, indem ich ein Gebet von mir an den Meister erzwang, alles zu nehmen, was von mir zu nehmen ist."

Die nächste Eintragung von Interesse besagt, daß sie beim Ankleiden sehr lebhaft den Gedanken hatte: „Schau nicht aufwärts, schau abwärts." Am folgenden Tage schrieb sie: „Den ganzen Tag konnte ich mich kaum der Tränen enthalten. Ich trachtete nach Ergebnissen und fühlte den Mißerfolg! . . . Begehre keine Erfolge! Sei alles was Du kannst und kümmere Dich nicht um das übrige."

Während der Meditation mit Cavé — sie waren zur Zeit auf verschiedenen Erdteilen, Frau S. war in Japan — hatte sie am Weihnachtstage das Gefühl großer Hilfe und war im Herzen dankbar. „›Fasse noch mehr Mut‹, war mein Gedanke in der Meditation, wonach ich töricht hoffte, daß Cavé nicht die Geduld mit meiner Stumpfsinnigkeit verlieren würde. ›In Dir ist das Licht der Welt; es ist ruhig. Fühle es! Das ist der Meister.‹ Dies war freilich der Inhalt einer späteren Meditation, aber ich glaube als Folge jener Meditation mit Dir."

Hier ist vielleicht eine passende Gelegenheit, den nächsten Brief von Cavé anzuschließen, weil er als Antwort auf einen zu Weihnachten geschriebenen Brief abgeschickt wurde:

„Meine liebe Freundin! .... Vor allem aber muß ich Dir danken für Deinen Weihnachtsbrief, der für mich eine große Bedeutung hatte. Deine besonderen Ausdrücke des Vertrauens und der Zuneigung sind meinem Herzen teuer; ich bin aber abhängig von der Liebe meiner Freunde und Mitarbeiter. Doch vor allem sehe ich, wie Du Dich mit starkem Glauben und Bemühen zu dem Meister wendest, so daß ich nicht glaube, Du könntest Dich je wieder infolge irgend einer Enttäuschung abwenden. Sei nicht mutlos. Wir müssen alle unsere Fehler und Unzulänglichkeiten fühlen; was aber liegt daran! Dringe voran mit allen Kräften. Alles in allem, es ist des Meisters Sache, nicht unsere. Wenn wir würdig sind, von ihm erwählt



zu werden, so weiß er, daß wir in unserem Inneren befähigt sind, seine Wünsche zu erfüllen. Und er liebt uns, und wir dürfen doch sicherlich niemals diese göttliche Liebe im Stich lassen; wir können uns fest daranklammern und brauchen uns um die Ergebnisse nicht zu kümmern. Nach unserer Kenntnis von dem Unterschied seines Ausblicks und des unseren müssen wir sagen, daß seine Ergebnisse weit andere sind als die unseren, selbst im besten Falle, und daß unsere Sicherheit — für uns selbst und sein Werk — darin liegt, daß wir mit Ergebnissen gar nichts zu tun haben.

Kannst Du zweifeln, daß ich, die so viel Geduld braucht, diese nicht für Dich finden sollte? Was mich bescheiden machen würde, wenn es sonst nichts wäre, ist dies, daß ich doch recht deutlich sehe, wie viel mehr Geduld mir selbst erwiesen ist, als ich selbst nötig hatte zu üben.“

Dieser Brief, so erzählte mir Frau S., brach ihr beinahe das Herz; sie fühlte sich so äußerst dessen unwürdig, und während ich das Schreiben halte, sehe ich, daß sein Umschlag abgenutzt ist und Tränenspuren zeigt. Sie muß es viele Monate mit sich herum getragen haben.

* * *

In ihrem Berichte über besondere Meditationsübungen finde ich die erste Erläuterung von Cavés Hand bei einer Eintragung vom 6. Januar. Frau S. hatte geschrieben: „Ich schilderte mir dies als eine Meditation in Liebe und Verehrung, sie war tief und wirklich....“ Cavé setzte dazu: „Diese Meditationen ›in Liebe und Verehrung‹ sind das beste von allem.“

Am Ende einer Eintragung mehrere Tage später schrieb Frau S.: „Ich sollte ja diese Berichte ohne Aufschub schreiben.“ Cavé unterstreicht „ohne Aufschub“ und fügt hinzu: „Dies ist wichtig; wenn später Aufzeichnungen gemacht werden, so möchten sie, unbewußt für uns selbst, bearbeitet oder durch unsere Gedankenbilder verdunkelt werden, die sich um sie kristallisieren. Der erste, deutlich gefaßte Eindruck ist wichtig, einerlei ob nun von Erfolg oder Fehlschlag, von Erleuchtung

oder Flauheit darin zu melden ist. Dies Verhalten schließt die Hinzufügung von späteren Gedanken mittels einer Ergänzung nicht aus."

Am 10. Januar lesen wir:

„Heute ging es besser als gestern, aber es ist noch nicht zum besten. Es wurde von Minute zu Minute vollkommener, bis zum Ablauf einer Viertelstunde, wo ich meine Übung einstellte. Ich hatte ein starkes Gefühl von gemeinsamer Arbeit. Cavé schien etwas zu sagen — die ersten Worte davon habe ich, obgleich erst 3 Minuten seitdem vergangen sind, schon vergessen — doch nein, so schienen sie zu lauten: »Alles ist gut. Ich vertraue Ihnen .....« Den Rest habe ich verloren, aber es kann gelautet haben: »es zu rechtfertigen«."

Hierzu schreibt Cavé: „Der beabsichtigte Gedanke lautete: »vorwärts zu drängen«."

Wir finden Eintragungen über vollständiges Mißlingen oder etwas dem Ähnliches. Unter dem 16. steht: „In einem Dickicht. Eine oder zwei Minuten später entschied ich, daß der Versuch zu hören oder zu lauschen vielleicht nicht der richtige Weg ist und daß ich es einfach tun würde und auf jeden Fall mit Cavé sprechen wollte; so sagte ich zu Cavé .... Dann antwortete Cavé, daß der Meister unermeßlich liebevoll gewesen sei und .... Ich setzte darauf die Meditation mehr in abstraktem Sinne fort, wobei ich eine große Liebe für den Meister fühlte, und gewann wachsenden Mut, alle Verantwortlichkeiten und Vorrechte eines Chelas auf mich zu nehmen. Man muß mehr Selbstvertrauen haben."

Cavé sagt hierzu: „Das war recht getan. Vor vielen Jahren lehrte mich .... innerlich zu ihm zu gehen und zu ihm zu sprechen, als ob er unmittelbar vor mir stände. Es war eine alte Gewohnheit meiner Kinderjahre, welche ich in Mädchenjahren als töricht betrachtete und auf die ich mit nachsichtiger Heiterkeit zurückschaute. .... zeigte mir, daß der Zug meiner Kindheit und ihre Methode das wahre sind. Es kostete etwas Zeit, Glauben und Geduld wurden geprüft, aber ich weiß aus Erfahrung, daß dies ein unfehlbarer Weg ist."

Es folgen weiter jammervolle Fehlschläge; einer von ihnen



ist „vielleicht verschuldet durch ein leichtes Erdbeben, welches mich in Unruhe versetzte".

Am 20. Januar lesen wir: „›Sei geduldig und standhaft,‹ wurde mir eingegeben. Der Gedanke kam mir, in Gedanken zu behaupten und zu empfinden, daß ich die höchsten Eigenschaften bin, so wie sie im Meister vorhanden sind. So z. B., ich bin jene Liebe, die seine ist und — zu fühlen den höchsten Grad seiner Liebe als der unseres eigenen und unseres Höheren Selbst. — Ich glaube der Erfolg ist gut."

In einer Fußnote schreibt Cavé dazu: „Diese Übung ist gut; denn bedenke, das Manas des Meisters und Chelas ist eines, d. h., das ganze Manas des Chelas gehört dem Meister, und der Chela hat ebensoviel von dem Manas des Meisters, als er umfassen und festhalten kann. Ebenso steht es mit seinen anderen Eigenschaften, weil der Chela in des Meisters Aura lebt."

Darauf folgt: „Ich war heiß bemüht, Cavés Stimme zu hören ... kann nicht begreifen, warum ich nichts deutlich vernehmen kann. In diesem Falle wurde nichts von Bedeutung erreicht; nachdem ich aber während mehrerer Minuten zu lauschen versucht hatte, schien Cavés Stimme mehrere Male hintereinander zu sagen: ›Wende Dein Herz! Wende Dein Herz!‹ Ich fragte im Geiste: ›Bist Du es?‹ worauf die Antwort erfolgte: ›Ja, ich bin es‹; diese Worte kehrten immer wieder."

Der Kommentar von Cavé hierzu lautet: „Deutliches Hören ist nicht erforderlich; in Deinem Falle könnte es leicht ein Hindernis sein. Laß dies ruhen und quäle Dich nicht damit. Empfange den Eindruck so lebendig wie möglich."

Am 24. Januar finden wir: „Dies war eine gute Meditation. Es schien jemand zu sagen: ›Es gibt einen Weg. Es ist ein mühevoller Pfad. Du darfst ihn gehen.‹ Ich notierte, daß es nicht hieß, ›Du kannst‹ oder ›sollst‹, sondern ›Du darfst ihn gehen‹. Dies war keine Antwort auf eine von mir in Gedanken gestellte Frage. Es kam nicht mit der scharfen Genauigkeit oder der Gewalt einer ›Botschaft‹. Es könnte vielleicht ein eigener Vorgang meines Inneren gewesen sein; so steht es auch mit all diesen Eindrücken. Doch wenn ich Cavé



fragte, ob sie anwesend sei, so hatte ich einen sehr starken Eindruck mit »Ja« als Antwort.«

Der Kommentar dazu lautet: „Habe mehr Vertrauen zu Deinen Eindrücken. Es ist besser, blind darauf loszugehen und getäuscht zu werden, als alles mit kaltem Zweifel zu töten. Läuterung entfernt Zweifel; es hat mit anderen nichts zu schaffen, ebensowenig mit Umständen.«

Frau S. berichtet weiter: „Ich versuchte den Gedanken des inneren Schweigens auszuführen, aber ich kann nicht angeben, mit welchem Erfolg. Es schien mich aber von jeder Möglichkeit, irgend etwas deutlich zu hören, völlig zu trennen. Ich hatte meine Übung geendet, da kam mir folgender Satz zum Bewußtsein: »Die Liebe des Meisters ist die Freude der Welt«, welcher keine besondere Bedeutung hat und nicht einmal das Ergebnis eines Denkprozesses ist.“

Hierüber schrieb Cavé: „Zuweilen erstickt unser Verstand spirituelle Gedanken, so wie eine brennende Fackel erlischt, wenn man sie in Wasser taucht; dies geschieht, wenn psychische (astrale oder sinnenerregte) Einflüsse das Gemüt beherrschen. Oder wieder auch erlischt der göttliche Funke in der Dürre einer übermäßigen Tätigkeit in äußeren Dingen (Mangel an Freiheit des Gemütes) wie eine glühende Kohle durch Asche erstickt wird .... In Ihrer Botschaft von heute liegt eine große Bedeutung. Denn wenn Freude das wahre Herz und der Inhalt des Lebens ist, wie der Meister uns gesagt hat, dann ist seine Liebe der Weg zu dieser Freude, da sie eins damit ist. So wird er wahrhaft unser Mittler. Die Liebe, das Wesen sowohl des Lebens als auch des Meisters, ist der Weg, die Wahrheit und das Leben — das universale und das individuelle.«

Eine Eintragung vom 29. rief einen besonders wertvollen Kommentar hervor. Frau S. hatte geschrieben: „Diese Meditation war gut an sich; mir kamen zunächst die Worte in den Sinn: »Sei freundlich und gütig«; darauf hörte ich: »Freue Dich aller Wege in dem Herrn, und ich sage wiederum freue Dich«; darauf: »Wende Dein Herz«. Alles dies schien wie ein Gedankenecho, und ich fragte (ohne eine Stimme zu hören): »Ist



das Deine Stimme, Cavé?« Hierauf kam als Antwort: »Ja, das ist meine Stimme.«"

„Ich fragte wieder: »Wie kann ich dies von der Stimme meines eigenen Gemüts unterscheiden?« Hierauf erhielt ich als Antwort: »Sie ist sanfter.« Ich selbst fühlte keine Spur von Überzeugung von dem Gesagten und schreibe es nur auf, weil Cavé mir empfahl: »Schreibe alle Eindrücke sorgfältig auf.« In einem gewissen Sinne trug mich die Meditation über meinen Verstand hinaus; darauf aber bemerkte ich beim Abwärtsschauen nur diese Gedankenvorgänge."

Cavé sagte darüber (man bedenke, daß Frau S. diese Erläuterungen erst viele Wochen später erhielt): „Der Fehler hierbei bestand darin, daß Du nicht abwärts blicktest, sondern daß Du abwärts sankst und schautest nicht von oben darauf, sondern in gleicher Höhe mit den Gedankenvorgängen. Wenn Du Dich wirklich über ihnen befindest, kannst Du stets Deine innere Stimme unterscheiden, weil sie von unten zu Dir emporsteigt. Ein Mitschüler wird auf gleicher Höhe mit Dir sprechen, während der Meister oder ein Meister von oben sprechen wird. Wenn Du in eine enge Gemeinschaft mit dem Meister (Deinem eigenen Meister) trittst, kannst Du stets seine Stimme von der irgend eines anderen Meisters unterscheiden, weil sie in Deinem Herzen reden wird."

Am folgenden Tage: „Ich hatte heute keinen bestimmten Eindruck," am 31. aber fand ich: „Ich bin dankbar für diese Meditation. Ob sie erfolgte auf Anregung von Cavé oder durch direkte Mittel, weiß ich nicht. Ich konnte jedoch bestimmt, und zwar mit großer Stärke, Cavés unbegrenzte Liebe für den Meister fühlen; und ich glaube, daß dies in mir, vielleicht nicht dasselbe Gefühl, aber in jedem Falle ein wahres und tiefes Gefühl derselben Art frei machte. Darauf glaubte ich sehr dunkel seine Stirne zu sehen, die mit einem Goldstreifen geschmückt war. Ich dachte blitzartig bei diesem Anblick, daß unsere Liebe ihn schmückt mit einer goldenen Krone. Diese Krone allein trägt er oder kann er tragen, nämlich die goldene Krone seiner Chelas. Darauf fragte ich Cavé, ob sie mir sagen wollte: »Liebe ihn!« Cavés Antwort hierauf schien zu besagen:



»Es ist alles, was ich je Dir zu sagen haben könnte.« Ich bin sehr, sehr dankbar."

Hierzu gehört folgender kurzer Kommentar: „Sei dafür gesegnet, teuere Freundin."

* * *

Sie hatte einen wirklichen Anfang gemacht. Wenn indessen der Leser an der rein menschlichen Seite des Berichtes ein Interesse gewonnen hat, an den Anstrengungen meiner Freundin, der Frau S., so ist es nur natürlich, daß man den Ausgang zu wissen wünscht. Also kurz, sie fand damals ihren Meister. Ihre Erfahrung war in mancher Hinsicht außerordentlich. Eine ihrer letzten Eintragungen, die mehrere Jahre nach den oben mitgeteilten erfolgte, handelt von einer inneren Unterhaltung mit ihrem Meister, welche sie aus dem Gedächtnis wie folgt mitteilte: „Mache es besser, Du kannst es, Du mußt es. Ich verlange es von Dir. Du bist es mir und .... schuldig; fasse Mut, ja, und ergreife Dein Herz fest; beherrsche es. Gebrauche es."

„Der spirituelle Wille — mein Wille — soll herrschen; dieser ist erhaben über das Herz, wie das Herz über das Gemüt. Schlafe nur und gib Dein Leben mir; Deinen Willen, Dein Bewußtsein und Dein Gefühl. Schlafe und komme durch dieses Tor zu mir mit... Halte dieses als sehr nötig in Gedanken fest. Stehe morgen auf und lies dies zuerst und suche nach der Erinnerung, bevor Du etwas anderes liesest. Mein Kind, freue Dich, daß Du lernst. Langsam geht es, wahrlich, aber Du lernst; es ist nicht meine Schuld, daß Du langsam fortschreitest. Ich würde viel darum geben, Deinen Schritt zu beschleunigen. Fasse Mut, Energie und Hoffnung. Ich liebe Dich. Geh' nun. Meinen Frieden gebe ich Dir auf immer."

Der nächste Morgen bringt eine ziemlich lange Eintragung, deren Hauptinhalt lautet: „Du mußt Dich selbst hingeben; wie soll dies wohl anders geschehen, als durch Ausscheidung des Selbstes aus allen Deinen Beweggründen!"





Erblüht im Sommerwinde!

Von Ernst Träumer.

„Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, in keines Menschen Herz ist es gedrungen, was Gott denen geben will, die ihn lieben." I. N. R. I.

Strahl aller Strahlen — Licht allen Lichtes — Du heilige Glühe der Gluten — ja kann es sein — ja ist es möglich — das Auge der Finsternis so zu begaben, daß es zu schauen vermag das Wunder aller Wunder — die Heimat der Seele! —

* * *

Rhythmus des Rhythmischen — sanftester aller Töne — Du heilige Blühe alles Blühenden — mit welchem Zauber eröffnest Du die Zitadellen der Seele! — Bist Du es, der in sterblichen Brüsten hervorruft die unsterblichen Wehen — unnennbar in ihrer Süße — ungründbar in der Tiefe — ihrer Trauer! —

* * *

Lieblichster aller Winde — o Du — des Ewigen Hauch — bist Du es, der Du trägst durch die Lüfte des inneren Himmels Gerüche des ewigen Lebens — Gerüche zu den Herzen, aus denen der Weihrauch der Andacht und der Weihe empor sich erhebt — zu verbinden das Geheimnis — mit dem Geheimen! —

* * *

Wässer des Ewigen Lebens, Wellen der Schönheit — die ihr lächelnd mit fortspült die Müde des Sterblichen — seid ihr es, die ihr reinbleibend verjüngt seine erblassenden Kräfte



— die heilig ihr tauft — seiner Kindheit Gemüt — gebenedeit sind Eure unsterblichen Fluten! —

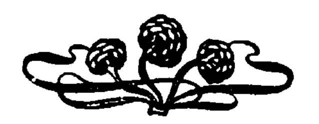
* * *

Freue Dich, o Du Beschauer von sterblichen Werken — wundere Dich — o Du Sucher in Symbolen — Du selbst bist Symbol — ja, weder Sidon, noch Syrien hat gekündet seinen Heiligen mehr denn die Glorie — mehr aber denn Glorie — gezeiget den „Geweihten“! —

* * *

Bräutlicher Nachtschleier: Bedecke solche Fülle — verbirg vor den Augen der Nachtnatur solch hehres Geheimnis — daß der Unvorbereiteten Auge nicht senge vor Anbruch des Tages — eh' es erwacht in Natürlichkeit ist. —

Tod aber, wo ist Dein Stachel! Hölle! wo ist Dein Sieg? — — —



Laß nie die Kraft, den Willen dir erschlaffen,
Vom Bessern dich zum Besten aufzuraffen!
Nur wenn dein Geist nach Fortschritt immer geizt,
Dann lebst du erst; es leben nur, die schaffen.

Friedrich Halm.





Satagira, der Gelbrock.

Skizze von **Ibn Batuta.**

In dem düsterroten Scheine der elektrischen Lampen wölbt sich der gewaltige Eisenbogen der Viktoriastation. Kaum daß die Leuchtkugeln die dicke Nebelluft des abendlichen London zu durchdringen vermögen.

Zwischen den Bahnsteigen stehen Autos, Hansoms mit ihren verschlafenen Pferden, drängen sich Reisende und Bahnbeamte.

Vorstadtzüge pfeifen und stoßen ihren schwarzen Qualm in die schwere, feuchte Luft.

Ein Vorstadtzug speit viel Insassen schon im Einlaufen auf den breiten Bahnsteig, der für einen Augenblick dicht mit glänzenden Zylindern und schwarzen Röcken bedeckt ist.

Der Schiffszug wird erwartet. –

Weit draußen sind schon die großen brennenden Leuchtaugen zu sehen. Mit keuchenden, scharfen Dampfstößen läuft er pustend in die Halle.

Alles ist in Bewegung. Gepäckträger drängen sich durch die Menge; Taschentücher geben Winksignale, Kutscher bieten schreiend ihre Dienste an – für Augenblicke stürmt alles durcheinander. In einigen Minuten entwirrt sich der Knäuel, nur einige hilflose Fremde verhandeln noch in gebrochenem Englisch unter liebenswürdiger Beihilfe eines behelmten Schutzgeistes.

Die Erwarteten sind nicht mit dem Zuge eingetroffen.

Meine Schritte wenden sich dem Ausgang zu. Doch ein überraschendes Bild fesselt meine Augen:



Fremdartige Gestalten, Menschen aus allen Ländern treffen sich in der Metropole der Welt — aber diese Gestalt war auch für London etwas Ungewöhnliches.

Mit kahlrasiertem Kopfe, im gelben Ockerkleide stand dort mit ernstem Gesichte, unberührt von dem umgebenden Getriebe — ein buddhistischer Mönch. Sein braunes, ruhiges Gesicht, das farbige Kleid bildeten einen Ruhepunkt in dem Lärmen des rauchigen Bahnhofes, einen gelben Fleck im schmutzigen Eisengewölbe.

Eine Gelbkutte hier in London? —

Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Meine Schritte führten mich fast unbewußt zu ihm. In einem durchgeistigten Antlitz leuchteten sanfte braune Augen; eine verstehende Milde strahlte von diesem Manne aus, die sofort mein Mitgefühl für ihn erweckte. Er mochte Mitte dreißig sein.

„Könnten Sie mir wohl Bescheid geben? — Meine Freunde haben meine Nachricht nicht erhalten." — Er nannte mir eine Adresse in Kew, einem Londoner Vororte. Der Name seines Wirtes, eines Sanskritforschers, war mir wohlbekannt.

Meine Zeit erlaubte mir, den Führer für den Fremden zu machen,' ihn in die elektrische Schnellbahn zu geleiten und dem fürsorglichen Zugführer zu übergeben. Mit einem freundlichen Gruße trennten wir uns.

Ein Autobus brachte mich schnell nach Leicester Square, wo ich Bekannte zu treffen hoffte.

In hellem Lichte glühte das Theaterviertel. Aus den glänzenden Häusern strömten die festlich gekleideten Menschen. Die schrillen Pfiffe der Wagenrufer gellten durch die Luft. Ein Getöse von Pferdetrampeln, Hupen und Warnungsrufen erfüllte die Straße — ein unentwirrbares Gedränge von Wagen und Menschen. Vanity Fair verdrängte das Bild des gelben Mönches. —

Mein Wohnhaus in Richmond lag nicht weit von Kew am Themsefluß.

Meine Fenster gewährten mir einen Blick in das grüne Baummeer des alten Richmondparkes.

Es war Anfang Juni. Die schönen warmen Tage hatten eine



Fülle von Blumen hervorgezaubert und meinen Lieblingsweg am Parkabhange mit einer blühenden Farbenpracht bestreut.

Die Rhododendronbüsche standen in voller Blüte. Rubinrote, weiße, violette, gelbe Kelche leuchteten aus dem dunklen Grün der Büsche hervor. Ein Meer von leuchtenden Farben. Der Abhang gewährte einen weiten Ausblick auf die Themse, deren blaues Band sich zwischen saftigen Wiesen und alten Baumriesen dahinzog.

Hier in der blühenden Natur begegnete ich meinem Gelbrock aus Kew. Auf einem weichen Rasenfleck zwischen den blühenden Büschen hatte er sich niedergelassen, um den packenden Rundblick zu genießen — ein leuchtender Farbenfleck zwischen den Blüten. — Trotz meiner weißen Ruderkleidung erkannte er mich sofort und erhob sich zum Gruß. Ich konnte ihm die Freude ansehen, mir -- seinem Führer — wieder zu begegnen. Auf meine Einladung schlenderten wir zusammen zum Flusse, um den Abend in meinem Punte zu verbringen. Das flache Stoßboot erlaubte eine bequeme Unterhaltung.

Die heraufkommende Flut erleichterte mir das Vorwärtsstoßen des Fahrzeuges, so daß ich nach kurzer Arbeit an meinem Lieblingsplatze unter den schützenden Bäumen des Ealpie-Islands festmachen konnte.

Von diesem Platze aus konnten wir weithin den Fluß überblicken. Das grüne Blätterdach wehrte die Sonnenstrahlen ab. Die gleichmäßigen Bewegungen der schlanken hellen Gestalten in den Booten, der Fluß umrahmt von grünen Wiesen, der blaue Himmel über uns formte ein beschauliches Bild, welches wir schweigend in uns aufnahmen. Nur das Summen der Insekten, ein fernes lustiges Lächeln unterbrach die Stille. —

Mein Gast hatte sich mit untergeschlagenen Beinen auf die breiten Liegekissen gesetzt und ließ die Kugeln seines Rosenkranzes murmelnd durch die Finger gleiten. Ein fremdartiges Bild, welches eher an die Ufer des Menam als an die Themse paßte. Und doch war nichts Unharmonisches an dem Bilde. In fließenden Falten umhüllte das gelbe Gewand seinen Träger. Das lichtbraune Gesicht zeigte eine majestätische Ruhe



— eine Abgeklärtheit, eine Erhabenheit strahlte von diesem Manne aus.

Seine einfache Freundlichkeit zog mich an. Versonnen betrachte ich meinen in sich versunkenen Gast. Plätschernd umkoste der abfließende Strom unser Boot. Die Sonne badete schon ihren Leib im rotgefärbten Wasser, als der gelbe Mönch zu sprechen begann.

Ganz in sich versunken, erzählte er in fremder Sprache. Ich konnte ihn nicht verstehen, aber der getragene Rhythmus seiner Rede machte einen tiefen Eindruck auf mich.

In der Abenddämmerung leuchtete sein gelbes Kleid, sein kahler Kopf hob sich scharf gegen den rötlichen Himmel ab — ein lebender Buddha.

Ein vorüberfahrendes Boot voll lachendem Leben brachte ihn in die Wirklichkeit zurück. Ein verstehendes Lächeln huschte über seine Züge, seine Zunge redete meine Sprache.

Er war der Abt eines buddhistischen Klosters in Birma. Seine Oberen hatten ihn über die schwarzen Wasser gesandt, um die heilige Lehre nach Europa zu bringen. Mit seltsam ruhiger Stimme erzählte er mir von seinem Leben im Kloster.

Fern vom Getriebe der Welt, von ihren Leidenschaften, ihren Eitelkeiten, lebten sie das Leben des Meisters, lebten seine Lehren. Gute, harmlose Menschen, durchdrungen von ihrer Mission.

Ihre reine Lehre war mir nicht neu. Sie war hoch und edel, zart und doch machtvoll.

Von Zeit zu Zeit fiel er in den Rhythmus seiner heiligen Sprache zurück. Der Geist seiner Lehre trug ihn in seinen Tropenhain, die Perlen seines Rosenkranzes liefen dann im Gebete durch seine Finger.

Längst war die Sonne untergegangen. Der Mond ließ seine Strahlen silbern über die leichten Wellen gleiten. Eine richtige Traumnacht — warm und leuchtend. —

War dieser Mann beneidenswert? — Er war ruhig und abgeklärt, ein Philosoph ohne Wünsche. Er war glücklich und zufrieden in seiner Mission, besitzlos, ohne Ehrgeiz. Er kannte nicht die Hetzpeitsche unseres modernen Lebens, kannte nicht



unsere Nervenkämpfe. Der tobende Kampf ums Dasein, um Macht und Ehre war ihm eine Täuschung, ein Wahngebilde, das er lächelnd verscheuchte.

War sein Weg der richtige? — War er der lächelnde Weise, der über unser Ameisengekribbel erhaben war? —

Meine Augen bohrten sich in das Dunkel der schlummernden Natur. —

Wo war der Weg zum Glück? —

Ein ferner Glockenschlag brachte mich zur Wirklichkeit zurück. Mein Paddel lenkte das Boot stromabwärts, verwundert fuhr mein stiller Gast aus seinen Träumen. Beim Abschied lud er mich in ein Kloster seines Ordens in den italienischen Alpen ein, wohin er sich im Hochsommer wenden wollte.

Der Abt Satagira wollte mich als Gast aufnehmen, — meine Freundlichkeit vergelten. Befangen von seinen Lehren, machte ich mich auf den Weg in den Riverklub.

Die bequemen Korbsessel übten bald ihre Wirkung aus, doch die Lehren des Ostens verfolgten mich.

„Ertöte den Sinn nach Behagen!“ —

„Ertöte die Liebe zum Leben!“

Kann der Mönch ein wahnsinniges Verlangen nach Behagen, nach Liebe, nach Gesellschaft, nach Leben verstehen? Kann er den Wunsch nach Stellung, Ehre und Reichtum begreifen? — Schwerlich! —

Er hat abgeschlossen mit der Welt — und doch nicht. — Er strebt noch danach, anderen zu helfen — durch Ausbreitung seiner Lehre.

Vielleicht treibt mich mein Schicksal wieder zu ihm. Vorläufig dachte ich nicht daran, seiner freundlichen Einladung zu folgen. —

Zeiten kommen, Zeiten gehen. —

Vielleicht begreife ich später sein Abschiedswort, dessen Wahrheit ich ahnend erkenne:

„Meinen Frieden gebe ich Dir.“



Einige Jahre später hatte ich in Nordafrika ein sonderbares Erlebnis, ein Erlebnis, welches mir zu denken gab und noch lange, lange in meiner Seele nachklang. Ich war mit meiner Karawane aus der Hattia Moghara abmarschiert und lag nach ziemlich ermüdendem Tagesmarsche über scheinbar endlose Kieswüste in meinem Zelte. Braune Kiesel, meilenweit kein grüner Fleck, vollständig vegetationslos, dabei so flach, daß das Auge keinen Ruhepunkt fand. Die Sonne hatte es auch ganz gut gemeint. Aber der Abend war herrlich. Draußen lagen die Beduinen um ihr Feuer, grunzten die Kamele mahlend über ihren Bohnen.

Über mir ein Mond, der sein magisches Licht über alles warf, eine verzauberte Landschaft schuf. Die grelle Sonne zeichnete bunte Bilder, das milde Mondlicht verwischte sie. Über allem lag ein bläulicher Schein, wie ich ihn selten beobachtet habe. Es war eine herrliche Nacht. Wir waren von aller Welt abgeschnitten.

Ich mußte lebhaft an eine Nordpolgeschichte denken, wir waren alleine. Wir hatten auch auf keinen Menschen zu rechnen. Unsere wasserlose Straße wurde nur selten begangen und nur geographische Wißbegier hatte mich dorthin getrieben.

Nicht ein Lüftchen regte sich, nicht ein Ton war jetzt in der großen Einöde vernehmbar, mir war — ja, ich weiß nicht, wie mir war. Ich glaubte, den Herzschlag der großen, erhabenen Natur fühlen zu können. Ich verstand jetzt so gut das religiöse Gefühl der Wüstenbewohner, ihren Monotheismus. Doch meine Träumereien wurden unterbrochen.

Es salamu aleikum — aleikum salam rachmatalahi wabarakatu! tönte es zurück. —

Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Zur Vorsicht tat ich einen Griff nach meinem geladenen Karabiner. Meine Leute erhoben sich auch kampfbereit von ihrem Feuer. Aber es war nur ein einzelner Mann mit einem Hegin. Sein Reitkamel war äußerst wertvoll. Mit der Selbstverständlichkeit des Wüstenbewohners trat es an unser Feuer.

Mit gleicher Selbstverständlichkeit wurde er zu Gaste geladen. Er war ein mittelgroßer Mann, kein ausgesprochen



arabischer Typus, mehr Europäer, wie man ihn oft weiter nach Westen, nach Tripolis zu findet.

Sein Gesicht kam mir so bekannt vor. Ich hatte ihn sicher schon einmal gesehen. Aber wo, aber wann? — War es ferne von hier, war es im Geräusch der Bazare oder in der Ruhe der Palmengärten? —

Oder war alles dies nur der Mond, die leuchtende Nacht der Wüste? —

Ich wußte es wirklich nicht, aber ich kannte ihn, ich fühlte es mit solcher Gewißheit, daß ich im Begriff war, fast seinen Namen zu nennen. —

Er aber zeigte nicht das geringste Erkennen. Wie gewöhnlich ging die wortreiche Begrüßung von statten, bis er endlich zur Ruhe kam und sich bei mir niederließ. Ich war nicht neugierig, ein woher, wohin lag mir fern. Ich war zufrieden, die Schönheit der Natur, die Erhabenheit des Bildes auf mich einwirken zu lassen. Aber immer hartnäckiger kam der Gedanke: du kennst doch den Mann. Ja, ich kannte ihn — ja, jetzt wußte ich es. — Im selben Augenblicke redete mich auch mein Gegenüber an.

„Ja, Abdulhammid Effendi, wir kennen uns. — Zwar sind wir beide im anderen Gewande, aber trotzdem kennen wir uns. Nennen wir es Kismet, das uns zusammenführt, nennen wir es, wie wir wollen. Ich freue mich, Sie wiederzusehen.“ —

Ich war stumm und starr. Jetzt wußte ich es — es war mein gelber Mönch.

Blitzschnell strömten mir die Gedanken durchs Gehirn — wer war der Mann? Er war derselbe, ich fühlte es, und doch nicht derselbe. Ein anderer Körper?

Doch was ging das mich an. Mich wunderte nichts, mir schien alles möglich. Aber ich blieb stumm und starr. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. —

„Also Sie lernen noch immer,“ sagte er mit feinem Lächeln, „noch immer hetzen Sie sich zu Tode, suchen Sie und finden Sie doch nicht. — Lieber Freund, wollen Sie denn nie lernen, daß es nur im Aufgeben, im Aufgeben für andere Ruhe gibt. —

Warum hetzt Sie noch immer der Ehrgeiz, warum zieht



er Sie noch immer vom Wege ab? — Vielleicht wissen Sie es selbst nicht."

Ich weiß nicht, ich fühlte mit einem Male eine große Lust mich hinzuwerfen und zu weinen, zu klagen, wie es die Schakale in den Fruchtgärten tuen. Abend für Abend, bald hoch, bald niedrig. Mir war so weh zu Mute. Ich fühlte nur, ich müßte beten in meiner Herzensangst, müßte um Rettung flehen vor mir selbst oder müßte um mein verlorenes Leben weinen.

Im Augenblicke hatte ich sehen gelernt, hatte fühlen gelernt. Ich wußte, ich hatte den Weg noch nicht gefunden. Ich sah ihn jetzt vor mir, greifbar und sah mich stehen beschmutzt von meinen Leidenschaften, unfähig mich zu reinigen. Eine große Sehnsucht packte mich, rein zu werden, den Pfad zu gehen. Mein alter Freund hockte noch immer bei mir. Stumm, mit einem Lächeln auf den Zügen.

Das Feuer der Kamelleute war herabgebrannt. Sie lagen um dasselbe in tiefem Schlafen. Stundenlang muß ich mit ihm gesessen haben. Wie Minuten erschien es mir.

Der Mond begann schon bleicher zu werden, ein Stern nach dem anderen verlöschte in dem stählernen Himmel und im Osten zeigte sich ein leichtes Rot. Aber ich spürte keine Müdigkeit. Meine schrille Pfeife riß meine Leute jäh aus dem Schlaf. Das Lager wurde abgebrochen und die brüllenden Kamele beladen.

Alles lärmte und zeterte, bis endlich die Karawane zum Abmarsch bereit war. Ich fühlte mich so ruhig, so zufrieden. Im Osten stieg der Sonnenball glühend rot empor.

„Aschadu la illaha illahah", ertönte das Gebet meiner Leute. Ich drückte dem Genossen der Nacht still die Hand. Wir trennten uns. Jeder zog seines Weges — ich aber hatte endlich meinen Pfad gefunden.







Die zwei Männer.

Von Nicolaus von Basel.

Ein Kapitel, das vom Kritisieren handelt, von der Frage, die der Ältere an den Jüngeren (nämlich ein an Jahren älterer Gottesfreund an den jüngeren Nicolaus) stellte.

Ein anderes mal aber fügte es Gott, daß diese zwei Menschen zusammenkamen und mit einander redeten, und der ältere sprach zu dem jüngeren: „Sage mir, lieber Freund, wie steht es um die Christenheit?“ Da sprach der jüngere: „Lieber Freund, was fragst Du mich? Ich will Dir was sagen, gehe und frage einen sinnlich-weltweisen Mann und frage ihn, wie es um die Christenheit steht, und er wird Dir, da er sich selbst kennt, die richtige Wahrheit sagen und sprechen: Es steht übel, und ich erkenne es durch die Gnade Gottes gar wohl, daß die Christenheit allezeit zusehends abnimmt, und die Leute allezeit böser und böser werden.“ Da sagte der ältere: „Das glaube ich recht wohl, daß ein weltlich-weiser Mann das wohl bekennt, da er doch zu jeder Zeit sieht und hört, wie die Menschen, die nach der Weise der Welt leben, immer mehr herunterkommen; aber ein weltlich-weiser Mann kann und mag nicht erkennen, wie die Menschen leben, die die Welt von sich getan und sich zu Gott gewandt haben.“ Da sprach der jüngere: „Ach, lieber Freund, ich fürchte, daß es Gott nicht lieb sei, daß wir über die Menschen sprechen, die sich von der Welt abgewandt haben und sich auf mannigfache Art zu Gott kehrten; es ist uns auch verordnungsweise befohlen worden, davon nichts zu verraten. Ach, lieber Freund, ich will Dir von

etwas gleichem erzählen, das vor kurzer Zeit geschehen ist. Ich will Dir sagen: Es kam ein Gottesfreund, dem ich Glauben schenke, zu mir, und ich und er kamen über mancherlei ins Gespräch, und unter anderem sprach er zu mir: Ich will Dir in Gott sagen, was mir vor kurzer Zeit geschehen ist. Ich und ein anderer Mensch, den ich nicht nennen will, kamen zusammen und wohnten in einem Hause, und nachdem wir einige Zeit zusammen waren, da flossen wir so sehr ineinander in gegenseitiger Liebe, als ob wir beide ein Herz gehabt hätten. Nun hat uns Gott viel Licht gegeben, daß wir gar weitschauend waren und die Gebrechen unserer Mitmenschen sahen, und als wir nun zusammenkamen, so redeten wir miteinander und sprachen: Dem Menschen gebricht das, dem das, so irrt sich der in den Sachen stark und hindert sich daran, zu seinem Nächsten zu gelangen.

Also wandelten wir beide, von den Gebrechen unserer Nebenmenschen sprechend, wenn wir zusammenkamen; und wir meinten damit nicht, daß wir unsere Mitmenschen verurteilen wollten; unsere Meinung war, daß wir es aus göttlicher Liebe tun sollten. Und es geschah zu dieser Zeit, daß, nachdem wir auseinander gingen, nachdem wir so an die Gebrechen unserer Mitmenschen gerührt hatten, da wollte ich, wie ich es auch vorher getan hatte, mich ernstlich im Gebet an Gott wenden, empfand aber innerlich eine so grimmige, peinliche Marter, daß ich in meinem Herzen gar übel erschrak. Und da das gar an die sechzehn Wochen dauerte, dachte ich in meinem Herzen: Du mußt immerzu ein Werk treiben, das Gott gar nicht lieb ist. Und da ich eine lange Zeit in dieser Drangsal war und nicht herausfinden konnte, was Gott damit meinte, ging ich hin, fiel auf meine Knie und wandte mich ernstlich an Gott und sprach: ›Ach mein Gott und Herr, ich begehre heute von deiner unendlichen Barmherzigkeit, daß du mir kundtust, ob ich nicht durch irgend eine Sache, auf irgend eine Weise oder durch Betreiben eines Werkes dir mißfalle; zeige mir das du selbst, oder laß es mir durch einen deiner Freunde zeigen, so will ich es dann aus dem Grunde meines Herzens gerne lassen; tust du es aber



nicht, so will ich dessen ledig und unschuldig sein, und du weißt es wohl, daß ich in meiner Vernunft nichts besseres weiß und mich kraft deiner Gnade nicht selber suche, weder in der Liebe noch im Denken, weder in der Zeit noch in Ewigkeit.«

Und als ich auf meinen Knien liegend so sprach, wurde innerlich zu mir gesagt: »Sag an, weißt du nicht, weshalb dir Gott zürnt?« Da antwortete ich: »Ach, mein Herr und mein Gott, das begehr ich von dir zu wissen.« Da sprach die inwendige Antwort: »So will ich es dir zeigen und dir sagen, und du sollst die rechte Wahrheit erfahren, daß du und der Mensch, der bei dir wohnet, Gott gar sehr erzürnt habt, weil ihr, denen Gott zu großer Gnade und zu hellem Lichte verholfen hat, mit diesem Lichte über Gottes Freunde zu Gericht sitzt.« Da sprach ich: »Ach, mein Herr und mein Gott, wir dachten doch nicht daran, es in einer verurteilenden Art zu tun.« Da sprach die inwendige Antwort: »Das will ich dir sagen, es ist wohl wahr, ihr tut es nicht um zu verurteilen, aber ihr wollt Sachen richten, die zu richten euch nicht zukommt, und euch zu richten durch keine Vorschrift befohlen ist. Wisse, daß Gott es nicht leiden mag, wenn seine Freunde kläffen*) und über Dinge richten, die sie der Ordnung nach nicht zu richten haben; wisse, daß sich solche Menschen selber großer Gnade berauben, und daß die Gerechtigkeit Gottes es bei seinen Freunden nicht duldet, er straft es entweder hier in der Zeit oder aber dort im Fegefeuer .. Ich will dir aber ein Zeichen geben. Gehe hin zu dem Gesellen, der dir hierbei geholfen hat, an dem hat Gott auch manche Jahre gerochen; gehe aber zu dieser Stunde hin, und du wirst seine Natur in großem, schwerem, bitterem Leide sehen.« Ich stand gleich auf und ging gleich zu meinem Freunde und fand ihn in so großem, schwerem Leide, daß ich dachte, er müsse auf der Stelle sterben. Und als ich dieses große Zeichen sah, erschrak ich noch mehr, ging an meine heimliche Stelle, fiel auf die Knie und sprach: »Ach, mein lieber Herr und mein Gott, sei bedankt, daß du mir diese

*) schwatzen.



Dinge so gar freundlich gezeigt hast.« Da sprach die inwendige Antwort: »Wisse, daß der Mensch, dem nicht alles gut dünkt, was er sieht und hört, und nicht alles ungerichtet läßt an seinem Nebenmenschen, was Gott selbst gestattet und leidet, ein solcher Mensch ist noch sehr weit vom vollkommenen Leben.« Da sprach ich: »Ach, lieber Herr, sage mir, mir dünkte, es wäre gar gut und sollte auch so sein, daß der Mensch mit der Unterscheidungskraft erkennen sollte, was böse und was gut sei.« Da wurde inwendig zu mir gesprochen: »Das ist wahr, es soll ein jeder Mensch mit seiner Vernunft erkennen, was gut und was böse sei, aber ich will dir sagen, wo es einen Menschen gibt, der alle Dinge zum Besten kehrt und zum Guten auslegt, auch wenn er anfangs im Herzen nicht so gesonnen ist und es doch mit dem Munde tut, so geschieht es gar häufig, daß Gott in einen solchen gerechten guten Menschen eine übernatürliche Gabe gießet und gibt ihm die Gabe, daß er so begnadet und gütig wird, daß ihm im Herzen alles, was er sieht und hört, gut dünkt. Sieht er mit seinen Augen einen Menschen eine große Sünde tun, so denkt er sofort durch die Gnadengabe, die ihm Gott verlieh: Jener Mensch mag zu derselben Stunde einen so hohen Verdienst errungen haben, daß ihm alle seine Sünden vergeben sind, und er Gott lieber ist als du.«"

Da sprach nun der erwähnte jüngere zu dem älteren Freunde: „Du sprachst, ich soll Dir etwas von den Menschen melden, die sich von der Welt abgewandt haben zu Gott, nun hast Du wohl gehört, wie es diesem Gottesfreund seines Kläffens wegen ergangen ist. Wisse, daß es dem Menschen, der mir diese Dinge erzählte, selbst widerfahren ist und daß ich ihm wohl glaube." Da sprach der ältere: „Ach, lieber Freund, ich glaube, daß es wahrhaftig also sei und fürchte, daß sich gar viele Menschen selbst an einem tüchtigen Leben hindern durch ihr Kläffen, womit sie ihre Nebenmenschen richten wollen, was ihnen der Ordnung nach zu richten nicht vertraut wurde."

„Das ist wahr," sprach der jüngere, „ich will Dir sagen,



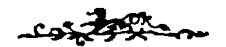
wenn wir beide zusammenkommen und miteinander sprechen, müssen wir niemanden besonders erwähnen; wir sollten es mit Barmherzigkeit betrachten und Gott bitten, daß er ihm und uns zu Hilfe komme, daß wir von Kläffen und Richten bewahrt werden mögen; denn es steht schlimm mit diesen Sachen und die im allgemeinen als gut scheinenden Leute hindern sich selbst gar sehr durch diese Sachen. Ich will heim gehen, gehe auch Du in Frieden, und so Gott es also will, kommen wir wieder zusammen.«



Das spirituelle Leben.

Von Dr. Archibald Keightley.

Was müssen wir tun, um ein spirituelles Leben hier und jetzt tatsächlich und praktisch zu führen? Wie würde man ein solches Leben inmitten des täglichen Laufes der gewöhnlichen Arbeit leben? Beim Erwachen würde man sich in die Gegenwart seiner Seele und des Meisters zurückrufen, würde andauernd versuchen, der Seele in und durch den Körper, durch jede seiner Handlungen Ausdruck zu geben. Jede Stunde würde geweiht sein. Wenn man den Faden seiner Meditation inmitten des äußeren Lebens verliert, würde man seine wandernden, aufgeregten Gedanken zurück zum inneren Leben, zum inneren Ziel leiten. An dem Willen der Seele würde man sich festhalten. Der, welcher das Leben der inneren Konzentration auf den Willen und auf die Zwecke der Seele lebt und welcher die Seele in der kleinsten Handlung des Tages offenbart, der ist es, welcher das Leben der Seele lebt, welcher den Pfad des spirituellen Lebens wandert, welcher „in der Gegenwart der Meister steht“.







Die altbabylonische Geisteskultur. – Von Alfred Jeremias ist im Hinrichsschen Verlage ein mit Bildern und Sternkarten geschmücktes Buch erschienen, das die altbabylonische Geisteskultur anschaulich darstellt.

Jeremias hat als Motto für sein Buch einen Spruch aus der „Ascensio Jesaiae" gewählt, der die Grundidee der altorientalischen Weltanschauung treffend wiedergibt: „So wie droben ist es auch auf der Erde; denn das Abbild dessen, was in dem Firmament ist, ist hier auf Erden." Mit anderen Worten: das Bild des gestirnten Himmels, der Lauf von Mond und Sonne und was sonst noch alles „droben" erscheint und sich vollzieht, all das spiegelt sich auf der Erde wider. Diese Lehre ist so bis aufs feinste ausgebaut worden, daß der moderne Mensch, dem das orientalische Denken fremd ist, ihr vielfach zunächst fast verständnislos gegenübersteht. Jeremias wählt dafür ein treffendes Beispiel: nach altorientalischer Lehre lief nicht zunächst der Löwe auf der Erde herum und wurde dann an den Himmel versetzt, sondern erst war der Löwe am Himmel, und nach ihm wurde der irdische Löwe gebildet.

So gilt auch dem Babylonier der gestirnte Himmel als eine große Landkarte, auf der alle Städte, Flüsse, Berge seines Heimatlandes wiederkehren. Es gibt ein himmlisches Babylon, ein himmlisches Susa, einen himmlischen Euphrat und Tigris, und alle diese himmlischen Städte, Flüsse usw. waren früher da als die irdischen, waren die Vorbilder der irdischen. Wir besitzen ein babylonisches Weltschöpfungsgedicht (übersetzt bei Jeremias, Seite 24 ff.), in dem erzählt wird, wie Babylon, Eridu und die Tempel zuerst am Himmel geschaffen wurden und dann erst die Erde und das Menschengeschlecht, und wie nun nach den Vorbildern am Himmel die irdischen Städte und Ansiedelungen eingerichtet wurden. Diese Lehre, die Himmelsbild und Weltbild identifiziert, muß in dem gestirnten Himmel das große Offenbarungsbuch der Gottheit sehen. Was dort oben geschieht, wiederholt sich in entsprechender Form auf der Erde. Hier liegen die Anfänge der Atsrologie. Wenn eine bestimmte Erscheinung am Himmel beobachtet wurde und zu gleicher Zeit ein Ereignis auf Erden sich vollzog, so glaubte man an einen ursächlichen Zusammenhang (dort Ursache, hier Wirkung) und nahm an, dasselbe Ereignis werde in Zukunft auf Erden eintreten, wenn die gleiche Himmelserscheinung sich zeige. So entstanden die astrologischen



Omina in der Form: „Wenn das und das sich am Himmel zeigt, so wird das und das auf Erden geschehen."

Die Babylonier hatten sich eine genaue Kenntnis der astronomischen Vorgänge am Himmel angeeignet, und manche ihrer Entdeckungen grenzen ans Wunderbare. Auf dieser astronomischen Grundlage haben sie dann ein System der Weltanschauung aufgebaut, dessen Grundtendenzen Jeremias in folgende Leitsätze bringt:

1. Die Erscheinungen des Kosmos und des Kreislaufs sind Stoffwerdung der Gottheit. Im Kosmos liegt die Immanenz, im Kreislauf die Transzendenz des Göttlichen.

2. Alles irdische Sein und Geschehen entspricht einem himmlischen Sein und Geschehen. Alle Teilerscheinungen vom größten bis zum keinsten sind Spiegelbilder des Ganzen und Spiegelbilder voneinander.

3. Mit den Erscheinungen des Kreislaufs am Himmel laufen die Erscheinungen des irdischen Naturlebens parallel („Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht"). Alle Naturerscheinungen gewinnen demnach im letzten Grunde astralen Charakter.

4. Auch der Mensch als „Bild der Gottheit" ist ein Kosmos im kleinen, der teilhat an den Geschicken des großen Kosmos und des Kreislaufs.

5. Alles Wissen ist Geschenk der Gottheit und geht auf den Uranfang der Dinge zurück.

6. Die Himmelskunde ist die Quelle alles Erkennens. Sie zeigt, daß Raum und Zeit den gleichen Ursprung haben.

7. Der Wille der Gottheit tut sich in den Kreislauferscheinungen kund. „In den Sternen steht's geschrieben." Da die Kreislauferscheinungen in Zahlenverhältnissen erkannt werden, ist die Zahl heilig. Die Zahl bildet den Maßstab alles Erkennens.

Alles Wissen aber führen die Babylonier auf göttliche Offenbarung zurück. Ein spätbabylonischer Priester erzählt z. B., daß in alten Zeiten ein Wesen aus dem Persischen Meere gekommen sei mit Namen Oannes.

„Es hatte einen vollständigen Fischleib, unter dem Fischkopf aber war ein anderer menschlicher Kopf hervorgewachsen; sodann Menschenfüße, die aus seinem Schwanze hervorgewachsen waren, und eine menschliche Stimme. Dieses Wesen verkehrte den Tag über mit den Menschen, ohne Speise zu sich zu nehmen, und überlieferte ihnen die Kenntnis der Schriftzeichen und Wissenschaften und mannigfache Künste, lehrte sie, wie man Gesetze einführt und das Land vermißt, zeigte ihnen das Säen und Einernten der Früchte, überhaupt alles, was zur Befriedigung der täglichen Lebensbedürfnisse gehört. Seit jener Zeit habe man nichts anderes darüberhinausgehendes erfunden."





Bericht über die XIX. Konvention der „Vereinigung deutscher Zweige der T. G.“

abgehalten zu Berlin am 16. und 17. Mai 1914.

I. Tag. Sonnabend, den 16. Mai 1914.

Großer öffentlicher Vortrag des Herrn Paul Raatz über:

Theosophie, Christentum und Gesundbeten.

Der im Architektenhause abgehaltene Vortrag war sehr gut besucht. Eine besondere Stille und Aufmerksamkeit bekundeten eine wirkliche, innige Teilnahme an den vortrefflichen Ausführungen des Herrn Raatz, welche bei aller Fülle des behandelten Stoffes dennoch den Vorzug von großer Klarheit, vortrefflicher Definition und umfassender Behandlung besaßen und von lebendigem Geiste getragen waren. Es entspann sich nachher eine rege, aber dennoch ruhige Aussprache; im Verlaufe derselben bekannten einige, daß sie, obwohl das erste mal in diesen Reihen, von dem Vorgebrachten äußerst sympathisch berührt seien und dem Vortragenden für seine Ausführungen zu großem Danke verpflichtet wären, und baten noch um besondere Aufklärungen, um die Theosophische Bewegung wirklich und näher kennen zu lernen. Besonders bemerkenswert ist, daß die Aussprache des Herrn Naturarzt Max Canitz dem Vortragenden nochmals Gelegenheit gab, ganz ausdrücklich auf die Unterscheidung von Theosophie, Theosophische Philosophie und die Theosophische Gesellschaft, als ganz verschiedene Faktoren, hinzuweisen und allen, die denselben irgend ein Interesse entgegenbringen, das Studium der vortrefflichen Schrift von Prof. Mitchell zu empfehlen, welche alles enthält, das in einem Vortrag gar nicht gebracht und auch nicht begriffen werden könne.



II. Tag. Sonntag, den 17. Mai 1914.

Geschäftliche Sitzung

abgehalten in den Gesellschaftsräumen des Zweiges Berlin.

Zu dieser rief Herr Raatz um 3/4 11 Uhr vormittags und las zur Einleitung einige Stellen aus „Licht auf den Weg" vor.

Punkt 1 und 2 der Tagesordnung. Herr Raatz, als Vorsitzender des Exekutiv-Komitees, eröffnete hierauf die XIX. Konvention und rief zur Wahl des Vorsitzenden und des Schriftführers der Konvention. Als ersterer wurde Herr John, Berlin, als letzterer Herr Köhler, Außig, vorgeschlagen, von der Konvention einstimmig gewählt. Von den beiden Herren wurde die Wahl dankend angenommen.

Herr John übernimmt den Vorsitz der Konvention.

Punkt 3 der Tagesordnung. Der Schriftführer verlas die Präsenzliste, derzufolge 34 Delegierte, von denen 6 über schriftliche Aufforderung außer der ihren 16 andere Stimmen vertraten, und 24 nicht stimmberechtigte Mitglieder anwesend waren; im ganzen sind also 58 Personen anwesend gewesen.

Hierauf verlas Herr Schoch die zur Konvention eingelaufenen und nachfolgend zum Teil wiedergegebenen Begrüßungsschreiben.

New-York, 5. Mai 1914.

An die deutschen Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft,
in Konvention versammelt.

Grüße!

Es bereitet mir die aufrichtigste Freude, dem einstimmigen Beschluß der Konvention der Theosophischen Gesellschaft nachzukommen, welche mich gebeten hat, auf Ihren sehr herzlichen und willkommenen Begrüßungsbrief ein passende Erwiderung zu senden.

Der Ton, der unsere Konvention beherrschte, war der Wert des Charakters. Wir schauten zurück auf eine Reihe von Perioden im Leben der Theosophischen Gesellschaft, während welcher die Theosophie angesehen wurde als, erstens, eine Sensation, dann ein Skandal, dann eine Sammlung von merkwürdigen Lehren, dann ein System der Philosophie. Wir haben jetzt die Empfindung, daß Theosophie ein Leben ist.

Mit diesem Gedanken in unserm Gemüt und Herzen scheint unsere Pflicht der Theosophischen Bewegung gegenüber zu sein, nicht so viel die mühevolle Arbeit der Propaganda, auch nicht die Verbreitung von Lehren, als das Leben des Theosophischen Lebens. In dem Grad, wie wir dieses tun, und nur in dem Grad, wie wir dieses tun, stärken wir in Wirklichkeit die Grundlagen der Bewegung. Wie von alters her: „Der Glaube ohne Werke ist tot."

Die Pflicht eines jeden von uns würde dann darin bestehen, als treue



Kinder der Theosophischen Bewegung zu suchen und zu forschen, in welcher Weise wir das Theosophische Leben besser leben können, da wir wissen, daß, wenn wir dies so gut wie es in unserer Kraft liegt tun, wir unsere ganze Pflicht der Theosophischen Gesellschaft gegenüber erfüllt haben werden.

Mit den aufrichtigsten und herzlichsten Grüßen der Konvention verbleibe ich

Brüderlichst Ihr

Charles Johnston,
Vorsitzender des Exekutiv-Komitees
der Theosophischen Gesellschaft.

An die Konvention der Theosophischen Gesellschaft in Deutschland!

Kameraden!

Darf ich Ihnen nochmals einige Begrüßungsworte und meine besten Wünsche für Ihre Konvention senden!

Seit vielen Jahren hat nun Ihre Arbeit in Deutschland mir — und auch vielen anderen — Ursache zur Dankbarkeit und Freude gegeben. Ich hoffe, daß diese Arbeit immer an Einheit, Brüderlichkeit, Liebe und Glaube zunehmen wird, denn hierdurch wird Ihnen sicher Freude zu teil werden. Diese Belohnung wird stets von den inneren Ebenen des Seins zu allen gesandt, deren Arbeit im wahren Geiste getan wird.

Auf immer Ihr treuer

Jasper Niemand.

An die zur Konvention versammelte Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft!

Die herzlichsten Grüße und aufrichtigsten Wünsche für ein glückliches und erfolgreiches Zusammensein!

Diese Konventionen, wie sie jedes Jahr stattfinden, sind passende Gelegenheiten, um die Arbeit der vergangenen zwölf Monate zu prüfen. Sie dienen als Wegweiser, welche den Pfad des Fortschrittes weisen. Wenn wir auch die Aufnahme von neuen Mitgliedern als Zeugnis des Lebens und der Kraft, welche die Gesellschaft belebt, als Zeugnis der Kraft, des Wachstums, welche jeder lebende Organismus besitzt, betrachten können, so ist es doch auch ratsam (und vielleicht auch besser), den Geist der brüderlichen Einheit zu prüfen, welcher das führende Licht sein sollte und unter welchem dieses Wachstum vor sich geht. In unserer Gesellschaft haben wir drei Zwecke, welche die Richtung angeben, in welcher unsere Vorsehung in die Seele und in das Bewußtsein des Menschen fortschreiten soll. Der erste und Haupt-Zweck ist aufbauend — die Bildung eines Kernes der allgemeinen Bruderschaft —. Der zweite ist kritisch, die Durchforschung der verschiedenen Religionen, welche der arischen Rasse gemein sind. In dieser Forschung aber versuchen wir, das Vereinigungsband zu entdecken, welches sie alle verbindet, und hierdurch arbeiten wir in Übereinstimmung mit dem ersten



Zwecke. Der dritte — die Erforschung der im Menschen verborgenen psychischen Kräfte — ist einfach analytisch. Als ein Teil unserer Tätigkeit ist dieser Zweck notwendig; unglücklicher Weise aber ist er auf Grund seiner Natur geneigt, unsere Aufmerksamkeit von dem wesentlichen Aufbaue unserer eigenen inneren Natur, vermittelst der wir den ersten Zweck und im geringen Maße den zweiten Zweck erreichen können, abzulenken.

Diese Konventionen bieten daher Gelegenheit, uns im Bande der Vereinigung zu begegnen. Wir können unsere gegenseitigen Anstrengungen sehen und sie schätzen, und wir können lernen, gegenseitige Kritik auszutilgen, indem wir alles Trennende durch das Aufgehen im gemeinschaftlichen Ziele, in der Förderung des theosophischen Ideals, bei Seite legen.

Es gibt viele Gesellschaften, welche verwandte Zwecke haben. Es gibt aber keine Gesellschaft, welche die ethischen, die intellektuellen und vor allem die moralischen Zwecke, welche wir besitzen, vereinigen.

Wir müssen äußerste Anstrengungen für das höchste Wohl anderer tun und wir sollten unser Selbst in allen Arten weise benützen, um die äußere Tätigkeit des Höheren Selbstes in der Welt zu fördern. Wir können dies nur durch das erreichen, was wir werden und was wir sind, nicht aber durch das, was wir äußerlich tun. Wenn wir dann auch das größte Wohl für möglichst viele Menschen durch den Vorgang der Selbsterziehung in Liebe zu einander erstreben, dann können wir die Worte Krishnas zu Arjuna in der Bhagavad Gita zum Ausdruck bringen: „Denk an mich und kämpfe!“ Wir können dann alles, was wir haben und was wir sind, auf den Altar des Herzens legen und das Licht, welches wir erhalten haben, anderen geben, weil wir es zu diesem Zwecke empfangen haben und nicht, um es zu eigenem Gebrauche und zu eigener Freude zurück zu behalten.

Indem ich nochmals meine aufrichtigsten Glückwünsche wiederhole, bin ich

in Treue und Bruderschaft

Ihr

A. Keightley,

Generalsekretär der British nationalen Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

Lieber Herr Raatz!

Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief und die Anzeige von Ihrer Konvention. Mrs. Graves und ich hatten den großen Wunsch, ihr beizuwohnen; es wird uns aber dieses Jahr nicht möglich sein, nach Berlin zu kommen; außerdem wird unsere Konvention am 17. Mai stattfinden. Im nächsten Jahre, wenn Ihre Konvention nicht mit der unsrigen zusammenfällt, hoffe ich, daß wir ihr werden beiwohnen können.

Im vergangenen Jahre haben wir einen Zweig der T. G. in Norfolk bekommen, und dieser hat uns viel Freude bereitet. Ich bin gebeten worden, an die Konvention der deutschen Zweige die herzlichsten Grüße von unserem



Norfolk-Zweige zu senden. Unser Zweig ist klein, er besteht aus Mrs. Graves, ihrem ältesten Sohne, meiner Tochter, einem gemeinsamen Freunde und mir selbst. Unsere Mitglieder aber besitzen großen Eifer und Ergebung, und ich hoffe, daß wir mit der Zeit an Zahl zunehmen werden.

Wie Sie wissen, hat unsere T. G. in England nicht viele Mitglieder. Zuweilen ist man geneigt entmutigt zu sein und zu denken, daß unser Fortschritt langsam und unser Einfluß nicht sehr groß ist. Dann sollten wir, glaube ich, bedenken, daß es nicht die Zahl ist, welche den Wert ausmacht, sondern die Ergebung; es gilt nur das, was wir sind, und nicht, was wir sagen oder tun.

Unsere Worte und Taten sind oft arm und unwirksam, aber die Kraft eines selbstlosen, reinen Lebens, das nur dem Meister gewidmet wird, ist endlos und muß nicht alle, mit denen es in Berührung kommt, beeinflussen, sondern viele, welche sich dessen gar nicht bewußt sind.

Die T. G. in der ganzen Welt besteht nur aus einer Handvoll Männer und Frauen; man kann kaum glauben, daß sie überhaupt einen Wert besitzt; wenn sie aber ihren Zielen und Idealen treu bleibt, wird sie zweifellos der Sauerteig sein, „welcher die ganze Masse belebt". Wir müssen alle unaufhörlich streben, daß sie dies wirklich wird. Wir werden mit großem Interesse und Liebe an unsere Kameraden in Berlin während der Konvention denken und wir hoffen, daß sie erfolgreich und mit dem Geiste der Harmonie und Bruderschaft erfüllt sein wird.

Ich schreibe im Namen des ganzen Norfolk-Zweiges. Mrs. Graves hat mich gebeten zu sagen, daß ihre Grüße in denen des Zweiges eingeschlossen sind.

Indem ich nochmals an Ihre Konvention brüderliche Grüße sende und ihr Erfolg wünsche,

verbleibe ich

aufrichtig die Ihre

Espoir Bagnell.

Allen zur Konvention versammelten Mitgliedern der deutschen Zweige der Theosophischen Gesellschaft senden wir Mitglieder des Zweiges Neusalz die herzlichsten Grüße.

Auch dieses Jahr ist es uns leider nicht vergönnt, persönlich teil haben zu können an der gemeinsamen Arbeit und dem Gedankenaustausche dieser Tage. Aber die Freudigkeit des gemeinschaftlichen Wirkens und des Wiedersehens fühlen wir auch hier mit, sodaß ein Gefühl des Ausgeschlossenseins dennoch nicht in uns aufkommt. Unsere Gedanken und Herzen sind mit Ihnen allen und wir hoffen, daß unsere so bescheidene und kaum merkbare Mitarbeit uns schließlich doch Ihnen allen nahe bringt.

Mit vielen guten Wünschen namens der hiesigen und auswärtigen Zweigmitglieder

grüßt Sie alle herzlichst

Ihre

Helene Frink.



Sehr geehrter und lieber Herr **Raatz**!

Als Präsident von der Theosophischen Gesellschaft ersuche ich Sie, unsere herzlichsten Gratulationen zur heutigen Versammlung an alle Anwesende darzubringen. Wir denken oft an die schönen Abende in Ihrem sympathischen Kreise, und wir wünschen alle das Beste für Ihr schönes Werk. Wir sind mit unserem ganzen Herzen und unserer ganzen Seele noch immer bei Ihnen allen.

Beste Grüße allen
von Ihren Freunden
Marie und Betsy Wyers.

Wiederum ist ein Arbeitsjahr verflossen und die Delegierten der Zweige finden sich zu einer Konvention zusammen, um sich die gemachten Erfahrungen der äußeren und inneren Arbeit der Zweige mitzuteilen und sich für neue Anstrengungen zu ermutigen und etwas von der Freude und Harmonie, durch die sich diese Konventionen auszeichnen, den Freunden in der Heimat, denen es nicht vergönnt ist, persönlich daran teilzunehmen, zu übermitteln.

Das verflossene Jahr brachte uns auch nach außen hin einen kleinen Erfolg. Unser Zweig vermehrte sich um zwei neue Mitglieder. Zwei Mitglieder verzogen nach außerhalb, sodaß unser Zweig elf Seelen zählt. An unseren öffentlichen Abenden kamen in der Hauptsache Artikel von H. P. Blavatsky, W. Q. Judge und solche aus dem „Theosophischen Leben" zur Vorlesung, Artikel, welche sich weniger mit den Lehren als vielmehr mit der esoterischen Seite der Lehren, mit wahrem Okkultismus und mit dem Meister Christus beschäftigten.

Unsere Abende waren auch immer aufbauend und harmonisch und wir glauben annehmen zu dürfen, daß unsere Arbeit eine segensreiche war.

Unsere Bibliothek wurde auch rege in Anspruch genommen und durch freiwillige Schenkungen um 60 Bände vermehrt, sodaß unsere Bibliothek jetzt 230 Bücher umfaßt.

Den zur Konvention versammelten Freunden senden wir unsere brüderlichsten Grüße und wünschen ihren Beratungen viel Glück und Segen zum Wohle aller.

Theosophische Gesellschaft „Zweig Suhl".

Herr **Raatz** hebt nochmals hervor, daß die britischen Zweige ebenfalls heute ihre Konvention abhalten, und er bittet die Mitglieder, für einige Minuten an unsere britischen Brüder und ihre Zusammenkunft zu denken und zur Begrüßung und Ehrung dieser Konvention sich von den Plätzen zu erheben.

Bericht des Sekretärs der „Vereinigung"
für das Geschäftsjahr 1913/14.

Meinen Bericht über das verflossene Jahr kann ich kurz fassen. Aber obgleich ich nicht viel zu berichten habe, so kann ich doch nichts anderes als nur Gutes über unsere Tätigkeit sagen.



Ich denke, gleich mir werden Sie alle die Empfindung haben, daß die ganze Theosophische Gesellschaft, natürlich auch unsere „Vereinigung" als ein Teil derselben, immer mehr und mehr die Prinzipien erkennt und verwirklicht, welche H. P. B. und andere bei Gründung derselben im Auge gehabt haben. Immer mehr und deutlicher erkennen wir, daß und inwiefern die „Theos. Ges." der Kern einer allgemeinen Bruderschaft ist. Die Freiheit des Denkens und des Handelns ist jedem Mitglied und jedem Zweige gewährleistet durch dieses Prinzip der T. G., ohne durch diese Handlungen der Bruderschaft oder der Zweig-Bruderschaft verlustig zu gehen. Je mehr Bruderschaft wir ausüben, desto stärker und lebhafter wird unsere Bewegung.

Es kann wohl gesagt werden, daß das Wachstum der Zweige unserer Vereinigung in die Tiefe gegangen ist, weniger in die Breite; wir haben mehr Fortschritte gemacht in der Erkenntnis des Lebens, als Fortschritte in dem Wachstum der Zahl unserer Mitglieder! — — —

Unser Mitgliederstand ist folgender:

Zweig	Berlin	113	Mitglieder
„	München	25	„
„	Flensburg	23	„
„	Suhl	11	„
„	Neusalz	6	„
„	Außig	8	„
		186	Mitglieder

Außer diesen Zweigen haben wir zwei theosophische Zentren, welche aktiv sind, und mit der Absicht umgehen, sich zu Zweigen zu formieren.

Bezüglich des Organes unserer „Vereinigung", dem

„Theosophischen Leben"

ist folgendes zu berichten:

Zunächst möchte ich namens dieser Zeitschrift den Dank aussprechen allen denen, welche durch freundliche literarische und finanzielle Unterstützung es in seinem Bestehen und seiner Tätigkeit gefördert haben. Insonderheit möchte ich auch der Redaktion des „Quarterly" danken, welche dem „Theosoph. Leben" das alleinige Übersetzungsrecht seiner Artikel in die deutsche Sprache gegeben hat.

Seit vorigem Jahr erscheint unser Organ als Vierteljahrsschrift, ebenso wie das Organ der ganzen „Theosophischen Gesellschaft". Die Erfahrungen, welche wir hiermit gemacht haben, sind äußerst günstige. Wir haben sehr viele Anerkennungen erhalten. Nur ein Leser war hiermit nicht zufrieden, denn es tat ihm leid, nun nicht mehr die monatliche Anregung haben zu können, ein Vierteljahr zu warten erschien ihm etwas lang.

Aber auch bezüglich des Inhaltes von Theosophisches Leben haben wir von allen Seiten Dank und Anerkennungen erhalten. Dieser Dank gebührt aber naturgemäß mehr dem „Quarterly", aus dem wir so viele vorzügliche Übersetzungen haben bringen können.



Bemerkenswert ist aber auch noch folgende Tatsache: Auf der letzten Konvention wurde das Abonnement für sieben Exemplare vom Theosophischen Leben bewilligt, welche an die Bibliotheken von Universitäten versandt werden sollten. Unsere diesbezüglichen Anfragen bei den Universitäten fanden großen Beifall; nicht sieben, sondern 15 Universitäten nahmen unser Angebot an, so daß wir also noch weitere 8 Gratis-Abonnements versandt haben, die teils von anderer Seite bezahlt wurden. Erfreulich ist es auch, zu beobachten, daß unser Organ in den Lesehallen der Universitäten wirklich gelesen wird, denn wenn einmal eine Nummer sich verspätete, so wurde sie bald reklamiert.

Meines Erachtens ist der Nutzen und der geistige Segen, der durch diese Abonnements seitens der Universitäten erlangt werden kann, ein ungeheurer, denn wie viele unserer heranwachsenden, intellektuell sich bildenden Jugend lesen diese Artikel und werden durch dieselben geistig beeinflußt; manches Samenkorn wird hierdurch gesäet, das in späteren Jahren aufgehen wird.

Das Exekutiv-Komitee

ist im vergangenen Jahre einmal in Tätigkeit getreten, und zwar um Beschluß zu fassen bezügl. der Herausgabe der vom Prof. H. B. Mitchell verfaßten Propaganda-Broschüre:

„Die Theosophische Gesellschaft und die Theosophie".

Die Herausgabe ist beschlossen, und das Übersetzungsrecht in deutsche Sprache ist uns von Prof. Mitchell übertragen worden. Und dank der Opferwilligkeit der Zweige unserer „Vereinigung" ist es auch möglich gewesen, die ziemlich umfangreiche Broschüre zum Preise von 25 Pf. abzugeben.

Eine solche Schrift fehlte uns bisher, und nach meinem Dafürhalten ist seit Gründung der Theosophischen Gesellschaft keine Schrift erschienen, welche in dieser klaren und deutlichen Weise auf das Prinzip der Gesellschaft hinweist, auf den Geist der T. G. und auf die „theosophische Methode". Diese Schrift gibt den Schlüssel zum Verständnis der Geschichte der „T. G.", zeigt, warum die verschiedenen Krisen entstanden sind und entstehen mußten (nämlich durch Verletzung des Prinzipes der T. G.) und sie zeigt was und wo die wirkliche „Theosophische Gesellschaft" ist, zum Unterschied von den vielen Organisationen, welche sich auch als „Theosoph. Gesellsch." bezeichnen. Wenn also in dieser Beziehung Fragen an uns gestellt werden, wie z. B.: Warum angeblich so viele Theosophische Gesellschaften bestehen, woher die Zersplitterung komme, warum wir uns (angeblich) von der Besant-Gesellschaft getrennt haben sollen (während doch umgekehrt diese sich von der „T. G." getrennt hat), dann brauchen wir nur auf die Broschüre von Prof. Mitchell hinzuweisen, denn es ist unmöglich, mündlich und in kurzen Worten die Auskunft zu erteilen, die jene Broschüre zu geben vermag.

Aber diese Broschüre ist nicht nur für Propaganda oder für Nichtmitglieder berechnet, sondern erst recht auch für uns, für Mitglieder der T. G. Mögen wir alle den Inhalt derselben recht sehr beherzigen und auch



im kommenden Jahre wachsen und zunehmen in der Erkenntnis des Geistes der Theosophischen Gesellschaft und in der Erkenntnis der theosophischen Methode, d. h. in der Verwirklichung der allgemeinen Menschen-Bruderschaft.

Paul Raatz.

Bericht des Schatzmeisters.

Der Bericht desselben ist sehr günstig.

Bestandvortrag	M. 306,53
Beiträge zur 18. Konvention München	„ 114,50
„ „ 19. „ Berlin	„ 8,—
Jahresbeiträge der Zweige	„ 281,—
Einnahmen für Porto des Quarterly	„ 31,—
Verkauf von Flugblättern	„ 1,50
	M. 742,53
Auslagen zur 18. Konvention	M. 180,50
„ „ 19. „	„ 151,75
Beiträge zur Muttergesellschaft 30 $	„ 126.75
Beitrag für Theosophisches Leben	„ 125.—
Universitätsabonnements	„ 35.—
Porto für Quarterly	„ 50.70
Verwaltungskosten	„ 44.80
Bestand	„ 28.03
	M. 742.53

Außerdem besteht noch ein Reisefonds in der Höhe von M. 39.20, der seit 1911 unbenutzt blieb.

Herr John schlägt nun vor, den Reisefonds aufzulassen, da derselbe nicht benutzt würde.

Herr Kolb fragt, ob es nicht möglich wäre, daß Herr Raatz den Vortrag, der sehr ausgezeichnet sei und übrigens für München aktuell wäre, in München hielte und schlägt vor, den Reisefonds in diesem Falle wieder anzugreifen.

Herr Zerndt bekräftigt diese Meinung und bittet den Reisefonds auf keinen Fall aufzulassen.

Herr Stoll weist darauf hin, daß Herr Raatz, soweit es ihm im Einklang mit seinen sonstigen Pflichten möglich ist, sicherlich gern bereit sein wird, diesen Vortrag auch anderweitig zu halten, wenn die Zeit hierfür günstig erachtet werden wird. In diesem Falle könnte dann der Reisefonds hierzu benützt werden.

Die Herren Buhmann und Boldt erwähnen, daß der Aufsatz des



Herrn Raatz doch sicherlich im Theos. Leben erscheinen wird und daß so jedem Zweig Gelegenheit gegeben werden wird, diesen Aufsatz vorzulesen.

Frau Raatz gibt zur Erklärung des Umstandes, daß der Reisefonds seit 1911 unbenutzt blieb, bekannt, daß die von Berliner Mitgliedern unternommenen Reisen jedesmal von privater Seite unterstützt wurden.

Der mehrfach unterstützte Antrag auf Weiterführung des Reisefonds wird einstimmig angenommen.

Hierauf erstatten die Revisoren Bethge und Dannhauser Bericht von der ordnungsgemäßen Führung der Kasse der Vereinigung durch Herrn John und bitten zugleich, diesem Herrn die Entlastung zu erteilen. Die Konvention erteilt diese einstimmig und dankt Herrn John für seine Arbeit.

Berichte der Zweiggesellschaften.

Herr Buhmann, der in Vertretung des Zweiges Flensburg erschienen war, erstattete den Bericht und gab vor allem seiner Freude darüber Ausdruck, daß es ihm vergönnt sei, diesmal wieder an der Konvention teilnehmen zu können. Er dankte für die besondere Gastfreundschaft seiner Berliner Freunde, die er als einen großen Beweis der Sympathie und Liebe nicht nur für seine Person, sondern für alle jene ansehe, in deren Namen er heute hier weile. Er überbrachte die herzlichsten Grüße von allen Mitgliedern aus dem hohen Norden.

Dann berichtete er Folgendes:

Unser Kreis ist nicht groß. Wir zählen 23 Mitglieder. Immerhin sind wir recht erfreut, wenn wir sehen, daß die T. G. im allgemeinen nicht zu viel Mitglieder aufzuweisen hat, da es ja verhältnismäßig wenige Menschen gibt, die sich völlig und ganz zu diesem hohen Ideale bekennen. Das letzte Jahr traten uns sieben Mitglieder bei, von denen vier wiederum ausgetreten sind. Im Sommer stellen wir unsere äußere Arbeit ein, wogegen im Herbst das Bedürfnis zur Wiederaufnahme der Arbeit erwacht. Unsere sämtlichen öffentlichen Abende waren gut besucht, und wir meinten immer feststellen zu können, daß ein Abend schöner als der vorangegangene war. Wir hatten Gäste verschiedenster Anschauung und Glaubensrichtung und es ist besonders hervorhebenswert, daß uns selbst Materialisten immer wieder besuchten und erklärten, daß sie sich bei uns als Menschen so wohl fühlten und ihr Gefühl der Dankbarkeit uns gegenüber auch zum Ausdrucke brachten. Was die Art unserer Arbeit anbelangt, so legen wir ein großes Gewicht darauf, Anschluß mit den christlichen und religiösen Kreisen zu suchen. Die Anfänge hierzu wurden schon vor einigen Jahren gemacht. Es ist bemerkenswert, daß in unserer Stadt Gesellschaften in Erscheinung traten, die aufgebaut auf einem Grundsatze der T. G.: auf Duldsamkeit, einen gemeinnützigen



Zweck verfolgten. Die Arbeit derselben war allen Menschen, ohne Rücksicht auf Gesellschaft, Stellung etc., gewidmet. An dieser Arbeit nahmen unsere Mitglieder teil, und es ist erfreulich, daß sich die Beziehungen zu denselben immer inniger gestalten. Es ist weiter erfreulich, daß Vertreter der christlichen Kirche auch an unseren Zusammenkünften teilnahmen. Ein besonders interessantes Kapitel gab das Studium der buddhistischen Religion ab, die von den christlichen Theologen bekanntlich nicht so hoch als die christliche Religion eingeschätzt wird. Es war interessant, die Ansichten der betreffenden Theologen hierüber zu erfahren, und noch bemerkenswerter, daß dieselben — vielleicht auf Grund unserer Haltung — bereitwilligst unsere Ansichten hierüber anhörten, wobei besonders das Karmagesetz eingehend bearbeitet wurde, daß besonders einer derselben auch seinen Dank uns gegenüber abstattete für die neuen Anregungen und neuen Ansichten. Des weiteren nahmen einige Mitglieder an der Gemeindearbeit lebhaften Anteil und so wurde ich (Buhmann) besonders aufgefordert, einen Vortrag in einem Lehrlingsheim zu halten. Die Notiz hierüber wurde in einer Zeitung veröffentlicht, worauf ein Pastor an mich mit der Bitte herantrat, diesen Vortrag auch in zwei anderen Jugendheimen abzuhalten. Es ist beachtenswert, daß dies derselbe Pastor war, der noch vor zwei Jahren vor der T. G. gewarnt hatte.

Zweig München.

Herr Kolb gibt den Bericht und schildert zuerst anschaulich das Leben des Zweiges. Er vergleicht dasselbe mit einer Bergwanderung, die über mancherlei beschwerliche und steile Wege mit Hindernissen führt, die aber von denen, die sich zu derselben entschlossen, unentwegt mit frischem Mute und frohem Herzen überwunden werden müssen, von denen die Mut- und Kraftvollsten zugleich auch denen, die auf der gleichen Wanderung zu erlahmen beginnen, Mut und Kraft zum Überwinden einflößen sollen. Trotz mannigfacher Hindernisse, die sich dem Zweigleben entgegenstellten, gesellten sich das vergangene Jahr wiederum einige neue Mitglieder dazu, sodaß wir jetzt 25 Mitglieder zählen. Die Tätigkeit nach außen hin ist geregelt. Die Mitglieder arbeiteten ihre Themen selbst aus. Auch Gäste hielten Vorträge. Bemerkenswert ist, daß gerade bei Behandlung von ernsten und tiefen Themen weniger Besucher an denselben teilnahmen. Die Beteiligung an den öffentlichen Sonntagsabenden war durchaus befriedigend. Merkwürdig ist, daß in jedem Jahre verschiedene Gäste kamen, die eine andere Richtung und bessere Wege ihnen weisen zu müssen glaubten. Obwohl sie ihnen Gehör schenkten, so hielten sie sich im wesentlichen doch an die Landkarte der älteren Brüder und nach dem Kompaß im eigenen Innern, den die Weisheit selbst in alle Herzen gegeben, der untrüglich ist und jeden, der ihn beachtet, mit Sicherheit über Untiefen und Klüften des



Lebens hinwegführt, sofern er nur Auge und Herz vom Nebel des Weges frei hielt.

Zweig Außig.

Entgegen der Gepflogenheit im vergangenen Jahre haben wir heuer unsere ganze Arbeit auf den Mittwoch verlegt und halten öffentliche Abende und Mitglieder-Abende. Der Arbeit in den öffentlichen Abenden haben wir ein Programm zugrunde gelegt, das sich der Hauptsache nach mit dem „Westlichen Avatar" beschäftigt. Neben diesem studierten wir Mitchells Artikel, der allseits als vortrefflich empfunden wurde.

Unsere Mitarbeiter waren wiederum dieselben. Die Abende brachten nicht nur einige Erweiterungen des Verständnisses, sondern auch eine Vertiefung des Empfindens und des Lebens; und den Mitgliedern wurde ihr Wunsch, Arbeit voll Liebe und Kraft für den Meister zu tun, dadurch noch verstärkt. Wir sind des Dankes voll für die Kraft, die Gnade, die uns durch solche Arbeit zuteil wird.

Unser Zweig zählt jetzt sieben Mitglieder. Doch sind bereits zwei unserer Gäste mit dem Ansuchen um Mitgliedschaft an uns herangetreten. Wir wünschen ihnen vom ganzen Herzen den Segen ihres Entschlusses.

Zweig Suhl.

Herr Raatz verliest den Bericht, den wir bereits unter den Begrüßungsschreiben wiedergegeben haben.

Zweig Berlin.

In einem großen Zweig ist es nicht so leicht, die Wirkungen einer Arbeit festzustellen. Wir können nicht immer wissen, welche Wirkungen unsere Arbeit hat, weil sie sich nicht immer offenbart. Doch wo Arbeit aus dem reinen Beweggrunde getan wird, überhaupt Arbeit für den Meister zu tun, an seiner Arbeit teilzunehmen, da wird die direkte Führung des Meisters einsetzen, um mehr Erfolg auf der inneren Ebene hervorzurufen.

Das vorige Arbeitsjahr war dem Anschein nach ein recht erfreuliches, denn die öffentlichen Abende, an denen teils freie Vorträge gehalten, teils Vorlesungen guter Artikel meistens aus dem „Theos. Quarterly" geboten wurden, waren gut besucht, die Stimmung an diesen Abenden harmonisch und die Aussprache überwiegend positiv. Allerdings wäre es noch wünschenswert, wenn aus dem Publikum mehr Redner als bisher sprechen würden; die Freudigkeit aber, mit der viele Mitglieder für das Positive, Vereinende zu sprechen bemüht sind, ist ein erfreuliches Zeichen. Die Studienabende, an denen die Briefe des Apostels Paulus gelesen wurden, waren weniger besucht als die Studienabende des vorigen Jahres, waren aber, wenn auch naturgemäß nicht so stark nach innen und oben führend, wie das Studium des Evangeliums nach Johannes, dennoch sehr anregend, erbauend und lehrreich. Wir hatten Gelegenheit, unsere Unterscheidungskraft zu üben im Versuche, Teile, die anschei-



nend nicht von dem Apostel herstammen, von dem Echten, Gehaltvollen zu trennen, wozu wir ja an den Arbeiten von Mr. Johnston und an der theosophischen Philosophie, die viele Mitglieder hochschätzen, eine kräftige Hilfe hatten.

Die Mitgliederliste zeigt 112 Mitglieder auf; mehrere, die ihren Verpflichtungen leider nicht nachkamen, noch Interesse für die Bewegung zeigten, mußten gestrichen werden.

Die freiwilligen Mitarbeiter, die aus dem „Quarterly" Artikel übersetzten oder eigene Artikel schrieben, haben damit dem Zweige gute Dienste geleistet.

Mögen die Meister, an die viele von uns glauben, helfen, den Geist der selbstlosen Hingabe für das Wohl anderer in uns wachsen zu lassen, damit wahre theosophische Arbeit geleistet werden kann. Wir wollen uns nach besten Kräften anstrengen, unser Teil dazu beizutragen.

S. Weiß, Schriftführer.

Sämtliche Berichte fanden großen Beifall. Um nicht allzuviel Raum einzunehmen, habe ich die langen Berichte gekürzt wiedergegeben. Der Vorsitzende dankt allen hierfür und gibt sein Empfinden zum Ausdruck, daß über der Arbeit der Zweige die Hand des Meisters gewaltet habe. Wenn es auch Herrn Buhmann am besten gelungen ist, die Vorgänge und Wirkungen der Arbeit seines Zweiges zu schildern, so hätte doch jeder Zweig seine eigenen Erfahrungen gekleidet in die ihm eigentümliche Darstellung. Jedenfalls ist es in Deutschland gut mit unserer Arbeit bestellt und wir dürfen auf ein weiteres Wachsen hoffen.

Hierauf wird auf Anregung des Herrn Raatz eine Pause von zehn Minuten beschlossen. Nach deren Ablauf ruft der Vorsitzende wieder zur Arbeit.

Herr Raatz als Vorsitzender des Exekutiv-Komitees legt die Funktion desselben in den Schoß der Konvention.

Herr Stoll hebt hervor, daß Herr Raatz den Löwenanteil an der Arbeit des Exekutiv-Komitees hatte und bittet die Konvention, ihm den Dank durch Erheben von den Plätzen abzustatten.

Herr Schoch macht den Vorschlag, das Exekutiv-Komitee en bloc wiederzuwählen.

Herr Stoll und Herr Weiß unterstützen den Antrag.

Das Exekutiv-Komitee wird von der Konvention einstimmig wiedergewählt und besteht aus den Herren:

Paul Raatz,
Ernst John,
Eggert Buhmann,
Max Kolb,



Wilh. Schilling,
Herm. Zerndt,
Frau Helene Frink.

Auf Anregung des Herrn Boldt, unterstützt von Herrn Stoll, werden Herr Raatz zum Sekretär, Herr John zum Schatzmeister der „Vereinigung“ wiedergewählt.

Auf Anregung des Herrn Zerndt werden die Herren Schoch und Walther von der Konvention einstimmig als Revisoren gewählt und wird die Wahl von beiden Herren angenommen.

Verschiedene Anträge.

Herr Weiß stellt den Antrag, dem T. L. wie alljährlich auch diesmal eine Unterstützung zukommen zu lassen und zwar schlägt er hierfür einen Betrag von M. 125.— vor. Er berichtet ferner, daß das T. L. auf den Universitäten sehr gerne gelesen wird und daß auf diese Weise ein weitgehender Einfluß unserer Methode und unserer Ideen auf das Denken der Welt gewährleistet wird. Er schlägt darum vor, außer den bereits voriges Jahr von der Konvention bewilligten sieben Exemplaren T. L. weitere 8, zusammen also 15 Exemplare zu bewilligen, sodaß das T. L. auf fast jeder deutschen Universität aufliegen könne. Herr John äußert sich, daß dies allerdings eine allzugroße Belastung der Kasse der Vereinigung wäre, was Herr Raatz unterstützt und meint, daß die fehlenden Exemplare, die bisher vom Herausgeber selbst gedeckt wurden, von den gezeichneten Probe-Abonnements genommen werden könnten.

Herr Stoll schlägt nun vor, den Mittelweg einzuschlagen und zehn Exemplare zu bewilligen.

Die Abstimmung obiger Anträge ergibt die einstimmige Annahme; demnach M. 125.— für T. L. und M. 50.— für Universitäts-Abonnements, zusammen M. 175.—.

Zur Ortsfrage der nächsten Konvention bemerkt Herr Stoll, daß Herr Buhmann ob der Möglichkeit, diese in Flensburg abzuhalten, unter den Flensburger Mitgliedern vorgehört habe, und meint, daß diese sicherlich alles aufbieten würden, um das Arrangement für eine gut zu verlaufende Konvention zu treffen. Herr Boldt erwähnt, daß hierdurch den britischen Mitgliedern auch einmal Gelegenheit gegeben würde, einer deutschen Konvention beizuwohnen. Herr Weiß wünscht in Erwägung zu ziehen, ob es nicht besser wäre, wiederum München zu wählen, worauf die anwesenden Münchener Mitglieder erklären, daß es sicherlich auch ihnen möglich



sein wird, nach Flensburg zu kommen. Herr John beendet die Aussprache über diese Frage mit dem Hinweis, daß die endgültige Beschlußfassung dem Exekutiv-Komitee überlassen bleibe. Herr Raatz bringt noch den Wunsch des Zweiges Suhl zum Ausdruck, die Konvention nicht immer um diese Zeit abzuhalten, sondern entweder zu Ostern oder im Sommer, um den dortigen Mitgliedern die Beteiligung an der Konvention möglich zu machen.

Die vorgebrachten Wünsche werden zur Kenntnis genommen, um vom Exekutiv-Komittee bei den diesbezügl. Beschlußfassungen gegebenenfalls berücksichtigt zu werden.

Als Abschluß wurde die Proklamation vorgelesen und hierauf die Konvention vom Vorsitzenden geschlossen.

Othmar Köhler.

Protokoll der Generalversammlung vom Zweig Berlin der Theosophischen Gesellschaft, am 28. März 1914.

Der Vorsitzende, Herr Raatz, eröffnete die Versammlung durch eine kurze Vorlesung. Dann wurde Herr O. Stoll zum Leiter und Herr Weiß zum Schriftführer der Versammlung gewählt. Laut der vorgelesenen Präsenzliste waren 42 Mitglieder anwesend, die 70 Stimmen vertraten.

Der Bericht des Schriftführers, Herrn Weiß, lautete in den Hauptpunkten:

„Vom vorigen Arbeitsjahr ist, soweit ich es beurteilen kann, nur Erfreuliches zu melden. Unsere Abende waren von Gästen und auch von Mitgliedern gut besucht. Der Besuch dieser Abende ist für manches Mitglied mit ziemlichen Opfern verbunden, da in unserer Stadt die Entfernungen so groß sind und die vielerlei Pflichten für so manchen wenig Zeit übrig lassen. Wenn wir Mitglieder nun einen Teil dieser Zeit zur theosophischen Arbeit verwendeten, so ist dies ein Zeichen, daß wir unsere Erholung gerade darin fanden. Sicherlich ist die Anwesenheit eines jeden Mitgliedes eine Kraftzusteuer, ob es sich schweigsam, aber innerlich teilnahmsvoll verhält oder auch durch die Rede die Arbeit fördert.

Leider waren die Studienabende, an denen die Briefe des Apostels Paulus studiert wurden, nicht so gut besucht als die früheren Studienabende, als wir das Johannis-Evangelium studierten. Es mag sein, daß das frühere Studienthema anziehender war.

Wir haben jetzt 113 Mitglieder. Mehrere Mitglieder, die kein Interesse für die Gesellschaft zeigten, ihre Beiträge lange Zeit nicht leisteten, ohne sich zu entschuldigen, mußten gestrichen werden. Neu eingetreten sind 8 Mitglieder. Möge der Segen der Meister im künftigen Jahre auf der Arbeit des Zweiges ruhen!"



Bericht des Schatzmeisters, Herr Stoll:

Einnahmen: Bestand, Beiträge, Büchse, Gesundheitszentrale (Rabattmarken), Zinsen	. . . .	Mk. 1780,82
Ausgaben: Miete, Reinigung, Beleuchtung, Unterstützungen, Anschaffungen, Drucksachen, Porto, Säulenanschläge, Diverses	. . . .	Mk. 1286,11
	Bleibt ein Kassenbestand von	Mk. 494,71

Herr Stoll bedauerte, daß von der Gesundheitszentrale viel weniger als im Vorjahre gekauft wurde und 70 Mk. weniger für die Rabattmarken eingingen.

Die Herren Walzer und Walther wurden zu Revisoren der Bibliothekskasse gewählt. Nach Prüfung und Richtigbefund der Kasse durch diese Herren wurde dem Bibliothekar Decharge erteilt. Herr Raatz gab die Anregung, in die Bibliothek Schriften alter Autoren und alter Mystiker aufzunehmen.

Der Vorstand des vorigen Jahres wurde en bloc wiedergewählt, und zwar:

I. Vorsitzender	Herr	Paul Raatz,
II. „	„	Ernst John,
I. Kassierer	„	Oskar Stoll,
II. „	„	Karl Walzer,
I. Schriftführer	„	Sandor Weiß,
II. „	Frau	Dora Raatz,
Bibliothekar	Herr	Leopold Corvinus.

Zu Delegierten für die Konvention der Theosophischen Gesellschaft in New-York und gleichzeitig für die Konvention der Vereinigung Deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft in Berlin wurden 37 anwesende Mitglieder gewählt.

Herr Raatz unterbreitete sodann einen neuen Statutenentwurf des Zweiges, aus dem die Stellung des Zweiges der Theosophischen Gesellschaft wie der Vereinigung Deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft gegenüber klar hervorgeht. Ein neuer Paragraph des Entwurfes ermächtigt den Vorstand, Mitglieder, die sechs Monate lang ihre Beitragszahlung versäumen, ohne sich zu entschuldigen, von der Liste zu streichen, in der Annahme, daß die Mitglieder durch ihr Verhalten eine solche Streichung selbst wünschen.

Ein anderer neuer Paragraph fordert, daß Anträge zur Abänderung der Statuten dem Vorstande vier Wochen vor der Generalversammlung schriftlich angezeigt werden müssen.

Die freie Benutzung der Bibliothek ist neuen Mitgliedern jetzt schon nach dreimonatlicher Mitgliedschaft gestattet.

Die Paragraphen wurden einzeln besprochen und angenommen.

Herr Weiß bat bei dieser Gelegenheit die Mitglieder, sie mögen die Freundlichkeit haben, ihre Wohnungsveränderungen dem Vorstande schrift-



lich mitzuteilen, damit die Benachrichtigungen und sonstige Mitteilungen richtig adressiert werden können.

Die Versammlung nahm einen Antrag auf Unterstützung von „Theosophisches Leben“, dem Organ der Vereinigung, mit 100 Mk. an.

Frau Raatz machte die angenehme Mitteilung, daß mit Hilfe der Unterstützungen und Propagandaabonnements der Mitglieder „Theosophisches Leben“ sich jetzt erhalten kann und auch außerhalb des Mitgliederkreises gelesen wird. Herr Raatz machte darauf aufmerksam, daß diese Popularität ganz besonders den Artikeln aus dem „Theosophical Quarterly“ zu verdanken sei, dessen Redaktion das ausschließliche Übersetzungsrecht seiner Artikel dem „Theosophischen Leben“ verliehen hat.

Sandor Weiß.

Quittungen.

Seit dem 1. April gingen folgende Beiträge ein:

Zweig Berlin: Mk. 63,–; Mk. 36,–; Zweig München: Mk. 20,–; Zweig Suhl: Mk. 11,–.

Für die XIX. Konvention: Zweig Berlin: Mk. 40,–; Zweig München: Mk. 30,–; Zweig Suhl: Mk. 30,–; P. B.: Mk. 50,–; Herr Bilipp: Mk. 3,–; Frl. Schnieber: Mk. 5,–; Frau M. B.: Mk. 1,–; Herr Prof. Rg.: Mk. 1,–; Frl. Ribbeck: Mk. 1,–; Frl. Miemitz: Mk. 1,–; Herr Schmidt (Finsterw.): Mk. 1,50; Frau Wwe. Stoll: Mk. 1,–; Frl. Bittkau: Mk. 1,–.

Für „Theosophical Quarterly“: à Mk. 1,–: Herr v. Jaentsch, Herr R. Walther, die Herren Geiger, Schilling, Walzer, Baader, Malinka, Weber, Ihrke, John, Bethge, Stoll, Weiß, Löwenstein, Schoch, Vollberg, Raatz, Buhmann, Fröhlich, Levi, Wiederhold, Borchardt, Scheerer, Büttner, Corvinus, K. Kolb (Mk. 2,–). Ferner Frau Kündiger, Frl. Dietsch, Frl. Wollenberg, Frl. Wieser, Frl. Walter (Posen), Frl. L. Corvinus, Frl. Fr. Corvinus, Frl. Roschkaln. Ferner Zweig Berlin.

Mit bestem Dank quittiert

der Schatzmeister Ernst John, Berlin-Lankwitz,
Kaiser Wilhelm-Str. 122.

Unterstützungsfonds für „Theosophisches Leben“.

Gottfr. S. Mk. 2,–, Frl. J. A. Mk. 6,50, E. J. Mk. 5,–, Frl. M. B. Mk. 2,–, Andr. F. Mk. 2,–, Frl. Schn. Mk. 2,50, Frl. C. M. Mk. 5,–, Frl. El. R. Mk. 2,30, Frau E. Schn. Mk. 5,–, Fr. K. Mk. 1,–, T. G., Berlin Mk. 100,–, P. V. Mk. 5,–, Vereinigung d. Z. Mk. 175,–, P. B. Mk. 100,–, O. B. Mk. 10,–.



Druck von E. R. Herr[illegible] in Meerane i. S.



Nr. 3. | Oktober 1914. | Jahrg. XVII.

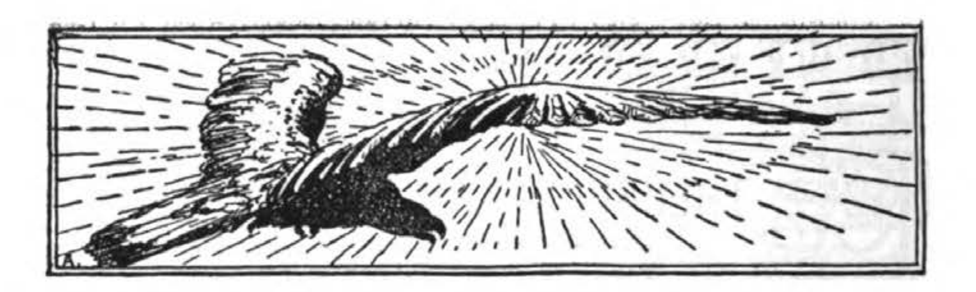
Fragment.

Von Cavé.

Eine Stimme rief aus weiten, weiten Fernen: „Blick auf und lausche!“ Und ich hob meine Augen und sah die Heerscharen Gottes über den Himmel ziehen und den großen St. Michael an ihrer Spitze. Und während Reihe um Reihe vorüberzog in endlosen Millionen, hörte ich die Lieder des Sieges so laut, daß das Heulen der Hölle zum Schweigen kam.

In meinem Herzen sprach eine andere Stimme, die ich mehr liebte als alle Stimmen: „Gedenke, Kind, gedenke, — wenn das Licht trübe wird und in der Finsternis der Weg schwer zu finden ist, wenn der Menschen Ohren taub sind und ihre Herzen hart und sie sich nicht wenden oder zuhören wollen, wenn all dein Mühen vergeblich erscheint und das Ziel unerreichbar, — gedenke der Heerscharen Gottes, die über den Himmel ziehen, und des großen St. Michael an ihrer Spitze!“





Der Bhagavad Gita Zweiter Sang.

Die Bhagavad Gita, jenes heilige Buch Altindiens, dessen ewige Schönheit Zeitläufte nicht zerstört haben und nie zerstören werden, hat als historische Grundlage die große Schlacht bei Kurukshetra. Vor Beginn des Kampfes, als sich beide Heere schon gegenüber stehen, findet das erhabene Gespräch statt, das den Inhalt des Werkes bildet. Auf der einen Seite des Schlachtfeldes sehen wir das Heer der Söhne Dhritarashtras, auf der andern das der Söhne Pandus. Dhritarashtra und Pandu waren Brüder gewesen. Die Söhne Dhritarashtras aber hatten die Söhne Pandus aus dem Reiche vertrieben, und nun kamen die Söhne Pandus nach einer Zeit der Verbannung wieder, um ihr Königreich wiederzuerobern. Der bedeutendste der Söhne Pandus ist Arjuna. Wir sehen ihn vor seinem Heere stehen auf einem Streitwagen, der mit weißen Rossen bespannt ist, — neben ihm sein erhabener Freund Krishna, der herbeigeeilt ist, ihm zu helfen. Wir sehen Krishna den Streitwagen des Arjuna in die Mitte zwischen beide Heere fahren, sehen Arjuna das ihm gegenüber aufgestellte Heer mustern und sehen ihn mutlos in seinen Wagen zurücksinken. Wozu der Krieg? Er kämpft ja gegen seine eigenen nächsten Verwandten. Hier setzt der zweite Gesang ein: Krishna setzt dem Arjuna die Größe, Schönheit, Herrlichkeit eines gerechten Kampfes auseinander. „Denn nichts ist besser für einen Krieger als ein gerechter Kampf. Und solch ein Kampf hat sich dir von selbst geboten, eine wahre

Pforte zum Himmel, weit geöffnet; glücklich die Krieger, Sohn der Pritha, die einen solchen Kampf wie diesen finden!"

Wir lassen hier eine deutsche Übertragung der Übersetzung Charles Johnstons mit der Einleitung Charles Johnstons folgen.

Einleitung zu Buch II.

Gleich die erste Rede Krishnas schlägt, wenn sie auch nur aus einigen wenigen Worten besteht, die Tonart der Seele an. Krishna appelliert an Arjunas Mannheit, an seinen Kriegsmut, an die edle Gesinnung seiner Rasse, an sein Ideal der Ehre. Vermittels dieser hohen Kräfte wirkt die Seele auf die individuelle Natur des Menschen ein und leitet sie den Weg, der zum Pfad führt. Diese erhabenen Tugenden sind die Vertreter der Seele im individuellen Leben.

Arjuna antwortet mit pathetischer Kraft, mit einem Kummer, einer Zaghaftigkeit, die wirklich echt sind, voll Schrecken vor der Schlacht, wo zur Schlacht der Ruf erschallt. Noch einmal setzt er seine bemitleidenswerte Lage auseinander und spricht von allem, was er opfern muß. Er bebt zurück, sein Leben zu verlieren, um es zu gewinnen; der Preis ist zu groß, die Bürde ist zu schwer. Wir wollen der symbolischen Absicht des Gedichtes nachgehen und uns im allgemeinen das Opfer klarmachen, das Arjuna bringen soll, damit das persönliche Selbst Platz macht dem Höheren Selbst.

Da ist erstens das Erbe des langen Kampfes ums Dasein in der Tierwelt, der Instinkt der Selbsterhaltung, der Beschluß, das Leben zu einem Kampfe um das eigene getrennte Glück zu machen, das Evangelium weltlichen und materiellen Erfolges. Das Leben der Menschen wird für gewöhnlich um des Erfolges willen gelebt; aber sein Leben muß gelebt werden um der Ergebung willen in das göttliche Gesetz. Der Mensch soll nicht seinen getrennten Willen tun, sondern den Willen seines Vaters im Himmel, des Göttlichen Selbstes, der Seele.



Dann ist zweitens, als eine feinere Form des ersten, der Ehrgeiz da, — die Begierde nach Namen und Ruhm, der Wunsch, daß von uns Gutes gedacht, Gutes gesprochen werden möge, die Sucht, bemerkt zu werden und in der Leute Mund zu kommen, bewundert und berühmt zu werden. Diese Wünsche müssen einem andern Wunsche Platz machen, — dem Wunsche, daß der göttliche Wille getan werden möge, wie in der göttlichen Welt, so in der menschlichen Welt; und kein Lob wird gelten als das der leisen, stillen Stimme.

Dann sind noch die Begierden der Sinne da, die, hungrig und stürmisch, unaufhörlich gefüttert werden wollen. Sie drängen, stacheln, quälen, und diese müssen beruhigt werden, bevor die göttliche Stimme gehört werden kann. Alle Wünsche des Herzens müssen hinausgelassen werden, ehe das Licht und das Leben und die Liebe der Seele dort Wohnung nehmen können.

Kurz, die ganze frühere Struktur der Dinge muß schwinden, — der Plan des Lebens, der auf Hoffnungen, Befürchtungen und Wünschen aufgebaut ist; alle Beziehungen zu anderen, die nur auf Selbstsucht, auf Begierde, auf dem Hunger der Sinne beruhen, müssen gewandelt werden; der persönliche Wille muß verändert werden, sodaß nur der göttliche Wille bestehen bleibt, der alle Dinge auf neue Bahnen leitet und einen neuen Himmel schafft und eine neue Erde. Und vor dem Tode, der dieser Auferstehung vorausgeht, schreckt des Menschen Herz zurück. Das Opfer allein ist gewiß, die Auferstehung birgt sich in Dunkelheit.

Auf den Zweifel und die Furcht des Arjuna gibt Krishna eine Reihe von Antworten. Diese Antworten sind in einer sehr bezeichnenden Weise angeordnet. Je eine Antwort bezieht sich auf eine Kraft der Seele, je eine Antwort ist einem Hindernis der Seele gewidmet.

Die erste Antwort geht auf die Frage der Furcht, des körperlichen und natürlichen Schreckens. Es ist die Antwort der Tapferkeit, die Versicherung der Existenz der Seele. Die Seele ist göttlich, unsterblich, voller Macht, — was brauchen wir da zu fürchten? Die Seele kann keinen Ver-



lust erleiden, — vor welchem Verlust sollten wir uns da ängstigen? Der zeitliche Körper gehört dem unsterblichen Herrn des Körpers; darum kämpfe du, Sohn Bharatas!

Die erste Antwort Krishnas, die bis Vers 25 reicht, ist der gewaltigste und beredteste Teil des ganzen Werkes. Sie ist die Bestätigung der Existenz der Seele, die glänzende Rechtfertigung der Intuition. Sie ist von der Art der großen Upanischaden, und viele ihrer Verse sind diesen entnommen oder irgend einer beiden gemeinsamen Quelle.

Die zweite Antwort Krishnas richtet sich mehr an das zweifelnde Gemüt. Und dem Gemüte entgegnet er, indem er auf ein Gesetz hinweist, das dem Gemüte einleuchtet, — das Gesetz der Veränderung. Alles wandelt sich; der Wandel ist unentrinnbar; Tod folgt der Geburt; Wiedergeburt folgt dem Tode. Kein Entrinnen gibt es vor Wechsel, Wiedergeburt, Verwandlung. Nimm darum willig an diese große Verwandlung, die mystische Wiedergeburt!

Drittens beruft sich Krishna auf Arjunas Stolz und Ehrgefühl, auf den kriegerischen Instinkt der Seele, jenen hohen Mut, der die Stimme der Seele selber ist; denn alle Tapferkeit ist von der Seele.

Endlich bringt Krishna jenen Gedanken vor, der mehr als alle anderen das Herz dieses ganzen Gedichtes ist, — den Gedanken der Trennung vom Persönlichen, des uneigennützigen Wirkens in Gemeinschaft mit der Seele. Von diesem großen, zentralen Gedanken werden wir viel zu sagen haben.

An dieser Stelle jedoch wird der glatte Lauf des Gedichtes durch einige später hinzugefügte Stellen unterbrochen, auf die wir hinweisen müssen. Die erste dieser Stellen ist Vers 39: „Dieser Gedanke ist gemäß der Sankhya-Lehre dargestellt, nur höre ihn gemäß der Yoga“ usw. Dann steht einige Verse darauf, Vers 42—46, ein heftiger Angriff gegen den zeremoniellen Gottesdienst der Veden, — ein Angriff, wie er mehr als einmal in den Upanischaden gemacht wird, in denen der Mystiker sich auflehnt gegen das System der Priester. Auch dies ist ein offenbares späteres Einschiebsel.



Lassen wir diese zwei Stellen aus, so ist der übrig bleibende Text in sich geschlossen. Zur Veranschaulichung setzen wir die Verse ohne die Hinzufügungen her:

„Entweder getötet wirst du den Himmel gewinnen, oder siegend wirst du die Erde genießen. Darum erhebe dich, o Sohn der Kunti, entschlossen zu kämpfen. Gleich achtend gutes und übles Geschick, Gewinn und Verlust, Sieg und Niederlage; gürte dich zum Kampfe, denn also sollst du nicht in Sünde fallen. Hier ist kein Verlust des Vorteils, noch ein Rückwärtsschreiten; selbst ein Geringes von diesem Gesetze schützt vor der großen Gefahr. Der Gedanke, dessen Kern Entschlossenheit ist, o Erfreuer der Kurus, ist einer. Vielverzweigt und endlos sind die Gedanken der Unentschlossenen. Dein Recht geht auf das Werk, doch nie auf seine Früchte; laß nicht die Frucht deines Werkes deinen Beweggrund sein, und suche keine Zuflucht in Enthaltsamkeit von Werken. In Einheit mit der Seele vollführe dein Werk, indem du Gebundenheit ablegst, o Reichtumerbeuter, — gleich in Glück und Unglück, denn Gleichmut heißt Einheit mit der Seele."

Die folgenden Verse führen denselben Gedanken weiter und entwickeln ihn mit Klarheit, Kraft und Schönheit. Der Mensch sollte persönliche Wünsche und Begierden aufgeben und in allen Dingen nur für die Seele arbeiten. Er möge durch Reinheit und Ergebung die Vision der Seele erreichen, und dann möge er in allen Dingen diesem Meister dienen, nur den Befehlen der Seele gehorchend. Ein solcher wird den göttergleichen Ruheplatz erlangen und wird, zur Zeit des Endes, eingehen in die Einheit mit dem Ewigen.

Die Anordnung dieser Argumente, die Arjuna vorgelegt werden, ist sehr bezeichnend. Die Anordnung ist die der aufeinander folgenden Schlachten, die geschlagen und gewonnen werden müssen.

Zuerst kommt die Schlacht um die Schauung des Göttlichen, — der große Kampf gegen die körperliche Furcht, in welchem der Sieg die Gewißheit bringt, daß die Seele ist. Als zweiter Schritt und als Fortführung des Kampfes stellt sich dann der Gedanke der notwendigen Verwandlung ein;



Wachstum ist ewig, darum wollen wir das Gewicht unseres Willens auf die Seite dessen werfen, was sein wird, und nicht krampfhaft festhalten an dem, was jetzt gerade ist. Dann reiht sich die Anrufung des Streiters an, jener hohen Tapferkeit, die jeder Seele innewohnt und nur darauf wartet, gerufen zu werden, jener Tapferkeit, die wir nötig haben, wenn wir auf dem Pfade vorwärtsschreiten wollen. Und endlich ist noch die Trennung vom Persönlichen nötig, die auf Rückerinnerung und Seelenschauung basiert; sie ist der einzige Weg, auf dem wir mit unserem großen Werke voranschreiten können. Durch die Vision der Seele erleuchtet, müssen wir alle Dinge für die Seele tun, müssen durch Glauben uns Frieden und Ruhe erringen, müssen ewig bewahren Rückerinnerung und Trennung vom Persönlichen.

Buch II.

Sanjaya sagte:

Zu ihm, der so voll Trübsal war, dessen Augen bestürzt und mit Tränen erfüllt waren, der verzweifeln wollte, sprach der Madhu-Töter dieses Wort:

Der Meister sagte:

Woher hat dieser Kleinmut im Unglück dich überkommen, der einem Edlen nicht geziemt, keinen Himmel bringt, unrühmlich ist, o Arjuna?

Falle nicht in Schwäche, o Sohn der Pritha, denn das ziemt dir nicht! Lege diesen niedrigen Kleinmut ab und erhebe dich, o Vernichter des Feindes!

Arjuna sagte:

Wie kann ich gegen Bhishma, wie gegen Drona mit meinen Pfeilen kämpfen, o Madhu-Töter, denn sie sind beide der Ehre wert, o Töter des Feindes!

Anstatt diese Großen zu töten, die aller Ehre wert sind, wäre es besser, das Brot von Bettlern in dieser Welt zu essen; denn tötete ich sie, wenn sie gleich nach meiner Habe trachten, so würde ich Speisen genießen, die mit Blut bespritzt sind!



Auch wissen wir nicht, was uns schwerer ist, wenn wir siegen oder wenn sie uns besiegen; denn Dhritarashtras Söhne stehen uns hier gegenüber, — töteten wir sie, wir würden nicht zu leben wünschen.

Übermannt von Mitleid und Furcht vor Sünde frage ich dich; denn meine Schauung der Pflicht ist umdunkelt. Was ist besser? Sage es mir deutlich! Ich bin dein Schüler! Lehre mich! Ich rufe dich an!

Denn ich sehe keinen Weg, meinen Kummer zu vertreiben und dieses Fieber in allen meinen Kräften — wenn ich auch Reichtum gewönne und Gewalt über die Erde ohne einen Nebenbuhler oder selbst die Herrschaft über die Götter!

Sanjaya sagte:

Er mit dem Lockenhelm, der Vernichter des Feindes, redete also zu ihm mit dem wallenden Haare, sprach zu dem Herrn der Erde: Ich will nicht kämpfen! und schwieg.

Ihm entgegnete Krishna mit dem wallenden Haare, gleichsam lächelnd, o Sohn des Bharata, als jener dort verzweifelnd zwischen den beiden Heeren niedersank:

Der Meister sagte:

Du hast geklagt um jene, die keiner Klage bedürfen, und du sprichst Worte der Weisheit! Die Weisen klagen weder um die Toten, noch um die Lebenden;

Denn nimmer war ich nicht, noch du, noch diese Fürsten der Menschen; noch werden wir alle je aufhören zu sein in der kommenden Zeit.

Wie der Herr des Leibes in dem Leibe hier Kindheit, Jugend und Alter findet, so gibt es das Erreichen eines anderen Leibes; die Weisen irren hierin nicht.

Diese irdischen Dinge, die uns Kälte, Hitze, Freude, Schmerz bringen, kommen und gehen wieder; sie dauern nicht; darum ertrage sie, o Sohn des Bharata!

Wen diese nicht beunruhigen, o Stier der Menschen, — gleichmütig in Lust und Leid, weise, der reift der Unsterblichkeit entgegen.

Für das Unwirkliche gibt es kein Sein, noch ein Ende



des Seins für das Wirkliche; die Wahrheit über diese beiden wird von jenen geschaut, welche die Wirklichkeit erkennen.

Doch wisse, Das ist unvergänglich, wodurch dies alles entfaltet wurde; und keiner kann die Vernichtung des Ewigen bewirken.

Diese zeitlichen Leiber, sagt man, gehören dem ewigen Herrn des Leibes, dem unvergänglichen, unermeßlichen; darum kämpfe, o Sohn des Bharata!

Wer ihn als Töter ansieht oder wer von ihm als getötet denkt, die verstehen ihn beide nicht; er tötet nicht, noch wird er getötet.

Er wird nimmer geboren, noch stirbt er; noch wird er, der da Sein hat, jemals aufhören zu sein; ungeboren, ewig, uranfänglich, wird dieser Alte nicht getötet, wenn der Leib getötet wird.

Wer dieses Unzerstörbare, Ewige, Ungeborene und Nichtvergehende kennt, wie kann jener Mensch, o Sohn der Pritha, jemand töten oder jemand töten lassen?

Wie ein Mensch abgenutzte Kleider ablegt und andere, neue anzieht, so legt der Herr des Leibes abgenutzte Leiber ab und tritt in neue ein.

Schwerter schneiden ihn nicht, noch kann Feuer ihn brennen, o Sohn des Bharata, Wasser netzen ihn nicht, noch dörren ihn trockne Winde.

Er ist nicht zu schneiden, noch zu verbrennen, noch zu benetzen, noch zu verwelken; er ist ewig, allgegenwärtig, fest, unerschüttert, immerwährend.

Er wird unoffenbar genannt, unvorstellbar, unveränderlich; darum, wenn du ihn also erkennst, darfst du nicht klagen!

Doch auch wenn du von ihm als immer geboren denkst, als immer sterbend, so darfst du darum doch nicht um ihn klagen, o Starkarmiger!

Denn gewiß ist der Tod dessen, was geboren wird, und gewiß ist die Geburt dessen, was stirbt; darum darfst du nicht klagen in einer Sache, die unvermeidlich ist.

Die Anfänge der Dinge sind unoffenbar, ihr Mittellauf



ist offenbar, o Sohn des Bharata; ihr Ende ist unoffenbar; welch Grund ist da zu jammern?

Der eine sieht ihn als ein Wunder, ein anderer spricht von ihm als einem Wunder, ein anderer hört von ihm als einem Wunder, und doch, hört man auch, man kennt ihn nicht.

Dieser Herr des Leibes wohnt unsterblich in dem Leibe eines jeden, o Sohn des Bharata; darum darfst du nicht klagen auch um alle Wesen!

Ferner darfst du nicht zurückschrecken, wenn du deine Pflicht bedenkst! Denn nichts ist besser für einen Krieger, als ein gerechter Kampf.

Und solch ein Kampf hat sich dir von selbst geboten, eine wahre Pforte zum Himmel, weit geöffnet; glücklich die Krieger, Sohn der Pritha, die einen solchen Kampf wie diesen finden!

Doch wenn du diesen gerechten Kampf nicht kämpfen willst, dann vernachlässigst du Pflicht und Ehre und wirst in Sünde fallen;

Und Menschen werden von deiner dauernden Schande erzählen, und für jemand, der in Ehre gestanden, ist Verrufenheit schlimmer als Tod.

Die Krieger in ihren Streitwagen werden denken, du seiest aus Furcht dem Kampfe ausgewichen, und gering wirst du geachtet werden unter jenen, die dich hoch achteten.

Viele unaussprechliche Worte werden deine Feinde von dir sprechen, deine Mannheit schmähend. Welch Geschick könnte beklagenswerter sein als dieses?

Entweder, getötet wirst du den Himmel gewinnen, oder, siegend wirst du die Erde genießen; darum erhebe dich, o Sohn der Kunti, entschlossen zu kämpfen!

Gleich achtend gutes und übles Geschick, Gewinn und Verlust, Sieg und Niederlage, gürte dich zum Kampfe, denn also sollst du nicht in Sünde fallen.

[Dieser Gedanke ist dir gemäß der Sankhya dargestellt; nun höre ihn dem Yoga gemäß. Von diesem Gedanken aufrecht erhalten, o Sohn der Pritha, wirst du dich von der Fessel der Werke befreien.]



Hier ist kein Verlust des Vorteils, noch ein Rückwärtsschreiten; schon ein Geringes von diesem Gesetze schützt vor der großen Gefahr.

Der Gedanke, dessen Kern Entschlossenheit ist, o Erfreuer der Kurus, ist einer! Vielverzweigt und endlos sind die Gedanken der Unentschlossenen.

[Dies ist ein blumiges Wort, welches die Unweisen verkünden, die sich am Buchstaben der Veden erfreuen, o Sohn der Pritha, und sagen, anderes gebe es nicht,

[Sie, die voll Begierde sind und nach dem Himmel brennen; dieses Wort, welches Wiedergeburt und Belohnung von Taten verheißt und an bestimmten Riten Überfluß hat, die auf Feste und Herrschaft ausgehen;

[Der Gedanke jener, die nach Festen und Herrschaft trachten, deren Gemüt hierdurch abgelenkt wird, hat nicht Entschlossenheit als Kern, noch ist er in Seelenschauung befestigt;

[Die Veden haben die drei Mächte als ihren Gegenstand; stehe du über den drei Mächten, o Arjuna! Sei frei von Dualität, indem du immer im Wirklichen stehst, ohne Wunsch nach Besitztümern, voll von der Seele;

[Soviel Nutzen in einem Brunnen liegt, wenn das ganze Land überflutet ist, soviel Nutzen liegt in allen Veden für einen Kenner des Ewigen, welcher Weisheit besitzt.]

Dein Recht geht auf das Werk, doch nie auf seine Früchte; laß nicht die Frucht deines Werkes dein Beweggrund sein, und suche keine Zuflucht bei Enthaltsamkeit von Werken.

In Einheit mit der Seele vollführe dein Werk, indem du Gebundenheit ablegst, o Reichtumerbeuter; gleich in Glück und Unglück, denn Gleichmut heißt Einswerdung mit der Seele.

Denn Tätigkeit steht viel niedriger, als Einswerdung in der Seelenschauung, o Reichtumerbeuter; nimm Zuflucht in der Seelenschauung, denn bemitleidenswert sind jene, deren Motiv die Frucht ihrer Werke ist.

Wer in der Seelenschauung eins geworden ist, opfert schon hier beides, Wohlgetanes und Übelgetanes; darum gürte



dich zur Einswerdung mit der Seele, denn diese Einswerdung bringt Erfolg in Werken.

Denn die Besitzer der Weisheit, in der Seelenschauung eins geworden, geben die Frucht der Werke auf und erreichen, von der Fessel der Wiedergeburt befreit, die Heimat, da kein Kummer weilt.

Wenn deine Seele hinter den Wald der Täuschung gelangen wird, dann wirst du nicht mehr beachten, was gelehrt werden wird oder was gelehrt worden ist.

Wenn deine Seele sich von der überlieferten Lehre abgewendet hat und unerschütterlich steht, fest in der Seelenschauung, dann wirst du Einswerdung mit der Seele erreichen.

Arjuna sagte:

Welches ist die Beschreibung eines Menschen, der fest in der Erkenntnis ist, eines Menschen, der fest in der Seelenschauung ist, o du mit dem wallenden Haare? Wer fest in der Seele ist, wie spricht er? Wie sitzt er? Wie geht er?

Der Meister sagte:

Wenn er alle Wünsche opfert, die im Herzen weilen, o Sohn der Pritha, in der Seele frohlockend in der Seele, dann heißt er fest in der Erkenntnis.

Wessen Herz in Liebe unbekümmert ist, wer in Freuden unverlockt ist, von wem Lust und Furcht und Zorn gewichen sind, jener Schweigende wird fest in der Seele genannt.

Wer frei ist von übergroßem Verlangen, Ruhm und Dunkelheit gleich ertragend, wer nicht jubelt und nicht haßt, dessen Erkenntnis ist fest gegründet.

Wenn er seine Kräfte von Sinnesgegenständen zurückzieht, wie eine Schildkröte ihre Glieder auf allen Seiten zurückzieht, dann ist seine Erkenntnis fest gegründet.

Sinnesgegenstände ziehen sich zurück von dem Herrn des Leibes, der sie nicht schmeckt; selbst das Verlangen nach ihnen schwindet jenem, der das wunschlose Ewige geschaut hat.

Selbst wenn ein weiser Mensch strebt, o Sohn der Kunti, stehlen die wilden Kräfte schnell sein Herz;



Sie alle beherrschend möge er in Einheit verharren, Mir zugewandt; denn wer seine Kräfte beherrscht, dessen Erkenntnis ist fest gegründet.

In dem Menschen, der über Sinnesgegenstände grübelt, entsteht Gebundenheit an sie; aus Gebundenheit entspringt Begierde, aus Begierde geht Zorn hervor;

Aus Zorn kommt Täuschung, aus Täuschung Verlust der Erinnerung, aus Verlust der Erinnerung kommt Verlust der Seelenschauung, durch Verlust der Seelenschauung geht er zugrunde.

Wer aber unter Sinnesgegenständen seine Kräfte gebraucht frei von Verlangen und Haß und von der Seele beherrscht, der geht in den Frieden ein mit ruhiger Seele.

Im Frieden naht das Ende aller Leiden, denn die Seele der Inspiration umfängt den schnell, dessen Herz voll Frieden ist.

Es gibt keine Seelenschauung für ihn, der nicht eins geworden, noch gibt es für ihn irgend eine göttliche Erfahrung; ohne Erfahrung des Göttlichen gibt es keine Ruhe, und welches Glück kann es geben ohne Ruhe?

Denn wenn sein Gefühl den Kräften in ihrer Tätigkeit folgt, so reißt es seine Erkenntnis fort, wie der Wind ein Boot fortreißt auf die See.

Darum, o Starkarmiger, wessen Kräfte gänzlich von Sinnesgegenständen abgewandt sind, dessen Erkenntnis ist fest gegründet.

Wer Selbstherrschaft errungen hat, wacht, wo es Nacht für alle Wesen ist, und wo alle Wesen wachen, ist es Nacht für den schweigenden Seher.

Wie die Gewässer in den Ozean eintreten, der stets gefüllt ist, doch unbewegt verharrt, — in wen alle Begierden so eintreten, der gewinnt Frieden, nicht jener, der nach Begierde verlangt.

Der Mensch, der alle Begierde aufopfert und ohne Verlockung wandelt, ohne den Wunsch nach Besitz, ohne Selbstbeziehung, der tritt in den Frieden ein.



Dies ist die göttliche Ruhestätte, o Sohn der Pritha, und wer sie erreicht hat, der wird nicht fortgeführt werden; wenn er zur Zeit des Endes in ihr verweilt, gewinnt er Einswerdung mit dem Ewigen.

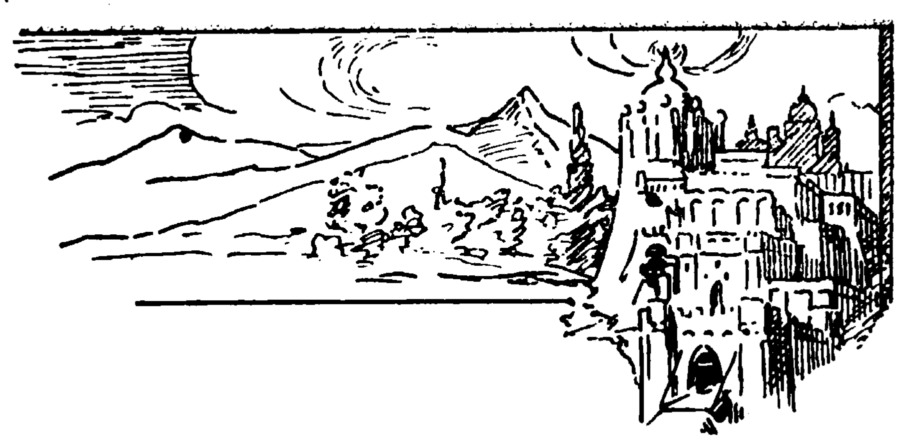


Luther über den Krieg.

„Daß man nun viel schreibt und sagt, welch eine große Plage Krieg sei, das ist alles wahr; aber man sollte auch daneben ansehen, wieviel mal größer die Plage ist, der man mit Kriegen wehrt. Ja, wenn die Leute fromm wären und gern Frieden hielten, so wäre Kriegen die größte Plage auf Erden. Wo rechnest du aber hin, daß die Welt böse ist, die Leute nicht wollen Frieden halten, rauben, stehlen, töten, Weib und Kind schänden, Ehre und Gut nehmen? Solchem gemeinen Aller-Welt-Unfrieden, davor kein Mensch bleiben könnte, muß der kleine Unfriede, der da Krieg oder Schwert heißt, steuern. Darum ehrt auch Gott das Schwert also hoch, daß er's seine eigene Ordnung heißt, und will nicht, daß man sagen oder wähnen solle, Menschen haben's erfunden oder eingesetzt. Denn wo das Schwert nicht wehrte und Frieden hielte, so müßte es alles durch Unfriede verderben, was in der Welt ist. Also muß man auch dem Kriegs- oder Schwerteramt zusehen mit männlichen Augen, warum es so würgt und greulich tut, so wird's sich selbst beweisen, daß es ein Amt ist an ihm selbst göttlich und der Welt so nötig und nützlich, als Essen und Trinken, oder sonst ein anderes Werk. Daß aber etliche solches Amtes mißbrauchen, würgen und schlagen ohne Not, aus lauter Mutwillen, das ist nicht des Amtes, sondern der Person Schuld. Denn, wo ist je ein Amt, Werk oder irgendein Ding so gut, das die mutwilligen, bösen Leute nicht mißbrauchen?“







Ein Kaiserwort.

„Ich habe mir damals den Fahneneid geschworen, als ich zur Regierung kam, nach der gewaltigen Zeit meines Großvaters, daß, was an mir liegt, die Bajonette und Kanonen zu ruhen hätten, daß aber Bajonette und Kanonen scharf und tüchtig erhalten werden müßten, damit Neid und Scheelsucht von außen uns an dem Ausbau unseres Gartens und unseres schönen Hauses im Innern nicht stören. Ich habe mir gelobt, auf Grund meiner Erfahrungen aus der Geschichte, niemals nach einer öden Weltherrschaft zu streben. Denn was ist aus den großen sogenannten Weltreichen geworden? Alexander der Große, Napoleon der Erste, alle die großen Helden, im Blute haben sie geschwommen und unterjochte Völker zurückgelassen, die beim ersten Augenblick wieder aufgestanden sind und die Reiche zum Zerfall gebracht haben.

Das Weltreich, das ich mir geträumt habe, soll darin bestehen, daß vor allem das neuerschaffene Deutsche Reich von allen Seiten das absoluteste Vertrauen als eines ruhigen, ehrlichen, friedlichen Nachbarn genießen soll, und daß, wenn man dereinst vielleicht von einem deutschen Weltreich oder einer Hohenzollernweltherrschaft in der Geschichte reden sollte, sie nicht auf Eroberungen begründet sein soll durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen, kurz ausgedrückt, wie ein großer Dichter sagt: „Außenhin begrenzt, im Innern unbegrenzt."

Wilhelm II.

(Bremer Rede vom 22. März 1905.)





Deutschland betet.

Das ist kein vorgeschriebenes Gebet, wie es an die Reihe kommt, wenn die Predigt zu Ende ist. Das ist ein Beten, das Himmel und Hölle hört. Die Millionenmannschaft greift zum Gewehr und betet. Der Lokomotivführer umschließt mit festem Griff den Hebel und betet. Arbeiter und Bauer fluchen den Friedensstörern und beten. Die Reichsbank wiegt das Gold und betet. Der Generalstab mißt mit ruhigem Blick die Landkarte und betet. Mütter, Frauen, Bräute greifen einen Augenblick ans Herz, dann stehen sie aufrecht und beten.

Im Berliner Schloß steht ein Mann. Völkerschicksale liegen auf der Wage. Er zaudert vor dem letzten Wort und nimmt es auf sich, gescholten zu werden. Hat eine Entscheidung von solcher Tragweite je auf eines Menschen Gewissen gelegen? Welche Gedanken rasen durch sein Hirn und welche Empfindungen durch seine Seele! Einst zeichnete er die Zukunft in schreckhafter klarer Warnung: „Völker Europas wahrt eure heiligsten Güter!" Wie eine Fratze erscheint der größere Teil dieser Völker jetzt vor seinem Gesicht. Das heißt Europa!? Er schüttelt sich; aber er hat keine Zeit mehr; des eigenen Volkes Not reißt ihn fort zum klaren, festen Entschluß: „Wohlauf, Kameraden, dann wahren wir unsere heiligsten Güter!" Trotz Tod und Teufel — der Kaiser betet.

Freunde, was heißt beten? Denkt, daß ich betende Eisenbahnzüge sah und betende Märsche hörte im Takt des gleichen Schritts und Tritts. Ja, was heißt beten? Es heißt:



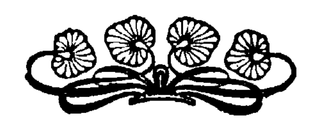
eins werden mit seinem Schicksal. Sicher sind viele diesmal in die Kirchen gegangen, die sie noch nie vorher gesehen haben. Die Not hat sie gepackt. Leise unausgesprochene Erinnerungen bestimmten sie. Gott soll auf einmal als Nothelfer erscheinen. Man hat ihn wieder nötig. Ach, Freunde! Urteilt nicht scharf über solche „Frömmigkeit aus Zwang und Not". Sie wäre allerdings unerträglich, wenn wir keine Taten sehen würden. Aber ich sah wenig „Weiber", sondern ich sah „Frauen", ich sah wenig „Herren", sondern ich sah „Männer". Vor allem bin ich einfach innerlich überwältigt von dem Geist des bescheidenen, inneren Anstandes, der in unseren Truppen lebt. Ich habe kein unanständiges Wort gehört bei den vielen, vielen Zügen, die durch unsere Stadt zogen. Wißt, ihr Freunde, da sagt man einfach: „Gott lebt und ist da."

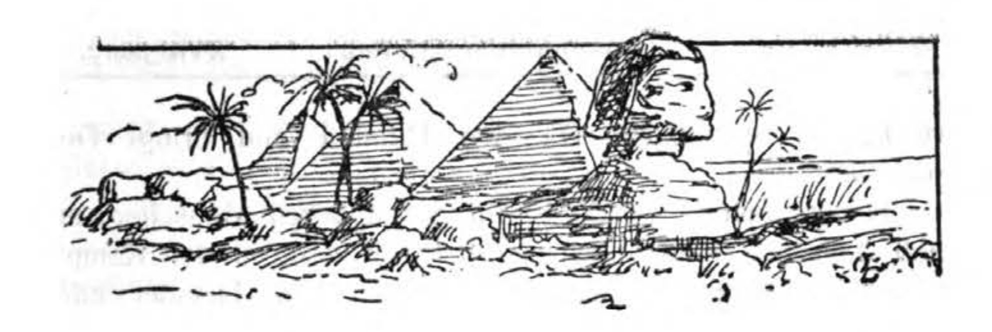
Unter dem Eindruck dieser unvergleichlichen Not- oder Hoh-zeit sollen wir freilich unsere Worte doppelt prüfen und uns freuen, daß wir neue Gelegenheit haben, nicht nur in die Tiefen der Volksexistenz, sondern auch in die Tiefen der Gottesexistenz geführt zu werden. Wir müssen es ertragen können, daß gleichzeitig Franzosen, Russen und Engländer ihre Gesänge an Gott richten und daß sie ihm Gebet und Weihrauch darbringen. Wenn in irgend einer Zeit, so zerbricht in dieser der Glaube an einen Gott, der zu nichts anderem da ist, als nach des einzelnen Privatwunsch zu regieren. Wir haben die erquickende Gewißheit, daß Gott größer ist, als die einzelnen Kirchen und Gemeinschaften. Es wäre ja in diesen Tagen ein entsetzlicher Gedanke, zu wissen, daß man nur darum nicht zu „Gott" kommen könnte, weil man den rechten Weg nicht kennt, weil vielleicht die andern in der Straße nebenan den richtigeren Weg hätten. Diese ganze Vorstellung des einzig richtigen Wegs zu Gott wird in dieser Zeit des Feuers und des Eisens weggeworfen: unsere Volkseinheit erträgt es nicht, zu glauben, daß Gott nicht ebenso der Gott der Monisten und der Katholiken, der Pietisten und der Atheisten sei. Gott ist heute unser Schicksal. Wir sind eins mit diesem



heiligen Muß. Weil dieses Muß unabänderlich groß vor uns dasteht, beten wir: dein Wille geschehe! „Gott" muß tausendmal gewaltiger, nein, er muß tausendmal anders sein, als all diese verschiedenen Vorstellungen von ihm, die sich jederzeit ihres eigenen Rechts eifersüchtig erwehren.

Freunde, das ist ja unsere frohe Botschaft in diesen Tagen der Not: Wir glauben an einen Gott der Gerechtigkeit und der Weisheit. Wir wissen felsenfest und unerschütterlich, daß er da ist. Er ist heute viel näher, als zu anderen Zeiten. Er läßt Recht nicht Unrecht werden auf der Welt und Gerechtigkeit nicht verkehren in Ungerechtigkeit. Sie sind die Grundsäulen alles Geschehens und alles Wirkens. Der Glaube an solche Kraft macht uns selbst gerecht im Handeln, recht im Tun, richtig im Gehen. Und darum haben wir frohen, starken, hellen Mut, weil wir richtig gegangen sind. Unser Weg ist gerade. Weiter sehen, als Menschenaugen tun, können wir nicht. Gerechter richten, als Menschengewissen richten, können wir nicht. Aber eben darum, weil wir so fest davon überzeugt sind, stört uns auch die Überzeugung anderer Völker nicht. Richteten wir uns nur darnach, so dränge unser Ohr über diesen Widerstreit nie hinaus. Gottes Gerechtigkeit existiert doch nicht deshalb, weil wir daran glauben, und die anderen sie auch für sich in Anpruch nehmen. Sondern sie ist da wie die leuchtende Sonne selbst und offenbart sich denen, die geraden Wegs gehen und aufrichtig wandeln. Traub in der „Christlichen Freiheit".





Theosophische Gedanken über den Krieg.

Einer meiner Freunde, der in den gegenwärtigen Krieg ziehen mußte, schrieb mir bald nach seiner Einberufung, daß er die Bhagavad Gita als einziges Buch mitgenommen habe, und wenn er dann ins Feld gegen den Feind ziehen müßte, so würde er das 2. Kapitel der Gita herausreißen und stets bei sich führen. Wenn ihm einmal in schwachen Stunden der Mut zu sinken beginnen sollte, so würde er in diesem Kapitel lesen, um sich Kraft und Trost zu holen. Und mein Freund hat Recht! Wohl nichts ist für einen theosophisch strebenden Soldaten so geeignet, ihm Trost, Mut und Entschlossenheit zu geben, als gerade das 2. Kapitel der Gita, wenn man es als ein Ganzes betrachtet.

Dies Kapitel zerfällt deutlich in zwei Teile. Der erste Teil handelt vom Kampf, während der zweite Teil von Yoga, als dem Ziel, dem Sieg des ehrlich durchfochtenen Kampfes handelt.

Wie jedes wirklich mystische und okkulte Buch kann auch die Gita von sieben Aspekten aus betrachtet werden; in dem 2. Kapitel tritt der physische, der psychische und der spirituelle Aspekt deutlich in die Erscheinung. Der erste Teil handelt vom Kampf. Vom äußeren Aspekt aus betrachtet kann man sich wohl kaum eine bessere Ansprache eines Generals vorstellen, der seine Soldaten auffordert, in den Kampf zu ziehen, als es hier Krishna dem Arjuna gegenüber tut, indem er spricht: „Woher kommt Dir dieser Kleinmut, da es gilt, Hindernisse zu überwinden? Er ist Deiner un-

würdig, er verschließt Dir den Himmel und bringt Dir Schmach!"

Dieser äußere Aspekt ist für den äußeren Menschen, er muß äußerlich kämpfen, er muß bereit sein, in den Kampf zu ziehen gegen die Feinde, die aus Neid, Habgier und Mißgunst das Vaterland bedrohen und angreifen. Wenn der äußere Mensch nicht Mut und Entschlossenheit besitzt, in den physischen Kampf zu ziehen, wenn das Vaterland in Gefahr ist, dann wird er auch niemals Mut und Kraft besitzen für den individuellen Kampf, den Kampf im Innern gegen das eigene niedere Selbst, gegen den Eigenwillen, Selbstsucht, Ehrgeiz und alle menschlichen Leidenschaften.

Dieser individuelle Kampf gegen das eigene niedere Selbst ist der zweite Aspekt, von dem aus unser Kapitel betrachtet werden kann, und jedes Wort der Aufforderung zum Kampf an Arjuna sollte von diesem Gesichtspunkt aus angesehen werden.

Arjuna, der sich blutsverwandt fühlte mit den Leidenschaften seines niederen Selbst, glaubte zu sündigen, wenn er diese seine eigenen Verwandten erschlagen würde, und weigerte sich, zu kämpfen, aber sein Höheres Selbst belehrte ihn: „Du beklagst diejenigen, welche Dein Mitleid nicht nötig haben, aber Du sprichst Worte der Torheit. Die Weisen trauern weder um die Toten, noch um die Lebendigen; denn es gab keine Zeit, in der Ich nicht war, noch Du, noch diese Menschenbeherrscher, noch wird irgend einer von uns allen je aufhören zu sein!"

Der dritte Aspekt ist der spirituelle, er ist das Ewige, Unsterbliche, Göttliche. Von diesem sagt der Lehrer Krishna: „Wer dieses Ewige für das Tötende hält, oder wer glaubt, daß es getötet werden könne, der hat keine wahre Erkenntnis, es tötet nicht und wird nicht getötet! Es wird nie geboren und stirbt nie. Waffen verletzen das Ewige nicht, noch brennt es das Feuer." . . .

„In dem Leibe eines jeden, in dem es verkörpert wohnt, ist es unzerstörbar, deshalb solltest Du nicht für irgend ein Wesen trauern; auch solltest Du nicht zögern, Deine heiligen



Rechte zu wahren, denn für den Krieger gibt es nichts Besseres als den gerechten Kampf!"

So wird denn der Theosoph, der als Soldat genötigt ist, in den Kampf für das Vaterland zu ziehen, alle drei Aspekte betätigen. Er wird äußerlich kämpfen, er wird dabei Selbstbeherrschung üben, und vor allen Dingen wird er wie in Friedenszeiten, so auch im Krieg bemüht sein, die spirituelle Einheit mit dem Gott in sich zu erreichen; er wird bemüht sein, bei allem äußeren Kampf die göttliche Ruhe und den inneren Frieden zu empfinden. „Dein Körper sei tätig, Dein Gemüt ruhig und Dein Geist (Deine Seele) klar wie ein Gebirgssee!"*)

Wir sehen, mein Freund hat recht, das 2. Kapitel ist nicht nur imstande, ihm Mut und Kraft im Kampf zu geben, sondern auch Ruhe, Frieden und Zuversicht!

Paul Raatz.

Es kann keinen dauernden Frieden zwischen den Völkern geben, so lange nicht das einzelne Wesen, der Mensch, den Frieden in sich selbst hergestellt hat. Was den Frieden im Menschen unmöglich macht, sind die unedlen Eigenschaften, wie Haß, Neid, Rachsucht usw. Diese Eigenschaften hetzen ihn fortwährend gegen andere Menschen auf. Was aber auf den Einzelnen zutrifft, das trifft auch zu auf ganze Nationen. Ein Mensch, dem darum zu tun ist, den Frieden seiner Nation zu erhalten, sollte also diese giftigen Eigenschaften unablässig bekämpfen, sobald er diese in sich fühlt. Er wirkt durch sein Beispiel, ohne es direkt zu beabsichtigen, auf andere ein. Sobald einmal der größere Teil eines Volkes diesen inneren Kampf auf sich nimmt, wird jeder Anlaß zu äußeren Kämpfen und damit zum Kriege gegen eine andere Nation von selbst fortfallen. Aber gewöhnlich sucht der Mensch diesen Kampf zu umgehen, und da die Kraft dieser Eigenschaften sich irgendwie betätigen muß, so wird dadurch, daß die Aufmerksamkeit von dem Bösen im eigenen Inneren ab-

*) Stimme der Stille.



gelenkt wird, diese auf das Böse in anderen gerichtet, und die Folge ist der Kampf des einen gegen den anderen.

Wir sollten deshalb unsere Aufmerksamkeit auf das Gute lenken, das hinter jenen Eigenschaften steht, dadurch entziehen wir jenen Eigenschaften die Kraft und stärken das Gute in uns und in anderen. Dies wird die beste Gewähr für den Frieden zwischen Mensch und Mensch und zwischen Nation und Nation sein.

Richard Walther.

Unter den Mitgliedern einiger christlichen Gemeinschaften ist die Ansicht verbreitet, daß ihre Teilnahme am Kriege etwas durchaus unchristliches sei, aus welchem Grunde sie sich auch weigern, ein Gewehr in die Hand zu nehmen.

Wie die Blätter meldeten, hat diese irrige Ansicht schon ein Menschenleben gefordert, da in Österreich ein sogenannter Nazarener auf Grund seiner Kriegsdienstverweigerung erschossen wurde.

Nach meiner Ansicht hatte der Mann mit seiner Weigerung durchaus nicht im Sinne Christi gehandelt; er versuchte vielmehr seinen Eigenwillen durchzusetzen.

Wohl bedingen die Lehren Christi eine Bekämpfung der Ursachen, die Kriege in der äußeren Welt zeitigen; aber gegenüber den Wirkungen gibt der Meister die weise Lehre: Widerstrebe dem Übel nicht.

Die Ursachen, welche Kriege herbeiführen, liegen in der selbstsüchtigen psychischen Natur jedes Einzelnen, und bevor nicht die Selbstsucht in ihren mannigfachen Aspekten in uns selbst durch die bewußte Vereinigung unseres Selbstbewußtseins mit dem Ewigen in uns ausgemerzt ist, wird die Kriegsfurie noch oft ihre Geißel über die Völker schwingen.

Ist aber ein Volk, gleich dem unseren, zu einem Krieg gezwungen, dann sollte jedes Volksmitglied denselben als eine willkommene Gelegenheit zum Opferdienst betrachten und seine Kraft in selbstloser Weise in den Dienst des Volksganzen stellen.

Wir aber, als Bejaher der Theosophie, wollen in dieser schweren Zeit in würdiger Weise unser Vertrauen auf die



Seele und den Meister zeigen und so dastehen, daß andere sich an unserem Glauben aufrichten können. Jede Klage ist eine Anklage an das Schicksal, dessen Lenkung wir als gesetzmäßig anerkennen und von der wir überzeugt sind, daß sie auf der zum Genius führenden Liebe basiert.

Für uns aber, soweit wir zum Kriegsdienst verpflichtet sind, ist der Kampf eine hohe Pflicht. Denn wie uns auch die Gita lehrt, gibt es für den Krieger nichts besseres als den gerechten Kampf. Er ist für den Soldaten die treffliche Gelegenheit zur Offenbarung seiner Seele durch Tapferkeit vor dem Feind, willigen Gehorsam gegen seinen Führer, Barmherzigkeit gegen Verwundete und Wehrlose und bedingungslose Ergebenheit in Gott.

Gleich herzerfrischendem Fanfarenruf sollten die Worte des Meisters in uns widerhallen: „Wirst Du erschlagen, so erlangst Du den Himmel, und überwindest Du, so ist die Erde Dein. Deshalb ermanne Dich, o Kauntedscha! Entschließe Dich zum Kampf."

Mit dieser Philosophie im Herzen können selbst Zaghafte zu Helden werden. Und klein würde die gegenwärtige große Zeit den unter uns finden, der sich der unser ganzes deutsches Volk mit überwältigender Kraft durchflutenden vaterländischen Begeisterung verschließen wollte.

Die Völker sind noch keine Geheimschüler, und daher nicht reif, den Geboten der Jüngerschaft zu folgen und ihrer Kultur und Selbstbehauptung zu entsagen. Wir Deutsche fühlen in diesem uns aufgezwungenen Kriege das moralische Übergewicht auf unserer Seite. Wohl waren und sind wir noch Friedensfreunde; aber wir wollten nicht den Frieden um jeden Preis.

Und jetzt, wo eine Welt voll Neider uns das Schwert in die Hand zwingt, erkenne ich in diesem Zwang den Ruf des Schicksals, auf daß dem Dichterwort Erfüllung werde:

„An deutschem Wesen
soll noch die Welt genesen."

Oskar Stoll.



Krieg ist der auf die physische Ebene übergegangene innere Kampf der Menschen. Wären unsere höheren Sinne genügend entwickelt, so hätten wir lange vor dem Kriegsausbruch den Kampf der „Geister" verfolgen und beobachten können, wie er an Umfang und Heftigkeit wuchs, bis er in ein Stadium kam, wo er gleichsam auf die physische Ebene übersprang, sich materialisierte, zur Tat wurde. — Der im Gemüt sich vollziehende Kampf ist das Primäre, das Wirkliche; der sichtbare Ausdruck das Sekundäre, die Erscheinung.

Nicht jeder unsichtbare Kampf führt zum sichtbaren. Wenn unsere höheren Prinzipien bereits stark genug sind, unterdrücken sie die revolutionäre Neigung der niederen. Man nennt das „Selbstbeherrschung". Bekommt und behält die niedere Natur aber die Oberhand, dann artet der innere Kampf aus zum äußeren.

So im Kleinen als im Großen, im Einzelnen als im Ganzen. Im Rahmen der Persönlichkeit führt das teilweise oder völlige Überwiegen des Niederen zu unmoralischem Leben mit all seinen Lastern, Tücken und Gewalttaten; im Rahmen eines Volkswesens führt es zu Partei-, Klassen-, Religionskämpfen, Revolutionen und dergl., im Leben der Völker zum Kriege. Kriege wird es geben, solange Menschen in größerer Zahl vorhanden sind, die von niederen Trieben regiert werden. In dem Maße, wie die Tugenden in Einzelindividuen zur Herrschaft gelangen, verschwinden die Kriege von selbst. Solange müssen sie als ein notwendiges Übel hingenommen werden. Notwendig, weil sie bei allem Übel ein kräftiges Förderungsmittel für die Seele sind, indem sie Tugenden, wie: Mut, Enthaltsamkeit, Ausdauer, Hingabe, Treue, Gehorsam, Selbstaufopferung und dergleichen wecken, den Gemeinsinn pflegen und vieles andere Gute schaffen. Andererseits sind aber auch die Leiden im Gefolge des Krieges eine zwar harte, aber gute und besonders wirksame Schule für die Seele.

Selbsterkenntnis, Selbsterziehung, Selbstbeherrschung! so heißt der Weg, auf dem wir zur Abschaffung der Kriege kommen. In dem Maße, wie der Einzelne auf diesem Wege



fortschreitet, wird er eine Quelle der Erkenntnis und Kraft für viele, ein Kanal für den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft. — Ernst Conrad.

In einer Zeit des Krieges wie gerade jetzt ist das 2. Kapitel der Bhagavad Gita zur gemeinsamen Betrachtung vortrefflich geeignet. Natürlich wäre es verfehlt, wollte man etwa heute mit diesem tiefsinnigen Inhalt vor die breite Öffentlichkeit treten. Das geht nicht an, denn unsere Volksseele ist viel zu sehr von den großen Ereignissen des Krieges ergriffen. Selten ist aber die Tatsache, daß ein Volk eine spirituelle Einheit bildet, so klar zu erkennen, wie in diesen Tagen bei unserem deutschen Volke. Es ist in der Tat in dem Ausdruck seines einheitlichen Willens, der bei dem ihm zugefügten Unrecht mit vulkanischer Gewalt hervorbrach, eine Einheit, eine Seele. So ist auch das französische Volk, das englische und das russische Volk eine solche Seele. So ist ein jeder von uns ein Teil dieser großen Volksseele, nicht durch Zufall, sondern nach dem großen gütigen Gesetz der karmischen Gerechtigkeit, und ein jeder muß von dem Geschick des Ganzen einen Teil auf seine Schultern nehmen. Es ist ein gewaltiges Drama, welches sich jetzt in dem alten Europa abzuspielen beginnt, und sich schon zum Teil abgespielt hat. Aber so schaurig es sich für den Sterblichen auch darstellt, es muß zum Heil nicht nur des deutschen Volkes, sondern aller Völker, die daran beteiligt sind, ausschlagen. Denn es ist nicht Zweck und Ziel der Allseele, politisch abgegrenzte Völkergruppen dauernd zu erhalten, sondern die Menschheit zu einer bewußten, großen ungeteilten Einheit zu erziehen. Diese jetzt tobenden Kriegsstürme werden wie ein reinigendes Gewitter auf die verrotteten und veralteten Zustände der einzelnen Völker wirken und noch mehr der kommenden wie der jetzt lebenden Menschheit zum Heil gereichen. Die Menschheit hat gewiß schon Gewaltigeres erlebt als diesen Krieg, sie wird auch diesen großen Krankheits-



und Heilprozeß überwinden und dadurch einen weiteren und höheren Entwicklungsgrad erreichen.

„Tausend Jahre sind vor Dir, o Herr, wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache." (Psalm 90, 4.)

Ernst John.



Aphorismen.

„Krieg ist Gottes Büttel, Krieg Gottes Werkzeug. Darum sollte jeder Soldat im Krieg wie jeder Kranke im Bett jedes Stäubchen aus seinem Gewissen waschen. Stirbt er so, dann gereicht ihm der Tod zum Segen, stirbt er nicht, so war es eine segensreich verlorene Zeit, worin er solche Vorbereitung gewann. Bei demjenigen aber, der mit dem Leben davonkommt, wäre es nicht sündhaft zu denken, daß Gott, dem er ein so freies Anerbieten gemacht, ihn deshalb den Tag überleben läßt, damit er seine Größe erkenne und andere lehre, wie sie sich vorbereiten sollen."

(Shakespeare. „König Heinrich V.")

* * *

„Der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heilighaltung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volkes, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehreren Gefahren es ausgesetzt war und sich mutig darunter hat behaupten können; dahingegen ein langer Friede den bloßen Handlungsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volkes zu erniedrigen pflegt." — Kant.





Erste Schritte.

Von Caspar Kaltoff.

Man kann etwas auf vielerlei Art und Weise tun. Das Leben ist eine Reihe von verschiedenen Versuchen, ein Ziel — Jüngerschaft — zu erreichen. Viele tun dies bewußt — die meisten unbewußt. Denjenigen, die ernsthaft versuchen, das Licht zu sehen, um der Menschheit zu dienen, und die aus diesen Gründen sich danach sehnen, Jünger zu werden, sind bestimmte Gesetze und Grundsätze gegeben, und ein richtiges Verstehen dieser ist die erste Aufgabe. Unsere westlichen Gemüter halten einige dieser Ideen für sehr schwierig, wegen ihres fremdartigen Geschmacks und, wie wir es nennen, ihrer eigentümlich östlichen Form. Chelaschaft oder Jüngerschaft pflegte mir etwas der Arbeit eines wirklichen Mannes fast unnatürliches und fremdes zu bedeuten. Ich wünschte ein Jünger zu sein. Doch nur nicht jene Art. Ich glaubte in meinem Herzen einer sein zu können — obschon nicht, dachte ich, in jener Weise, da es noch einen andern Weg geben mußte. Dann las ich den ersten Band der „Briefe, die mir geholfen haben", wo viel über Jüngerschaft gesagt und ein Bericht eines selbstentwickelten Jüngers gegeben wird, der für mich äußerst dienlich und inspirierend war. In diesem sagt Z: „Irgend eine Person kann sich zu einem Laienchela entwickeln" und wieder „Wir werden Chelas". Ich denke, hierin liegt der Kern der Sache. Es ist nicht nötig, nach Indien zu gehen oder einen Guru zu treffen. Es ist nötig, ein Jünger zu werden. Wir müssen es selbst tun. Wir müssen es früher oder später

tun; und bis wir nicht einen gewissen Punkt erreicht haben, haben wir keine Macht und kein Recht, direkte Hilfe zu erwarten. Es kann sein, daß wir über Theosophie gelesen haben, es kann sein, daß wir an die Loge und die Meister glauben, es kann sein, daß wir des Wartens müde sind, da wir wissen, daß wir nicht vollkommen sind, da wir wünschen, daß die „Zeit, die große Betrügerin, nicht so allmächtig wäre"; aber gibt uns dieses das Recht, Wunder zu erwarten, eine plötzliche Umwandlung; oder das Recht, die großen Kräfte anzurufen, sich uns zur Verfügung zu stellen? Führte bloßes Wünschen jemals irgend etwas aus? Oder sollen wir untätig auf einen etwaigen Wechsel in uns oder in unserm Leben warten?

Wir werden Chelas. Wir brauchen nicht zur Halle des Lernens im fernen Osten zu gehen, sondern im Gegenteil, wir müssen lernen, im eigenen Hause als Chelas zu handeln, bevor wir hoffen können, nach solch einem Platz zu gelangen. Wahr ist es, daß es uns nicht gegönnt ist, den ganzen Tag mit einer schönen Gebirgslandschaft vor unserm Fenster, die uns inspirieren soll, zu meditieren, aber wenn wir jetzt das hätten, würden oder könnten wir jeden Tag und den ganzen Tag meditieren? Das ist noch nicht unser Weg. Unser eigenes Heim kann unsere Halle des Lernens sein, und sobald wir selbst es dazu machen und uns selbst zu Chelas innerhalb dieser Halle, wird die Wirkung folgen. Denn tatsächlich sind wir, wenn wir dies getan haben, Laienchelas, und der erste Schritt ist getan. Nachdem dieses uns selbst abgelegte Gelübde erfolgt ist, ist die nächste Arbeit, die besten Mittel zu finden, unser Leben so zu ordnen und zu führen, daß wir das Ideal, das wir uns von der Chelaschaft gemacht haben, am besten verwirklichen können, weil wir einem solchen Ideal am leichtesten gehorchen werden. In jeder Loge oder jedem Mönchsorden ist straffe Disziplin, erzwungen durch militärische Strenge. Aber wie wird jene Disziplin aufrecht erhalten? Sicher nicht durch ein Polizeisystem, wo irgendwelche Diener eines Meisters auf der Lauer sind, ausfindig zu machen, ob die Chelas ihre Stunden einhalten und nicht zu viel essen. Der Chela im Gegenteil ist sich selbst überlassen, und wenn die Zeit kommt,



da er die ihm auferlegte Arbeit vollendet hat, weiß es der Meister.

Die Pflicht, die wir zu erfüllen haben, ist die Disziplin der sogenannten niederen Natur; und sie unter die vollständige Kontrolle des höheren Willens zu bringen. Was wir auch immer tun mögen, ob wir uns „ein Ideal bilden", welches, wie Cavé sagt, der erste Schritt ist, ob wir nach Gehorsam streben, ob wir uns bemühen, den Meister durch Meditation zu erreichen — all dieses kann nur fest beibehalten und schließlich wirksam durchgeführt werden, durch einen beständigen Druck auf unsere niedere Natur, durch Selbst-Disziplin. Der Durchschnittsmensch übt sehr wenig Selbst-Disziplin aus. Findet er irgend einen Fehler, der ihm bei einer Beförderung hinderlich ist, so mag er danach streben, ihn abzulegen, aber er wird nicht im häuslichen Leben so streng gegen Fehler sein, und soweit es seine inneren Gedanken betrifft, ist er die personifizierte Selbstbefriedigung. Ein Mensch erhält seine Disziplin gewöhnlich durch das Leben — ein Chela muß außerdem lernen, sich selbst zu erziehen. Dieses schließt nicht Asketentum ein, bedeutet nicht, daß ein Mensch an einem selbstaufgestellten Mühlenstein reiben sollte. Ist es nicht vernünftig, daß, wenn er wünscht, die Verantwortlichkeit zur Natur für seine Handlungen auf sich zu nehmen und diese auf die bestmögliche Weise auszuführen, er jetzt den Naturgesetzen in allen ihren Zweigen folgen sollte? Die Natur bestraft Fehler. Die Natur gibt ihre wichtigsten Lehren durch Mißlingen. So sollten wir unsere Fehler strafen, und uns durch unsere Bestrafung selbst belehren. — Viele Leute denken, sie könnten eine Lehre aus dem Mißlingen ziehen und der Bestrafung entgehen. Oft scheint es so, und die menschliche Natur hat eine unglückliche Fertigkeit darin, eine Zeit lang den Folgen ihrer Handlungen zu entgehen. Aber ein Tag der Vergeltung wird sicher folgen, wenn wir bekümmert sind, weil wir leiden und uns ungerecht behandelt fühlen. Der Chela ist bestrebt, diesen Aufschub zu vermeiden, und er wünscht, eine klarere Einsicht in seine Fehler zu erlangen, indem er die Wirkung einer gegebenen Ursache näher sieht.



Es gibt viele Wege der Selbstdisziplin. Eine der ersten Methoden ist eine Lebensregel zu haben und ihr zu folgen. Von Chelas in der Loge wird verlangt, daß sie sich ihre eigenen Regeln machen. Wenn du an irgend einem Tage ein Chela zu sein wünschst, versuche in deiner Stelle als Laienchela das nachzumachen, was Chelas tun. Mache deine eigene Lebensregel, und bestrafe dich selbst, wenn du sie brichst. Lehre dich Gehorsam durch deine selbstaufgestellte Regel. Du kommst dem Meister näher jedesmal, wenn du dieses tust. Denkst du, du könntest irgend einem schwierigen und vielleicht unangenehmen Befehl des Meisters gehorchen, wenn du nicht deine niedere Natur wenigstens zu teilweisem Gehorsam zwingen kannst? Man könnte wohl sagen, daß es sehr schwierig ist, eine Lebensregel — eine Regel, welche an jedem Tag und bei jeder Gelegenheit angewandt werden soll, aufzustellen. Das ist wahr; aber in der Loge müssen die Chelas dies tun. Anfangs gibt der Meister dem Chela keine Regel; er sagt dem Chela einfach, er möchte sich eine Regel aufstellen und ihr gehorchen. Daher müssen wir früher oder später dies tun, und die beste Zeit ist immer die jetzige Zeit. Dies kann unser nächster Schritt sein, wenn wir ihn dazu machen.

Eine Regel sollte nicht zu kompliziert sein oder zu sehr ins einzelne gehen, weil jeder Tag unvorhergesehene Zufälle und Wechsel bringen kann. Aber gewisse feste Gesetze kannst du für dich selbst machen, und diese sollst du halten mit all deiner Kraft. Jede Regel, von der ich hörte, erforderte wenigstens eine halbe Stunde am Tage zur Meditation oder zum Lesen, vorzugsweise am Morgen, weil du durch den Nachtschlaf erfrischt bist, und während des Schlafes, wird uns gesagt, erhält das Höhere Selbst Unterweisung und Stärke. Es ist für einen Geschäftsmann schwer, diese halbe Stunde innezuhalten, aber es kann getan werden. Ich kenne einen Fall, wo ein junger Geschäftsmann, der um einhalb acht im Geschäft sein mußte, jeden Morgen selbst eine halbe Stunde früher als gewöhnlich aufwachte und den Schlaf dem Ruf der Pflicht opferte. Das war wenig genug, und doch, wieviele würden selbst jeden Morgen um sechs aufwachen, nicht danach fragend, wann sie



schlafen gegangen oder wie müde sie wären? Während jener halben Stunde lies, bete oder meditiere, wie es zu deiner Gemütsverfassung am besten paßt; aber denke immer daran, daß die Zeit, die du wählst, von nun an genau innegehalten werden und kein Wechsel ohne triftigen Grund stattfinden sollte. Versuche zu handeln, als wenn jene Zeit eine Verabredung mit dem Meister wäre, versuche seine Gegenwart zu verwirklichen und denke von ihm als dir nahe und wachend über jeden deiner Gedanken und deine Anstrengung. Bald möchtest du um jeden Preis nicht mehr deine Verabredung mit ihm vermissen; und der Gewinn, den du von einem beständigen Befolgen dieser Regel hättest, würde die ganze Atmosphäre deines Lebens verändern. Versuche es und überzeuge dich.

Als Ergänzung zu dieser halben Stunde finden viele Hilfe und Ermahnung, wenn sie andere Zeiten am Tage festsetzen, die in den Plan ihres persönlichen Lebens hineinpassen. Um zwölf z. B., wenn alle Glocken erklingen und die Pfeifen ertönen, kannst du mit dir übereinkommen, einen Augenblick zu pausieren und dich zu sammeln, ein Gebet zu sagen oder einen kurzen Abschnitt in einem religiösen Buch zu lesen. Immer sollte alle freie Zeit, die du hast, sorgfältig und systematisch herausgezeichnet werden, sollte jede halbe Stunde ihre bestimmte Pflicht haben. Jene Pflicht kann das Lesen einer Novelle sein oder irgend eine andere Art der Erholung, aber sobald du dir vorgenommen hast, von 9,30—10 zu lesen, dann l i e s, und um 10 höre auf, wenn es so festgesetzt war, ungeachtet dessen, was der Held im Begriff ist zu tun. Solche Disziplin ist die beste Übung, und in dem Bereich der Möglichkeit eines jeden Menschen, was auch sein Lebensweg sein mag. Überdenke deine Pflichten sorgfältig und mache dein Leben nicht zur Last; aber denke daran, daß das, was du tust, mit dem größten Interesse und der größten Liebe beobachtet wird, einerlei wie unbewußt du dir auch dessen bist. Solche Regeln existieren in der Loge, und je ernster du als Sucher bist, je aufrichtiger du zu lernen, zu wissen, zu werden wünschst, um soviel mehr wirst du deine Zeit regeln und das verfolgen, was du angefangen hast. Bis du dieses nicht wenigstens eine be-



trächtliche Zeit getan hast, bis du bewiesen, daß man sich auf dich verlassen kann, kannst du keine besondere Hilfe erwarten. Wenn du solchem Lauf des Handelns ernsthaft folgen kannst, fest, dich hinwegsetzend über Enttäuschung und Fehlschlag, wirst du am sichersten die Aufmerksamkeit, die du wünschst, auf dich lenken. Solche Anstrengungen sind zu kostbar, um immer übersehen zu werden, obgleich du nicht über die Länge der Zeit, die erforderlich ist, bevor deine Belohnung stattfinden kann, urteilen kannst.

Was deine täglichen Aufgaben betrifft, die dein Lebenswerk zur Zeit ausmachen, was sie auch sein mögen, häusliche Pflichten, Geschäfte, Belehrung — so können diese nur durch die Motive und den Geist, den du in sie hineinlegst, beherrscht werden. Auf die „Qualität“ der getanen Arbeit kommt es gar nicht an, sagt einer der Meister über dieses Thema. Sofern wir unser bestes getan haben, sollte das Resultat uns nicht weiter kümmern. Lerne dich von deinem Werk zu trennen, in dem Sinne, daß du nicht zuläßt, daß dein Werk und seine Resultate irgend einen Einfluß auf dich haben. „So gelangt der Lernende zu der Einsicht, daß er weder »Gutes« noch »Böses« tun soll (in dem angenommenen Sinne), sondern eine gewisse Anzahl ihm übergebener Handlungen; daß er niemals so sehr auf die Art seines Handelns, als auf die Art seines Motivs sehen soll, denn sein Handeln folgt notwendigerweise aus seinem Motiv.“ Das ist die Arbeitsart eines wirklichen Chelas und du bist, wenn du es wünschst, gerade so fähig dazu, wie sonst jemand.

Was die Bestrafungen anbetrifft, so lasse sie nicht nur bloß unangenehm werden, sondern suche jene herauszufinden, welche dir helfen werden, das zu lernen, was du dir zu lernen vorgenommen hast. Folge der alten Regel, die entgegengesetzte Tugend zu pflegen. Wenn du zu spät aufstehst (und du sollst aus vielen einleuchtenden Gründen eine festgesetzte Zeit zum Aufstehen haben), was war dann der Fehler? Vielleicht Trägheit oder Faulheit? Nun gut, bestrafe dich, indem du energisch bist, etwas über die Zeit arbeitest und frühzeitiger den andern Verpflichtungen während des Tages nachkommst. Hierdurch



bildest du gute Gewohnheiten sowohl im Denken als im Handeln aus, und alsbald wirst du fast zum Bett herausspringen, wenn die Zeit da ist.

Eine solche Regel könnte und sollte unser Interesse erwecken. Es sollte auch eine Sache des Wachstums sein, weil, wenn du dich besser kennst, du lernen wirst, wie deine niedere Natur am besten zu behandeln ist. Aber wechsle nicht so leicht und täusche dich nicht selbst — der Versucher überlistet immer und nimmt uns hinterrücks. Ein gerader Angriff von vorn ist selten möglich, weil er nicht dort ist. In deinen höheren Augenblicken gebrauche deine Geschicklichkeit, Wege auszudenken, die Niederlage und den Fehlschlag abzuwehren, weil alle unsere Fähigkeiten — nicht bloß reine Willenskraft — gebraucht werden müssen, um dieses Gefecht zu gewinnen. Wir müssen unser Gemüt veranlassen, uns zu helfen, weil es gewöhnlich unser schlimmster Feind ist. Das ganze Problem liegt für einen Anfänger in seiner mentalen Haltung, und durch die Beobachtung einer Regel werden die Gewohnheiten des Gemüts geregelt und die Gedanken in die richtige Bahn gelenkt. Jeder Mensch kann sich diese Übung auferlegen, und jeder Mensch muß es eines Tages tun. Dies ist Jüngerschaft.

Diese Mittelstufe muß in der Tat als Bindeglied erkannt werden. Es gibt, sozusagen, drei Stufen. Da ist der einsame Sucher nach Wahrheit, dem nichts außer dem Licht seines Gewissens hilft, welches zu des Meisters Stimme wird, wenn er fortschreitet und im okkulten Sinne zu „hören" lernt. Da ist der angenommene Chela, der in bewußter Vereinigung mit dem Meister ist. Was liegt dazwischen? Nichts als die bewußte und fortdauernde Anstrengung, das Höhere zu erreichen, durch Erlangung absoluter Herrschaft über das niedere Selbst. Andererseits werden wir dem langsamen und mühevollen Schleifen des Zeitrades überlassen. Denke nicht, daß du jetzt eine kräftige Anstrengung zu machen hast, jeden inneren Nerv bis zum äußersten anzuspannen, um dein Recht „zu werden" zu beweisen — es ist die Summe kleiner Anstrengungen, welche solch eine Krisis ermöglicht. Dies ist das Gesetz. Und die Meister, die heiligen, geduldigen, lange duldenden und uner-



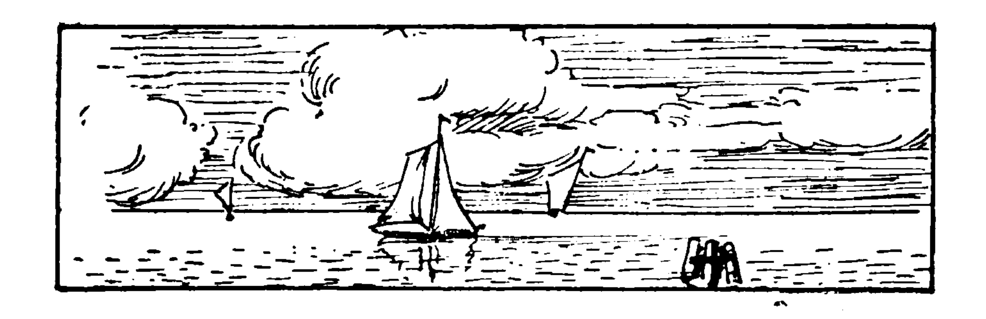
müdlichen Meister, sie sind die wahren und treuen Diener des Gesetzes. Lerne das Gesetz, lerne dem Gesetz zu gehorchen, wie es in deiner eigenen Ansicht über Recht und Unrecht ausgedrückt ist, und du wirst ihnen dienen. Niemals ist ihnen ein Dienst geleistet worden, der nicht in großmütigster Weise belohnt wurde. So daß diejenigen, welche es dunkel erkennen können, mit Ehrfurcht vor solchem wunderbaren göttlichen Erbarmen erfüllt sind. Jeder Sucher, jeder Arbeiter, einerlei wie gering er ist, hilft die große Last tragen, und die Meister warten — warten durch Zeitalter, bittend, hoffend, uns anflehend, nur zuzuhören, anzunehmen und ein wenig zu versuchen. Wie viele versuchen, auch nur ein wenig?



Des Volkes Freiheit und Selbständigkeit ist angegriffen, wenn der Gang seiner Entwicklung durch irgend eine Gewalt abgebrochen werden soll, es einverleibt werden soll einem anderen sich entwickelnden Streben zu einem Reiche, oder auch wohl zur Vernichtung alles Reichs und alles Rechts; das Volksleben, eingeimpft einem fremden Leben oder Absterben, ist getötet, vernichtet und ausgestrichen aus der Reihe. Da ist eigentlicher Krieg, nicht der Herrscherfamilien, sondern des Volkes: die allgemeine Freiheit und eines jeden besondere ist bedroht; ohne die kann er leben gar nicht wollen, ohne sich für einen Nichtswürdigen zu bekennen. Es ist darum jedem für die Person und ohne Stellvertretung — denn jeder soll es es ja für sich selbst tun — aufgegeben der Kampf auf Leben und Tod.

(Aus Fichtes Vorlesung über den Begriff des wahren Krieges.)





Briefe an Freunde.

IV.

Lieber Freund!

Ich bin im Besitze Ihres Briefes. Er ist, wie Sie selbst zugeben, nicht sehr logisch, und dennoch denke ich ihn besser zu verstehen, als Sie glauben. Ich will versuchen, meine Auffassung klar wiederzugeben.

Gestern waren Sie enttäuscht. Es war nicht leicht für Sie zu kommen. Sie mußten hin und her überlegen, wie Sie die Zeit dafür erübrigen sollten. Aber Ihr Anliegen war sehr dringend, und Sie fühlten, daß Sie kommen mußten. So kamen Sie denn, und kamen voller Freude, Hoffnung und Dankbarkeit im Herzen, daß Freunde da waren, zu denen Sie kommen konnten und deren Rat Sie vertrauen durften. Als Sie jedoch da waren, sahen Sie, daß auch andere kamen, und statt der vertraulichen Unterhaltung, die Sie erwarteten, und der Inspiration, die Sie oftmals empfangen hatten, fanden Sie jetzt weiter nichts, als was Ihnen die Alltäglichkeiten des geselligen Verkehrs zu sein schienen.

Sie fühlten, daß Ihr Bedürfnis von ungekünstelter Art war und erkannt werden mußte. Immer wieder erschien es Ihnen, als ob Gelegenheiten vorhanden waren, die Sie hätten ergreifen können, um allein mit Ihrem Gastgeber zu sein, wie Sie es wünschten; oder doch wenigstens die Unterhaltung zu tieferen und lebhafteren Themen zu führen. Aber niemand ging darauf ein; und als Sie dann, müde, enttäuscht und bedrückt, hinweggingen, sagten Sie sich zwar selbst, daß es so sein mußte,



fühlten aber doch in Ihrem Herzen, daß es ganz anders hätte sein können und sein sollen. Dieses Gefühl wurde noch in Ihnen verstärkt und damit zugleich eine gewisse Bitterkeit und Groll, als Sie dann nach Hause gingen und Ihr Problem noch immer ungelöst war. Ihr Gemüt begann mit Ihnen zu reden und zu streiten. Es sagte Ihnen, daß Sie ein Tor wären, auf andere zu vertrauen oder außerhalb sich selbst nach Hilfe zu suchen. Es wies hin auf alle gebrachten Opfer und fragte, zu welchem Zwecke diese dargebracht wurden. Ermüdet lauschten Sie und glaubten, daß es klar wäre, daß Sie Ihre Erlösung selbst zustande bringen müßten und daß Ihre Bedürfnisse nicht verstanden werden könnten.

Ihr Brief sagt nichts von all dem. Aber war das nicht in Ihrem Gemüt verborgen, als Sie schrieben?

Ich erinnere mich, wie ich vor Jahren zum erstenmale eine ähnliche Enttäuschung erlebte. Es geschah mir nicht nur einmal, sondern Tag für Tag auf Wochen hinaus. Alles, was Ihnen Ihr Gemüt zugeflüstert hat, sprach es auch zu mir, verräterisch und treulos, immer bereit abzuleugnen, was es gesprochen, aber dennoch sein Gift zurücklassend. Ich fühlte mich selbst überbürdet und vereinsamt, meine Bedürfnisse ungestillt, meine Gebete ungehört. Dann kam eines Tages ein Freund zu mir, der unangemeldet kommt und geht; er stand da und sah mich an. Seine Augen haben eine seltsame Macht. Denn wenn er etwas betrachtet, ist es, als betrachte man es mit ihm, als sehe man mehr mit seinen Augen, wie mit den eigenen. Es sind sehr ruhige Augen, still und dunkel, aber in ihren Tiefen ist ein Feuer und dieses Feuer erleuchtet alles, was er anblickt, und dann kann man hinter die Schatten sehen. So stand er und schaute, und ich schaute mit ihm, bis ich es nicht länger ertragen konnte. Dann setzte er sich und sprach mit mir.

Ich erinnere mich nicht, wovon er zuerst sprach; denn meine Gedanken beschäftigten sich noch immer mit dem, was seine Augen mich gelehrt hatten. Wir können nicht wissen, was uns selbst am meisten not tut, blind, wie wir sind in Bezug auf das, was verborgen liegt in unseren eigenen Herzen



und Gemütern. Aber das Eine können wir wissen: Jenen, die sehen und hören, ist keine Not unbekannt, sie überhören kein Gebet, noch lassen sie es unbeantwortet.

„O ihr Kleingläubigen!" Ich dachte der vergangenen Wochen; jeder Tag war eine Anklage für mich. Unaufhörlich war mir die Substanz meiner Gebete dargeboten worden und stets hatte ich sie zurückgewiesen, weil es eben die Substanz war und nicht die Form, die ich mir gedacht hatte. Innerhalb der Form der Verweigerung war die Gabe selbst enthalten. Tag für Tag war die Lösung meines Problems für mich ausgearbeitet worden, was ich allmählich erst einzusehen begann, als mich die absichtliche Verweigerung, deren Ursache ich in den Umständen suchte, dazu trieb. Hätte ich nur sehen können! Warum sah ich nicht?

Hier begegnete ich wieder meines Freundes Augen. Und wiederum war die Antwort klar. Ich hatte nicht geglaubt, noch vertraut. Ich war in mir selbst aufgegangen, obgleich ich mir einbildete, daß meine Besorgnis das Gegenteil bewirkt hatte; ich war mir so sicher, welcher Art die Antwort auf mein Gebet sein mußte, daß ich keine andere Antwort annehmen wollte. Ich glich einem Bettler, der Gold verschmähte, weil er um Kupfer gebeten hatte, und der nicht wußte, wieviel er für Wohnung und Nahrung bedurfte.

Mein Freund lächelte und erhob sich, um zu gehen. Aber bei seinem Lächeln schwand die letzte Spur meines Selbstbedauerns. Die Fenster waren weit geöffnet und die reine Luft und der belebende Sonnenschein strömten herein. Ich lächelte auch und sagte ihm, daß ich ihn kein Wort hätte sprechen hören. Und als ich sprach, wußte ich, daß weder damals noch während der vergangenen Wochen irgend welche Worte nötig gewesen waren. Die Schwierigkeit und Verdunkelung hatte nicht in meinem Problem gelegen, sondern in den Wolken der Furcht und des Zweifels, die sich infolge meines ängstlichen Grübelns über meinem Problem erhoben hatten.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß wir die Worte nicht mehr nötig haben. Wir haben sie sehr oft nötig. Wenn wir sie aber nötig haben oder wenn wir glauben, sie nötig zu



haben, dann sollten wir ganz einfach und direkt um das, was wir wünschen, bitten. Wenn uns aber unsere Bitte verweigert wird oder wenn die Umstände ihre Erfüllung unmöglich machen, dann sollten wir in der Verweigerung und in den Umständen nach deren Bedeutung und Lehre suchen. Umstände sind niemals Hindernisse, sondern stets Gelegenheiten, und die Verweigerung kann niemals mehr als die Form betreffen.

Der Okkultist muß im tiefsten und wahrsten Sinne immer ein Opportunist sein. Der „schmale, alte Pfad, der zum Ewigen führt", windet sich bei jedem Schritt durch Umstände hindurch. Wie Emerson gesagt hat, ist derjenige, der auf diesem Pfade wandelt, „gleich einem Schiff in einem Fluß; er läuft auf jeder Seite gegen Hindernisse, außer einer einzigen Seite; auf dieser Seite sind alle Hindernisse hinweggeräumt, und er gleitet ruhig über immer tiefer werdende Stromrinnen in eine unendliche See".

Eingeengt und abgegrenzt, wie unser Leben ist, vergessen wir, daß es die Ufer des Stromes sind, die ihn fließend erhalten. Ohne die Verweigerung würde unsere Aspiration zu oberflächlich sein, um uns zum Ziele zu führen.

Aber, viel mehr als das meine ich, wenn ich sage, daß, wenn wir den Pfad der Schülerschaft beschreiten wollen, wir Opportunisten werden müssen, in einem Sinne, in dem das Wort selten gebraucht wird, in welchem es hier aber angewendet sein mag, aus Mangel an einem besseren. Wir müssen den Gedanken an Hindernisse irgend welcher Art, oder an die Möglichkeit der Verweigerung hinter uns zurücklassen. Wir müssen alle Dinge als Gelegenheiten erkennen, müssen die geistige Alchemie erlernen, welche das unscheinbarste und geringste Metall in Gold verwandelt; welche die gewöhnlichen Geschehnisse des täglichen Lebens, wie Schmerz und Freude, Arbeit und Spiel, Erfolg und Niederlage, das Lächeln eines Freundes oder die Verachtung und Beleidigung eines Feindes ergreift, und aus ihnen allen Nahrung für der Seele Wachstum, Weisheit für ihre Schulung und Kraft für ihr Werk herauszieht. Wir müssen lernen, die Umstände und alles, was zu uns kommt, als vom Meister kommend anzusehen; müssen erkennen, wie

sie alle das Geschenk seiner Liebe für uns enthalten, wie sie dazu angetan sind, den Bedürfnissen, um deren Erfüllung wir gebeten haben und die der Meister von Grund auf kennt, gerecht zu werden. Wir müssen lernen, in den Umständen die Antwort auf unsere Gebete zu sehen.

Ich möchte dies gerne so faßlich als möglich machen. Wenn wir einmal dem Meister unsere Herzen gegeben haben und darum gefleht haben, daß er uns den Pfad, den er uns angedeutet hat, entlang führen möge, dann werden wir beim Wort genommen. Unser Gebet ist vermerkt worden und wird in Erinnerung behalten, und die Antwort auf das Gebet ist zu lesen in den Umständen unseres Lebens. Unsere Tage kommen durch des Meisters Hände zu uns. Die Meister sind die Herren von Karma. Durch sie wird das Gesetz erfüllt. Aber durch sie wird auch die Liebe erfüllt, die die Grundlage des Gesetzes ist. Unser Karma ist unser eigenes Machwerk; die Gegenwart ist der Sprößling der Vergangenheit und die Zukunft der Sprößling der Gegenwart. Aber das Gesetz, durch welches dieses Wachstum vor sich geht, durch welches gerade diese Wirkung und nicht eine andere auf eine gegebene Ursache folgt, ist nicht unser eigenes Machwerk. Noch ist es eine rein blind wiedervergeltende Gerechtigkeit, »Auge um Auge, Zahn um Zahn«, wie in dem alten jüdischen Gesetz. Es ist vielmehr das Gesetz des Lebens, welches das Heilmittel auf die Wunde legt; immer heilend, stets für Gesundheit, Wachstum und Besserung wirkend. Es ist das nach außen Arbeiten des im Inneren wohnenden Prinzips der Liebe, des Geistes der Liebe, welcher alle Gesetze belebt und jedes Atom des Universums durch viele Leben hindurch dem Göttlichen entgegenträgt.

Somit sind also die Meister die Herren von Karma, denn sie arbeiten mit dem Gesetz, nicht dagegen. Wenn wir ihnen unser Leben geben, dann lösen sie nicht die Kette von Ursache und Wirkung oder ändern mit einem Male alle unsere Umstände. Sie übernehmen unser Karma, so wie es ist. Aber sie übernehmen auch die Kraft unserer Aspiration und unseres Gebets; und sie weben die entsprechende Kraft des unendlichen Mitleids wie einen goldenen Faden in unseren Tageslauf hinein.



Wir müssen lernen, diesen goldenen Faden in allen Dingen zu erblicken. Er läuft durch alle Umstände, wenn auch noch so verwickelt. Es ist der Faden der Belehrungen, der Aufgaben, die der Meister uns beibringen möchte. Und es ist der Schlüssel zu unserem Leben.

Verstehen Sie jetzt, was ich meine, wenn ich sage, daß die Umstände niemals Hindernisse sind? Daß jeder Umstand uns eine Gabe von dem Meister bringt — die Antwort auf unsere Gebete? Leider aber vergessen wir unsere Gebete, während jene, zu denen wir beten, nicht vergessen. Wir beten um Gelegenheiten; wenn aber unser Gebet erhört ist, dann empfinden wir es als eine Last.

Eine andere Schwierigkeit ist unsere Unachtsamkeit. Wir sind nicht so sehr blind, als vielmehr in uns selbst vertieft und unaufmerksam. Gleich wie ein Mensch, der von sehr dringenden Angelegenheiten in Anspruch genommen ist, durch eine Menschenmenge sich drängt und an seinen Freunden vorbeiläuft, ohne sie zu erkennen, so stürzen auch wir, von uns selbst in Anspruch genommen und vom Eigenwillen getrieben, durch die Ereignisse des Tages, ohne die Geschenke zu erkennen, die ein jedes für uns bereit hält.

Lebten oder wanderten Sie jemals zusammen mit einem Menschen, der einer fixen Idee unterworfen war? Ich meine jene Art von Menschen, die ihr Gemüt auf ein bestimmtes Vorhaben, auf eine Wanderung für morgen, festlegen, und die dann, wenn das Wetter schlecht ist oder irgend ein ungünstiger Zwischenfall es verhindert, keines von den hundert anderen Dingen ausführen, die sich ihnen anbieten (die sie aber alle einmal auszuführen beabsichtigt hatten), sondern sich nur hinsetzen und grübeln, murren und klagen, weil sie an diesem einen Tag nicht diese eine Idee ausführen können, die sie sich vorgenommen hatten? Es ist die Art und Weise, in der viele von uns durch das Leben gehen. Wenn wir einsehen, wie töricht dies ist, dann lernen wir die Wahrheit der Lehre Christi: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen." Oder, wie es im Französischen heißt: „Gesegnet sind die de bon air." Und mir selbst ist diese letztere Lesart



lieber, denn sie bringt des Schülers „ungetrübte Heiterkeit des Herzens“ deutlicher zum Ausdruck.

Aufmerksamkeit, Sammlung, Selbstbeherrschung. Das ist es, was uns am meisten not tut. Die Grundlage davon ist der Glaube. Wenn wir sie aber uns zu eigen machen, so wird unsere Erfahrung die Grundlage. Vielleicht tut uns der Mut nicht weniger not. Denn die Bedingung des Kampfes, den der Mensch austragen muß, wenn er auf dieser Erde geboren wird, ist diese: daß er leiden muß, wenn er unterliegt, wie du gesagt hast; wenn er aber den Sieg erringt, so wird er die Dinge, die ich erwähnte, empfangen.

Aufrichtig

Ihr John Gerard.



In dem Augenblick, wo der Staat ruft: Jetzt gilt es mir und meinem Dasein! muß die soziale Selbstsucht zurücktreten und jeder Parteihaß schweigen. Der einzelne muß sein eigenes Ich vergessen und sich als Glied des Ganzen fühlen; er soll erkennen, wie nichtig sein Leben gegenüber dem Wohl des Ganzen ist. Darin eben liegt die Hoheit des Krieges, daß der kleine Mensch ganz verschwindet vor dem großen Gedanken des Staates; die Aufopferung der Volksgenossen füreinander zeigt sich nirgendwo so herrlich wie im Kriege. In solchen Tagen scheidet sich die Spreu von dem Weizen. Heinrich v. Treitschke.







Was ist der Wert der Buße im Lichte der Lehre von Karma?

Wenn wir Karma als das Gesetz von Ursache und Wirkung betrachten, in der Weise, daß die Wirkung je nach der Art der Ursache unfehlbar gut oder schlecht ist; wenn wir glauben, daß Karma alle Lebenserscheinungen beherrscht und daß das Leben sich einer Offenbarung von Wahrheit und Liebe entgegenentwickeln sollte, – dann ist Buße im Lichte von Karma sehr wertvoll. Buße, wie ich sie verstehe, ist tiefes Bedauern für falsches Tun, gewöhnlich in Begleitung einer heftigen Anstrengung, das Schlechte wieder gutzumachen. Da jede Tat, jeder Gedanke eine Kette von Ursache und Wirkung hervorruft, die länger oder kürzer ist, je nach dem Grade der Kraft, durch die sie hervorgerufen wurde, so würde echte Buße eine lebendige Kraft haben, die die Wirkung der Tat oder des Gedankens aufzuheben vermag. Buße würde den angefangenen falschen Impuls aufhalten und einen neuen Impuls in der entgegengesetzten, positiven Richtung entstehen lassen.

Bloßes Bedauern, ohne lebendige Anstrengung zum Guten, würde eine so geringe Kraft darstellen, daß es die Wirkungen der Vergangenheit kaum aufhalten würde, wenn es auch eine ähnliche schlechte Tat in der Zukunft vielleicht zu hindern vermöchte. A. F.





Indische Sagen. – Übersetzt von Adolf Holtzmann. Neuherausgabe von M. Winternitz. Preis kart. M. 15,–, in Leder geb. M. 20,–.

In einer prächtigen neuen Ausgabe erscheinen hier Holtzmanns „Indische Sagen" bei Eugen Diederichs. Holtzmann ist es gewesen, der die eigentliche indische Heldendichtung der beiden großen Epen Mahabharata und Ramajana in deutscher Sprache dichterisch bearbeitet hat. Seine „Indischen Sagen" werden immer ein Fundamentalwerk auf diesem Gebiete sein, und die Neuherausgabe ist daher freudig zu begrüßen. Mit welcher Begeisterung wurde das Werk schon bei seinem ersten Erscheinen aufgenommen. Hebbel schrieb u. a.: „Ja, das ist Poesie für alle Völker, das verdient, aus seiner toten Sprache in alle lebenden hinübergerettet zu werden, das ist ein Gewinn für jede Literatur." Und Richard Wagner schrieb an Mathilde Wesendonck: „Ihre Lektüre ist meine einzige Wonne hier gewesen. Alle sind schön, aber Sawitri ist göttlich, und wollen Sie meine Religion kennen lernen, so lesen Sie Usinar. Wie beschämt steht unsere ganze Bildung da vor dieser reinsten Offenbarung edelster Menschlichkeit im alten Orient." Wir finden hier bei Holtzmann die edelsten Perlen der indischen Sagenwelt übersetzt: „Bhishmas Geburt" und „Sawitri", „König Nal" und „Jajati", „Roma" und vieles andere. Und der Verlag Eugen Diederichs hat für ein prächtiges altes Äußere gesorgt, sodaß wir uns gleichsam bei der Lektüre in die Zeiten Holtzmanns zurückversetzt fühlen und die Freuden der damaligen Leser zu kosten glauben.





Bericht der jährlichen Konvention der Theosophischen Gesellschaft.

Die jährliche Konvention der Theosophischen Gesellschaft wurde am 25. April 1914 in New-York City abgehalten. In seiner Begrüßungsrede sagte Mr. Johnston, der Vorsitzende, Folgendes:

„Mehr als einmal ist es bei solcher angenehmen Gelegenheit meine Pflicht gewesen, den Punkt der Wirklichkeit in des Jahres Erfahrung anzudeuten. In manchen Jahren haben wir Ermutigung nötig gehabt; wir mußten erinnert werden, daß der Mut dem besten Teil unserer Natur angehört. In Jahren des Erfolgs wurde die Mahnung gegeben, daß wir uns durch Erfolg nicht hinreißen lassen sollen, daß wir im guten Wetter auf Stürme acht geben müssen.

„Die Wahrheit im Gleichnis vom Säemann ist im Leben der Theosophischen Gesellschaft bedeutsam. Während der Zeit vom Jahre 1875 bis zum Jahre 1899 wurde die Saat weit und breit verstreut. Und weil vieles auf dornigen und vieles auf flachen Grund fiel, schien es, als ob diese Art des Wachstums sich verbreiten würde. Heute ist nur die Saat geblieben, welche auf guten Grund fiel – »erst der Halm, dann das Blatt, dann die volle Ähre«.

„Lange Zeit muß vergehen, bis eine theosophische Ernte reif geworden ist. Weil die Flächen in früheren Jahren größer waren wie die Flächen von heutzutage, wollen wir nicht dazu geführt werden, zu denken, daß es notwendigerweise Zeit ist, nochmals weit und breit zu säen. Wir wollen viel eher erkennen, daß es Zeit ist, die Ähre mit Körnern zu füllen.

„Wir dürfen nicht ungeduldig erwarten, daß die Fläche größer wird. Sorgfältig müssen wir das Unkraut ausjäten und die Saat bewässern. Unsere gegenwärtige Aufgabe soll sein: Material zu liefern, um die Ähre mit Körnern zu füllen."

Es wurde berichtet, daß 27 Zweige vertreten waren: 15 in den Vereinigten Staaten, 5 in Deutschland, 1 in Österreich, 1 in England, 1 in Norwegen, 3 in Venezuela, 1 in Schweden.

Wie in früheren Jahren wurde der Vorsitzende des Zweiges, dessen Gastfreundschaft die Konvention genießt, zum Vorsitzenden der Konvention



gewählt. Prof. Mitchell nahm die Wahl an und bemerkte, daß es leicht gewährte Gastfreundschaft sei, welche das Beste, was man hat, willkommen heißt. Als Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft sind wir alle eifrig bestrebt, mehr zu tun – wir wünschen das Beste, was wir sind, miteinander zu teilen: noch mehr, wir wünschen gewiß, das miteinander zu teilen, was uns in der Erfahrung des vergangenen Jahres gescheut hat, unsere Aspiration zu erneuern, das Feuer des Gehorsams in unserm Herzen zu entfachen, den Willen, der dienen will, dynamisch zu machen, ohne auf die Kosten zu achten.

Es folgte die Wahl mehrerer Geschäfts-Ausschüsse, dann gab Mr. Johnston seinen Bericht als Vorsitzender des Exekutiv-Komitees. Er erwähnte einige Prinzipienfragen, welche während des Jahres entstanden waren, und betonte nochmals, daß die Theosophische Gesellschaft Mitglieder annehmen muß, daß die Zweige dagegen das Recht haben, sich zu weigern, neue Mitglieder aufzunehmen aus Rücksicht auf die Art ihrer Arbeit. Ein zweiter Punkt hatte Bezug auf die Namen neuer Zweige. Solche Namen sollen immer von den Namen schon existierender Zweige zu unterscheiden sein.

Es folgte der Bericht des Sekretärs, Mrs. Gregg, welcher viel Interessantes enthielt: Deutschland hat am meisten neue Mitglieder eingeführt: 37. Sie berichtete über die mannigfaltige Korrespondenz, über die Buchabteilung und erwähnte, daß Mr. Johnstons Bhagavad Gita und Yoga-Aphorismen in allen Teilen der Welt begehrt werden. Das „Theosophical Quarterly" behauptet seine erfolgreiche Tätigkeit und stellt für viele „das einzige Licht dar, das sie bisher gefunden haben: das Licht, von dem und nach dem sie leben".

Der Bericht des Schatzmeisters zeigte, daß der finanzielle Zustand sehr gut war.

Ein besonderer Bericht von dem Schriftleiter des „Quarterly" enthielt einige interessante Punkte. Mr. Griscom sagte:

„Letztes Jahr, als ich zum zehnten Male über das ›Quarterly‹ sprechen sollte, sagte ich, daß alle meine eigenen Ideen erschöpft waren, und bat meinen Sohn, mir einige neue Ideen zu geben, und er war bereit, es zu tun. Als ich mich dieses Jahr in derselben Verlegenheit fand, bat ich ihn wieder, mir einige gut gewählte Gedanken zu verschaffen; er aber weigerte sich, dies zu tun und sagte, daß ich ihm einen schlechten Streich letztes Jahr gespielt habe. Dann wendete ich mich an Mr. Hargrove, welcher den erfreulichen Vorschlag machte: ›Du wirst nicht ewig leben. Kannst Du uns nicht sagen, was Deine Richtung ist, so daß man fähig sein wird, die Zeitschrift weiter führen zu können, wenn Du tot bist?‹ Dieses hat mir eingeleuchtet.

„Von Anfang an haben wir ein Prinzip verfolgt – alles Persönliche zu vermeiden. In allen den Jahren, seitdem das ›Quarterly‹ veröffentlicht worden ist, hat es niemand angegriffen, hat niemals Bezug auf Individuen genommen, ausgenommen in Prof. Mitchells Artikel ›Theosophie und die



Theosophische Gesellschaft«, in welchem es nötig war, sich mit Individuen bis zu einem gewissen Grade zu beschäftigen, um die wahre Stellung der Theosophischen Gesellschaft ein für allemal aufzuzeichnen. Wir konnten dann alle Menschen auf diese Schrift aufmerksam machen und alles ähnliche in der Zukunft vermeiden. Wir sind Prof. Mitchell sehr dankbar, daß er eine solche traurige Aufgabe so vollkommen erfüllt hat..... Die Zeitschrift beschäftigt sich mit einer persönlichen Klarlegung aller Ansichten von Schriftstellern über jeden möglichen Gegenstand.

„Ein zweiter Punkt ist, daß die Gesellschaft für den Inhalt der Zeitschrift gar keine Verantwortlichkeit trägt, ausgenommen für die gelegentlichen offiziellen Dokumente. Die Zeitschrift steht auf dem Standpunkte der Toleranz. Wir geben gelegentlich Artikel heraus, mit denen wir garnicht übereinstimmen. Wir sind bestrebt, jede Nummer so vielseitig und ausgeglichen wie nur möglich zu gestalten. Die Heiligen Schriften des Ostens werden durch Mr. Johnstons vortreffliche Artikel vertreten. Dem Christentum wird stets ein Artikel gewidmet; ebenso finden die Lehren von H. P. Blavatsky, als Theosophie bekannt, einen Platz. Der praktische Aspekt, die Andacht, wird als wichtig angesehen, um den Menschen etwas zu tun zu geben. Unser Ziel ist, eine genügend gelehrte, wissenschaftliche Zeitschrift zu sein, aber wir sind besonders bestrebt, Nachdruck auf das Leben zu legen. »Fragmente«, »Theosophische Gespräche«, »Briefe an Freunde«, welche sich mit dem inneren Leben beschäftigen, sind die wertvollsten Artikel, die wir bieten."

Da die aufbauende Arbeit an einer Zeitschrift stets die Anstrengungen einer Person darstellt, wurde dem Schriftleiter, Mr. Griscom, der besondere Dank der Konvention gezollt.

Die Berichte der Zweige enthalten viele Anregungen. Mr. Hargrove, Vorsitzender des New-Yorker Zweiges, sagte u. a.:

„Als eine Gruppe nennen wir uns nicht Theosophen, weil das zu anspruchsvoll wäre. Wir betrachten Theosophie als ein Ideal, welches wir erarbeiten müssen, welches aber stets zurücktritt, sobald wir uns ihm nähern. — Wir sind Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft und streben, Theosophen zu werden. Wir erreichen schließlich einen Punkt, wo wir anerkennen, daß wir selbst nichts tun können; wir erkennen, daß das Universale Dinge durch uns ausführen muß, indem es in uns Dinge vollbringt. Der New-Yorker Zweig hat seine Verantwortlichkeit in dieser Hinsicht zu Herzen genommen. Wir haben als Zweig entdeckt, daß es absolut nutzlos ist, über Theosophie zu reden, intellektuelle Ideen zu verbreiten. Die Annahme eines Glaubensbekenntnisses, ob theosophisch oder anders genannt, macht den Glauben nicht aus. Ein Mann kann sagen, daß er an die Bruderschaft der Menschen glaubt; wenn er nicht danach handelt, danach lebt und denkt, dann glaubt er nicht daran — der Mensch lebt das, was er glaubt. Wenn ein Mensch sich Christ nennt und von Beruf ein Dieb ist, dann ist er kein



Christ, sondern ein Dieb. Es ist furchtbar einfach. Wir können nur das geben, was wir sind.

„Vor Jahren, im Beginn der Bewegung, mußte viele grundlegende Arbeit von H. P. Blavatsky und W. Q. Judge getan werden. Während des Lebens von Mr. Judge waren wenige Mitglieder der Kindergartenstufe entwachsen. Er wollte einige finden, die ihn verstehen konnten. Er war immer bestrebt, die spirituelle Wirklichkeit zu geben. Er wollte Wissen aus erster Hand geben und nicht aus Büchern. Er wußte, daß Wissen nur erreichbar ist, indem man den Willen von dem Vergänglichen zu dem Unvergänglichen wendet. Während seines Lebens glaube ich nicht, daß es mehr wie drei oder vier Menschen gab, welche anfingen, ihn zu verstehen oder das Ziel, wonach er strebte, zu erkennen.

„Nach und nach wuchs die Gesellschaft. Der Allmächtige sichtete diejenigen aus, welche wegen psychischer oder intellektueller Hindernisse unfähig waren, das, was W. Q. Judge wirklich lehrte, zu erkennen. Als Gesellschaft haben wir eine Stufe des Wachstums erreicht, wo wir wirklich anfingen, etwas über Theosophie zu verstehen.

„Der New-Yorker Zweig schmeichelt sich, daß er anfängt, Zeichen des Jünglingsalters zu zeigen, weil er Interesse an den Dingen nimmt, welche den Willen betreffen. In unserem Zweig ist die Neigung, Fragen über Jüngerschaft oder das, was man den religiösen Aspekt der Theosophie nennen kann, zu erörtern, spontan geworden. Dies bedeutet nicht, daß wir unser Interesse an anderen Dinge verlieren, sondern, daß wir lernen, diese zum Zwecke der Jüngerschaft zu gebrauchen. Wir können niemals dem Göttlichen dienen, wenn wir nicht dem ähnlich werden, dem wir dienen wollen. . .

„Wieder und immer wieder möchte ich die Freude und Herzlichkeit erwähnen, welche in einer solchen Versammlung vorhanden ist, unter Mitgliedern, welche für ein gemeinsames Ziel arbeiten, unterstützt, wie die Gesellschaft ist, von der größten, spirituellen Kraft im Universum – der dünnen Schneide eines Keils gleich, der weiter und weiter in die materialistischste Zivilisation hineingetrieben wird, die die Welt jemals gesehen hat. Die Schneide ist nicht einmal abgenützt oder stumpf geworden, sondern wächst lebendiger und schärfer. Dieses mag nur bildlich klingen, aber ich glaube nicht, daß dies so ist. Je länger wir leben, desto fähiger werden wir, das zu schätzen, was die Gesellschaft in der Welt darstellt. Ich kann mir keine größere Ehre vorstellen, als ein Mitglied zu sein.

„Zu keiner Zeit der Vergangenheit habe ich einen solchen offenen Ausdruck der Kraft gekannt, die hinter uns steht, wie in den letzten Jahren. Die Zukunft liegt nicht in unseren Händen, sondern die Gegenwart. Wenn wir unser Bestes tun, wenn wir unserm Ideal treu bleiben, dann wird Sorge für die Zukunft getragen werden."

Die anderen Berichte, Reden und Begrüßungen waren äußerst interessant, aus Mangel an Raum aber müssen wir uns mit dem Gegebenen



begnügen. Am Sonntag wurde ein öffentlicher Vortrag von Mr. Johnston über das Thema: „Moderne Probleme und das Theosophische Leben“ gehalten.

Theosophische Gesellschaft „Zweig Berlin“. – Unsere Sommertätigkeit beschränkte sich auf eine monatliche öffentliche Sitzung. Von ganz besonderem Interesse war die Versammlung im Anfang August. Alle Gemüter waren mit dem einen Gedanken beschäftigt: Krieg. Dieses gab die Veranlassung, das zweite Buch der Bhagavad Gita, den Kriegsgesang der Inder, als Thema des Abends vorzulesen. Die darauffolgende Diskussion über den Krieg war äußerst rege und lehrreich, und jeder empfand, daß der Abend Gutes gebracht und vieles aufgeklärt hat.

Im Oktober fängt das Winterhalbjahr an, Versammlungen werden regelmäßig jeden Mittwoch abgehalten.

Die Theosophischen Zweige in Flensburg, München, Suhl, Neusalz und Aussig haben ihre Tätigkeit während des Sommers mehr oder weniger eingeschränkt. Die Wintertätigkeit wird wie immer aufgenommen werden, trotz der Tatsache, daß viele Mitglieder als Einberufene oder Freiwillige den Krieg mitmachen müssen. Es gilt für uns alle, jetzt erst recht das spirituelle Leben und die unsterblichen Ideale der Seele eifrig zu pflegen, denn nur so kann der äußeren Welt der Glanz der Wahrhaftigkeit verliehen werden.



Wo ich einen Funken des verborgenen Feuers sehe, das früh oder spät das Alte verzehren und die Welt erneuern wird, da fühl ich mich in Lieb und Hoffnung hingezogen, wie zu den geliebten Zeichen der fernen Heimat.

Schleiermacher.



Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.



Nr. 4. | Januar 1915. | Jahrg. XVII.

Aus einem Feldpostbrief.

(Nach dem Sturm auf Dixmuiden.)

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — Und zwischen allen diesen Verwüstungen und Zerstörungen die Toten und Verwundeten von Freund und Feind! Erschütternde Bilder aber waren diese in herzzerreißenden Klagelauten stöhnenden Menschen und die mit dem Tode ringenden Menschenseelen. Auch das roheste Gemüt muß hierbei ein geheimnisvolles Grauen verspüren und die Wahrheit erkennen: „Ich bin der Herr dein Gott und euer Gott." Ein anderer Gedankengang ist meiner Ansicht nach im Angesicht solcher Todesschrecken undenkbar. Es kann nicht möglich sein, daß das Leben von den materiellen Gütern beherrscht werden soll. Zerrissene Menschenleiber, unter Schutt und Trümmern begraben, verblutet und verstaubt, können nicht den Abschluß des Lebens bilden. Nein, nie und nimmer! Aus dem Schmutz und Jammer heraus erheben sich die Seelen der Toten nach dem Maß des geistigen Vorlebens zur Höhe und zum ewigen Leben empor. Der Krieg ist die Prüfung für die Volksseele und die Seele des Einzelnen. Es ist die Zeit, in welcher der Einzelmensch und das Volk über sich selbst zu Gericht sitzen und ein Gottesgericht das entscheidende Urteil finden wird. Somit ist der Krieg eine gottgesegnete Zeit, in der sich das Edle,



Erhabene und Hohe scheiden sollen von allem Gemeinen, Niedrigen und Tiefen, eine Zeit der ernsten Entscheidung „entweder — oder". Alle laxe Gleichgültigkeit, träge Unentschiedenheit seien Tod und Verderben. Den Säbel oder das Gewehr in der Faust und Gott im Herzen aber bringen den Sieg. Denn mit zum Himmel gerichteten, hochschlagenden Herzen, vom Donner der Kanonen und dem Geknatter der Gewehre umtost, auf dem Schlachtfelde zu fallen — mag der Tod in dieser oder jener Gestalt langsam oder plötzlich herantreten — ist ein seliges Sterben, da das ewige Leben im Todeskampf seine Lichtfülle entgegenstrahlt.

In diesem Denken, Fühlen und Handeln ist Gott mit uns weiterhin! A. E.



Aphorismen.

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
nie wird euch das Leben gewonnen sein"

was ich mir so erläutere, auf meine Art: In festem Mut und Gottvertrau'n drück' die Sporen ein, und laß' das wilde Roß des Lebens mit dir setzen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos; da du doch einmal scheiden mußt von allem, was dir im Leben lieb — und doch nicht auf ewig. Bismarck.

Das ist die echte Demut nicht,
Daß man sich glaubt ein schlechter Wicht:
Die echte Demut der nur hegt,
Der echten Stolz im Busen trägt.

Fr. v. Sallet.







Der spirituelle Wert des Krieges.

Ein schwerer Vorwurf ist uns oft gemacht worden, weil wir den einen oder den anderen Aspekt des modernen Sozialismus kritisieren, und mit wiederholter Strenge ist uns gesagt worden, daß wir ein falsches Prinzip hegen und ein falsches Verhalten inne haben, weil wir mit einer Bewegung, welche auf die Bruderschaft der Menschheit zielt, nicht herzlich zusammenarbeiten, — einer Bewegung, welche an diejenige unwiderstehlich appellieren sollte, die an das Ideal einer universalen Bruderschaft glauben. Nun werden wir wahrscheinlich erneute Vorwürfe ernten, wenn wir behaupten, daß wir, obgleich wir uns an das Ideal des großen Friedens halten, uns gezwungen fühlen, nicht nur die Weisheit, sondern auch die moralische Richtigkeit der modernen Bewegungen für den Weltfrieden zu bezweifeln, wenn wir uns gezwungen fühlen, den spirituellen Wert des Krieges anzuerkennen.

Es ist ziemlich gewiß, daß viele vortreffliche Menschen, die einen herzlichen Abscheu vor dem Sozialismus hegen, ebenso herzlich für Friedens-Propaganda eintreten; viele von uns jedoch sind überzeugt, daß die Friedensbewegungen und der Sozialismus beide verkehrt sind, weil sie vom praktischen Standpunkt auf demselben Prinzip beruhen und, wenn auch oft nur halb bewußt, an dieselben niederen, materialistischen Triebe appellieren. Es ist oft gesagt worden, daß die niedere Natur das niedere Gemüt unaufhörlich auffordert, sie zu rechtfertigen und zu verteidigen; daß das niedere Gemüt überzeugende Gründe für alles, was die niedere Natur zu tun

wünscht, meisterhaft finden kann. Uns scheint es, daß diese Tätigkeit des niederen Gemüts gerade in diesen beiden Fällen in die Erscheinung tritt, daß die Hilfsquellen des niederen Gemüts gebraucht werden, um wesentlich dieselbe niedere und selbstsüchtige Anschauung des Lebens zu bemänteln.

Wenn wir auf den Grund gehen, werden wir finden, daß eine Verteidigung des Sozialismus mehr oder weniger eine verschleierte Verteidigung physischer Behaglichkeit und physischer Selbstbefriedigung gewöhnlichster Art ist. Auf zwei Weisen kann man hiervon ein Beispiel geben. Nehmen wir die Klagen und Anklagen der beredsamen, eifrigen Anhänger des Sozialismus, wenn sie die „kapitalistische Klasse vor den Richterstuhl" bringen. Wenn wir alles rhetorische Flitterwerk abstreifen, können wir diese Klagen in folgender Weise zusammenfassen: Die kapitalistische Klasse soll ein unheilbares Übel sein, weil sie die arbeitende Klasse hindert, mehr zu essen, mehr zu trinken, mehr zu faulenzen und in anderen Weisen mehr Selbstbefriedigung genießen zu können.

Das zweite Beispiel ist etwas versteckter, wesentlich jedoch dasselbe im Prinzip. Man hat diesen Einwand oft von Kirchengängern gehört, von den Menschen, welche den merkwürdigen falschen Gedanken hegen, daß das Christentum wesentlich dasselbe wie der Sozialismus ist, oder in anderen Worten, welche glauben, daß der Sozialismus wesentlich christlich ist. Der Einwand ist der folgende: Der Sozialismus muß alle religiös denkenden Menschen auf seiner Seite haben, weil der sozialistische Staat den Arbeitern Muße geben wird, um ihre Seelen zu pflegen — eine Muße, welche sie gegenwärtig unter dem üblen System des Kapitalismus nicht besitzen.

Von diesen zwei Arten, die Sache zu betrachten, ist die erste vorzuziehen, daß der Sozialismus den Arbeitern Gelegenheit geben wird, mehr zu essen, mehr zu trinken und mehr zu faulenzen. Sie ist wenigstens aufrichtig. Denn überlegen wir einmal die moralische Lehre, auf welcher das zweite Beispiel beruht. Nichts weniger wird darin behauptet, als daß des Menschen Seele sich besser und vorteilhafter gestalten kann, wenn der Mensch seinem eigenen lieben Willen folgt,



als wenn er sich bis zum äußersten in irgend einem Werk anstrengt, welches Selbstverleugnung und Selbstaufopferung mit sich bringt. Wir aber sind überzeugt, daß Selbstwille, das Befolgen des eigenen lieben Willens ein positives Ubel ist, und wir können nicht umhin, zu glauben, daß, wenn des Menschen Persönlichkeit gezähmt und gefesselt, ja sogar gequält wird durch Arbeit, welche ein anderer ihm als seinen Willen aufgibt, daß dann die Seele jenes Menschen ihre goldene Gelegenheit hat.

Keinen Augenblick glauben wir, daß der sozialistische Staat sein Versprechen erfüllen wird. Er verletzt zu viele der wesentlichen Gesetze des Lebens, um dies zu tun. Wenn wir aber daran glaubten, wenn wir der Ansicht wären, daß seine schönen Träume sich verwirklichen könnten, dann würde diese Tatsache ihn am allerheftigsten verurteilen, weil der Erfolg des Sozialismus, indem er eine Zeit der Selbstbefriedigung einleitet, von den furchtbarsten Gefahren für das Wohl der Seele begleitet wird.

Vielleicht wird unser Einwand gegen die Bewegungen für den allgemeinen Frieden hierdurch etwas klarer. In kurzen Worten ist unser Einwand der folgende: Ein Zustand des Friedens wird gesucht und gepriesen, nicht weil dieser den spirituellen Sieg über die Selbstsucht bedeutet, sondern vielmehr, weil dadurch ein Feld für das Wachstum der selbstsüchtigen Selbstbefriedigung gesichert wird. Der Einwurf des Sozialismus, daß er der Seele Stärkung bringt, gilt selbstverständlich auch von dem Frieden. Wenn aber der rhetorische Wortschmuck, mit dem die Beweisgründe für den Frieden gegeben werden, entfernt ist, dann bleibt Folgendes übrig: Der Weltfrieden ist wünschenswert, weil er einer größeren Anzahl von Menschen mehr Gelegenheit gibt, sich zu amüsieren, indem sie mehr zu essen und zu trinken, mehr Muße und Zeit zum Faulenzen und zur Selbstbefriedigung haben werden. Natürlich weisen die Anhänger der Friedensbewegung immer wieder auf die schrecklichen Wirkungen des Krieges für das Familienleben hin, auf die zerrissenen Herzen von Frauen und Kindern; aber dabei ist die Annahme herrschend, — und wir



können nicht umhin, sie als zugleich niedrig und wesentlich falsch zu bezeichnen, — nämlich daß unser wahres Wohl im Selbstwillen und in der Selbstbefriedigung zu finden ist, daß die Seele durch Mästung gedeiht.

Gerade dies glauben wir nicht und können es nicht glauben. Da wir der Ansicht sind, daß Selbstwille und Selbstbefriedigung das größte Übel ist, sind wir fest davon überzeugt, daß die Gesundheit der Seele in Selbstaufopferung und Selbstentsagung liegt, — oft im Leiden, Kummer und Tod. Noch mehr, daß diese „Feinde“ des menschlichen Glücks, Kummer, Leid und Tod, Werkzeuge der Seele sind, von der Seele erschaffen in ihrem Krieg gegen das Selbst, gegen den uralten Feind, welcher jetzt wie in der Vergangenheit nach der Vernichtung der Seele trachtet.

Wir könnten weiter gehen; wir könnten für den Augenblick die ganzen idealistischen Beweisgründe übersehen und, auf der Grundlage des reinen Materialismus stehend, behaupten und beweisen, daß während der ungeheuren Zeitalter von organischer Evolution kein Wachstum ohne Gefahr und Selbstaufopferung stattgefunden hat, daß das sicherste und dauerndste Wachstum ohne Ausnahme im Angesicht von bevorstehendem, drohendem Tod vor sich gegangen ist. Die Organismen, welche dem Wagnis aus dem Wege gehen und sich weigern, das Opfer auf sich zu nehmen, sind verurteilt zu vergehen; denn während aller Zeitalter bedeutet die Evolution das Opfer des Heute für das Morgen, die Bezahlung zukünftigen Gewinnes mit gegenwärtigem Schmerz.

Dies bedeutet aber nicht Unglück. Nicht im geringsten. Selbstaufopferung vernichtet kein Glück, sondern ist die einzige Quelle des Glücks; und zu den anderen „Anklagen“ gegen den sozialistischen Staat können wir noch hinzufügen, daß, sollte dieser durchaus erfolgreich werden, so erfolgreich, wie die feurigsten utopistischen Hoffnungen es sich ausmalen, die Menschheit in kurzer Zeit ganz und gar elend werden würde. Es gibt keine sicherere Ursache des Elends als ordnungsmäßige Selbstbefriedigung.

Organische Evolution, glauben wir, ist ganz und gar erfüllt



von Glück; von einem Glück so lieblich wie die Blumen, wie der Gesang der Vögel. Sie ist voll vom Opfer gewesen, vom Opfer des Selbstes für andere, der Gegenwart für die Zukunft, des Individuellen für das All. Stellvertretende Erlösung, Opfer, daß andere Gewinn erhalten mögen, dies ist das universelle Gesetz.

Der Hedonismus daher, die Liebe für Behaglichkeit und Selbstbefriedigung, welche das wahre Motiv ist, sowohl hinter dem Sozialismus wie hinter der Friedenspropaganda, ist den großen Kräften, welche die organische Evolution geschützt und geleitet haben, direkt entgegengesetzt. Sodann sind diese zwei Bewegungen und der Geist, welcher sie erzeugt und nährt, selbst vom Standpunkt der materialistischen Biologie, gleichermaßen gefährlich.

Wir stehen aber nicht auf dem Standpunkt des Materialismus, obgleich wir der Ansicht sind, daß innerhalb gewisser Grenzen und mit gewissen Beschränkungen und Ergänzungen Biologie eine echte Offenbarung des Gesetzes und daher des ernstesten Studiums würdig ist. Sie stellt einen Weg und einen sehr fruchtbaren Weg dar, um Entdeckungen in Bezug auf „das Gemüt Gottes“ zu machen.

Wir stehen auf dem Standpunkt des spirituellen Lebens und des spirituellen Gesetzes. Von diesem Standpunkt aus halten wir als schwerwiegende Gefahren irgend welche Bewegungen, welche Lebensbedingungen als Ideal schweigend hinstellen, die Selbstbefriedigung und Selbstwillen nähren. Und da ein niedriger materialistischer Friede, ein Friede, gesucht und verteidigt, um uns in den Stand zu setzen, mehr zu essen, zu trinken und zu faulenzen, ein Friede, welcher stillschweigend predigt, daß die Wohlfahrt und Behaglichkeit des physischen Menschen das höchste Gut ausmacht, da ein solcher Friede das Ziel der Friedenspropaganda zu sein scheint, sind wir gezwungen zu glauben, daß die Bewegung, welche solche Propaganda hervorbringt, gefahrvoll und auch falsch ist.

Der Einwand soll sogleich gemacht werden, daß der Friede moralische Tugenden nährt, während der Krieg nichts als Böses, Grausamkeit und Haß erzeugt. Wir haben schon die Eigen-



schaften betrachtet, welche, wie es uns scheint, von einem niedrigen, materialistischen Frieden erzeugt werden. Wir wollen die Kehrseite betrachten und sehen, welche moralischen Eigenschaften und Prinzipien vom Krieg erzeugt werden.

Nehmen wir zuerst die Bereitwilligkeit zu sterben. Dies ist immer eine spirituelle Eigenschaft und sogar eine sehr große. Sie ist eine, welche selbst vom biologischen Standpunkt aus äußerst wertvoll ist. Fast alle hochentwickelten Tiere stehen während der Brutzeit bereit, für ihre Nachkommen zu sterben, und diese Bereitwilligkeit ist der größte Rassenschutz, das Pfand für Fortdauer und zukünftiges Wachstum. Ruskin hat die besten und edelsten Worte in Bezug auf des Soldaten Bereitwilligkeit zu sterben gesprochen. Der Friedensverteidiger behauptete heftig, daß des Soldaten Beruf sei: zu töten. „Nein," erwiderte Ruskin, „des Soldaten Beruf ist: getötet zu werden." Das ist es. Durch die bloße Tatsache, daß er ein Soldat ist, erklärt er sich bereit, das höchste Opfer zu bringen, das Opfer seines Lebens. Dies ist eins von vielen, was seine Uniform bedeutet.

Die Bereitwilligkeit, im Krieg zu sterben, ist eine spirituelle Kraft, aber nicht nur weil sie die Verneinung des Materialismus und des selbstsüchtigen, auf materielles Leben gerichteten Willens ist. Ein hoffnungsloser Kranker kann ebenfalls dem Tod freudig ins Angesicht sehen und diese freudige Hinnahme ist ein spiritueller Sieg. Die Bereitwilligkeit im Krieg zu sterben ist aber mehr, weil sie das freiwillige Hinnehmen des Todes um eines Prinzips, um einer Sache willen ist. Sie ist daher die durch das Einsetzen des eigenen Lebens unterstützte Erklärung, daß die Sache, das Prinzip, von größerem Wert ist als das Leben, — von soviel höherem Wert, daß es gut ist, das Leben zu opfern, um das Prinzip zu unterstützen.

Und dazu kommt etwas von noch höherem spirituellen Wert: nachdem der Soldat die Ergebung in den Tod auf sich genommen hat, setzt er sich nicht demütig ergeben hin, um den Tod zu erwarten. Wenn er ein echter Soldat ist, dann entfernt er ganz und gar aus seinem Gemüt den Gedanken an seinen eigenen Tod oder vielmehr er löscht ihn aus seinem



Gedächtnis aus, schreitet vorwärts, voll von jenem positiven Mut, welcher weit größer ist als das Hinnehmen, und strengt seinen Willen und alle seine Kräfte an, um seine ihm zugewiesene Aufgabe auszuführen. Noch näher an ein Ausüben rein spiritueller Kraft, an ein Vergessen des eigenen persönlichen Interesses, ja sogar des eigenen persönlichen Daseins kann man im irdischen Leben kaum kommen.

Es wird aber sogleich der Einwand gemacht werden: So viele Soldaten begehen nicht freiwillig die Tat der Selbstaufopferung, des willigen Hinnehmens des Todes. Sie werden in die Schlacht getrieben, gleich Schafen zur Schlachtbank, als Opfer von tyrannischen Herrschern oder von ränkeschmiedenden politischen Führern. Diese Art Beweisgrund hört man oft von Anhängern der Demokratie: „Wenn das Volk regiert, wird der Krieg aufhören.“ Desto schlimmer für die Demokratie, desto schlimmer für das Volk, wenn dies der Fall sein wird.

Wir könnten beweisen, daß kein König einen Krieg herbeiführen kann, wenn nicht das Karma seiner Nation ihn zuläßt; daß Kaiser und Könige da sind, weil das Karma ihrer Nation sie dorthin gestellt hat. So daß also der Soldat zwar im Namen seines Königs in den Krieg zieht, in Wirklichkeit aber in Gehorsam zu seinem eigenen Karma. Wir können zufügen, daß es ein Teil des Materialismus der Friedenspropaganda, ein Teil des Materialismus der Demokratie, ist, das Gesetz von Karma zu ignorieren, bloß weil es ein okkultes spirituelles Gesetz ist und nicht augenblicklich erkennbar auf der materiellen Ebene. Die Demokratie mag Karma ignorieren, aber Karma wird hierdurch nicht veranlaßt, die Demokratie zu ignorieren.

Wir möchten aber auch folgenden Standpunkt einnehmen: Der Soldat, welcher nichts von Karma weiß und ebensowenig von dem Recht oder Unrecht des Streites und von dem in Frage kommenden Prinzip, welcher trotzdem in den Krieg freudig und mutig zieht, einfach, weil er ein Soldat ist und weil er an die Front gesandt wird, dieser Soldat befindet sich vom spirituellen Standpunkt in einer weit besseren Lage, als wenn er, als Bauer oder Handwerker, friedlich seine Arbeit am Pflug oder Webstuhl verrichtet. Warum? Weil er, ob



bewußt oder nicht, als das, was er wirklich ist, handelt, als eine unsterbliche Seele, ein Kind des unsterblichen Streiters, und nicht als ein bloßes Tier, das Nahrung und Kleidung von der Erde gewinnt. Er erweckt unser Interesse als der Unsterbliche, nicht als das Tier; er erweckt unser Interesse, weil die Energie seiner Seele mit den großen spirituellen Kräften in Beziehung gebracht wird, die unsere irdischen, körperlichen Beschränkungen ignorieren. Als die Seele, welche nach bewußter Unsterblichkeit — durch Schmerzen und Tod, wenn es sein muß — ringt, ist er sein wahres Selbst, und nicht als das Tier, welches materielle Nahrung von der Erde zusammensucht.

Zweifellos ist das Leiden der Nichtkämpfenden, und besonders der Frauen und Kinder, eine furchtbare und klägliche Seite des Krieges. Selbst, wo „Kriegsgesetze“ — welche für die Ehre aller modernen Armeen bindend sein sollen, welche aber unglücklicherweise es nicht sind — gewissenhaft befolgt werden, sind trotzdem die Leiden von Frauen und Kindern sehr schwer und appellieren an jedes Herz, das menschlicher Gefühle fähig ist. Wir haben das furchtbare Leiden gesehen, welches denen auferlegt wird, deren Dörfer und Städte von feindlichen Armeen verheert wurden; wo, wie es schien, der Widerstand der Männer durch das Leiden der Frauen heimgezahlt wurde. Aber auch wo nichts desgleichen vorhanden ist, gibt es doch eine erschreckende Menge von Elend.

Von solchem Leiden, welches teilweise ganz mutwillig zu sein scheint, kann man nur das sagen, was von allem menschlichen Leiden gesagt werden muß, daß es ein Teil, scheinbar ein unentbehrlicher Teil der Entwicklung der Seele ist. Unsere uralte Selbstsucht und Sünde haben Zustände hervorgebracht, die der Seele so widerstehend sind, daß scheinbar nur Gewaltmittel fähig sind, sie zu bekämpfen, und solches Gewaltmittel finden wir in dem Leiden der Frauen und Kinder während eines Krieges. Wir wollen sie nicht einfach als Frauen und Kinder betrachten, deren augenscheinliche Hilflosigkeit ihr Leiden so scharf, so kläglich gestaltet. Wir wollen sie als Seelen betrachten; als das feine Gold des Geistes, das im



Schmelztiegel des Leidens erprobt wird. Am meisten wollen wir an die Reinheit des Herzens, an die spirituelle Empfänglichkeit denken, welche dieses Leiden zum Vorschein bringen wird. Wir wollen auch die stets notwendige Lehre der Barmherzigkeit in uns aufnehmen, welche alles Leiden lehrt.

Ferner kann eingeworfen werden, daß der Soldat, dessen Beruf es ist, getötet zu werden, auch angehalten wird, zu töten, und daß dies moralisch schlecht ist. Dieser Einwand ist kein neuer. Er ist schon in dem berühmten Zwiegespräch der Bhagavad Gita zwischen Krischna und Arjuna ausführlich dargestellt und nach allen seinen Aspekten betrachtet worden. Dort kann man Beweisgründe von ewigem Wert finden, von denen jeder Licht auf den spirituellen Wert des Krieges werfen wird.

Wir haben aber einen der größten Nutzen des Krieges zu erwähnen; einen Nutzen, der in Friedenszeiten im militärischen Dienst vorhanden ist, wenn auch nicht in demselben Grad: Der hohe Nutzen der Disziplin. Wesentlich ist Disziplin folgendes: ordnungsmäßiger Gehorsam gegen den Willen eines anderen, ungeachtet der eigenen Wünsche. Und diese menschliche Disziplin ist die beste, in der Tat die einzige Vorbereitung für jene erhabene spirituelle Disziplin, welche in ordnungsmäßigem Gehorsam gegen die Befehle der Seele besteht. Die ganze Sache ist ein Zerbrechen unseres eigenen Willens, eine Wirkung von solchem hohen Wert, daß sie gewonnen werden muß, koste sie, was sie wolle.

Dies sind die Prinzipien, wie wir sie verstehen. Wer will, kann sie für sich erweitern und anwenden. Wir sehen aber im voraus, daß noch ein Einwand gemacht werden wird, nämlich, daß einem Soldaten befohlen werden kann, etwas zu tun, was er als Unrecht oder falsch erkennt. Auch dies, glauben wir, ist das Wirken von Karma. Vielleicht hat er genau dasselbe getan, in früherer Zeit, aus eigenem Willen, indem er wohl bedacht seine Augen gegen das Ungerechte und Falsche schloß; dies ist nun die Vergeltung; die Lehre, die nötig ist, um einen Haß gegen Unrecht und Ungerechtigkeit in seine Seele einzubrennen.

Nach alledem wird man uns sagen, daß wir die Lehren

des Krieges verteidigen, indem wir spirituelle Bestimmung und spirituelle Gesetze voraussetzen. Sicherlich aber ist die Antwort nicht schwer zu finden, daß man unseren Beweisgründen nur entgegnen kann, indem man spirituelle Gesetze und spirituelle Bestimmung ignoriert, indem man eine von Grund aus materialistische Weltanschauung annimmt, welche die größte Selbstbefriedigung für die größte Anzahl Menschen als das höchste Gut hinstellt.

Spirituelles Leben ist unaufhörlicher Kampf; irdischer Kampf hat daher unschätzbare Lehren, Lehren, welche im Frieden nicht gelernt werden können, und zwar aus dem Grunde, weil die Bedingungen des Krieges denen des normalen spirituellen Lebens enger verwandt sind, dem langen Kampf gegen aktive schleichende Kräfte des Bösen, zum Zwecke der Erzeugung unsterblicher Wesen, der Erlösung der Seele.



Wer still steht, geht zurück .... Nur wer immer mehr tun will, als schon getan ist, wird das tun, was er kann.

Ernst Moritz Arndt.





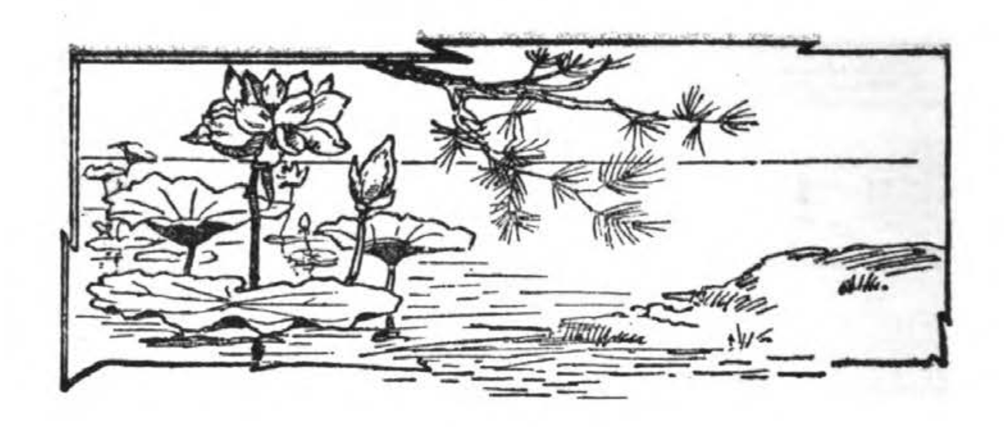


Das Ideale und das Reale.

Ideal ist alles, wo der Mensch sich in dem Allgemeinen vergisset und zu einem innig mitfühlenden Teil der Welt und der Gottheit wird. Real ist alles, wo der Mensch das Ganze auf seine einzelne Nichtigkeit bezieht und Gott und die Welt zu seinen kleinen Zwecken erniedrigt. Deswegen ist das Ideale hier alles, das Reale nichts. Wir meinen hier unter dem Idealen kein von dem Leben und dem Menschentum abgeschiedenes Gespenst; so mag das Wort als bloßes Wort hie und da durch die Schulen der Philosophen laufen. Das Dasein, das Gefühl, die Tat des Menschen sind nichtig und zerarbeiten sich und verschwinden an dem Nichtigen; das sehen wir täglich an so vielen Tausenden derer, die uns ähnlich geschaffen sind. Ein solcher Heiligenschein liegt auf allem, was ein edler und großer Mensch tut, selbst schon auf allem, wo nur ein guter Mensch sich und seine Selbstsucht über etwas Fremdem vergißt. Freundschaft, Liebe, Güte, Freiheit, Vaterland sind etwas Ideales, sie beruhen auf dem Gefühl und dem Glauben an eine Geisterwelt, die nicht allen sichtbar ist.

Ernst Moritz Arndt.





Fragmente.

Von Cavé.

Willst du dich wirklich verlassen und mir nachfolgen? Erhebe dann dein Herz und sieh wieder den Pfad, den du wandeln mußt. Zuerst wirst du erfüllt werden von dem Gefühl deiner eigenen Nichtigkeit; deine Anstrengungen nutzlos scheinen, nur unternommen, dich noch fester in die Ketten deiner alten Sünden zu schmieden, dein Willen wird unter dir zerbrechen wie dürre Reiser, deine Schauung wird sich als das Spiegelbild der Wüste erweisen, deine Wünsche als das Wimmern eines neugeborenen Kindes, deine Gebete als das eintönige Singen einer Sommernacht, das die Sterne im Himmel nicht vernehmen. Und dies wird lange währen, denn sein Eisen soll in die Burg deines Herzens dringen, wo Stolz und Furcht mit mir kämpfen und mir den Eintritt in die innersten Gemächer verweigern. Aber hast du endlich den Becher des Leidens zur Neige getrunken, wie in dem Garten der Vorzeit, wird auch dir meine Gnade wie ein dienender Engel erscheinen und dich erquicken. Mein ist die Tyrannei der Liebe, die zerbricht, um gerade zu machen. Wie willst du eine so unendliche Liebe verstehen, wo du nur den bleichen Schatten deiner eigenen kennst?

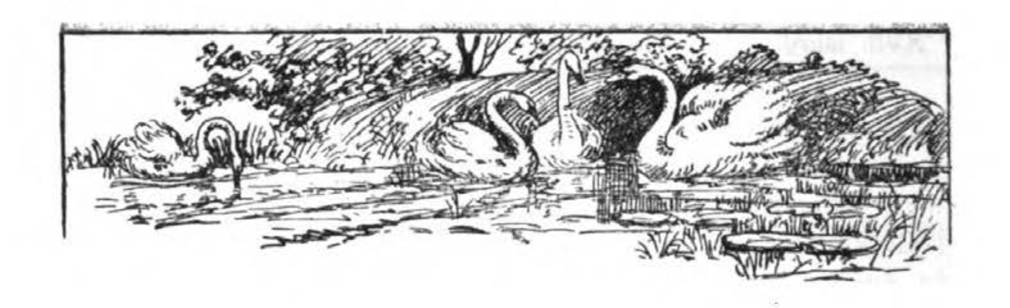
Wenn du meine Erquickung gekostet hast und an meinem Herzen liegend das Geheimnis seiner Leidenschaft gelernt hast, — dann muß ich wieder scheiden; sonst würdest du — immer



noch schwach und treulos — uns beide verraten. Doch in jenem inneren Ort, wo der Stolz tot ist (wenn auch die Furcht noch lebendig genug ist, um zu leiden), — dort, in seinem Tode und in deiner Trostlosigkeit über meinen Verlust, wirst du ein Flüstern der Wahrheit vernehmen: daß dein Schmerz ebenso meinen eigenen wiedergibt, wie deine Freude meine Freude, daß unser Kreuz gemeinsam getragen wird, daß hier eine ewige Freundschaft besteht, — bis, auf dies Kreuz genagelt durch die völlige Hingabe in meinen Willen für dich, du deinen Geist auf seinen Armen emporgehoben fühlst über jene Schwellen irdischen Bewußtseins in ein Bewußtsein des Paradieses, wo es keinen Tod mehr gibt, noch Leid noch Weinen, noch irgend einen Schmerz. Denn die früheren Dinge sind vergangen.

Wieder und wieder muß die Schlacht gekämpft und gewonnen werden. Nur zeitweilig kann die Natur still sein. Zu lernen ist unmöglich, bevor der erste große Kampf gewonnen ist. Dann ist es immer möglich zu lernen, denn die Stimme der Stille bleibt in ihm — meine Stimme — und eines Tages wird sie ertönen, und seine göttlichen Möglichkeiten von ihm selbst trennen. O der du Schüler zu werden wünschst, höre meinen Ruf! Es ist Mangel an Menschen. Wer wird sein Leben niederlegen, um es zu finden?





Media vita in morte sumus.

Eine zeitgemäße Betrachtung von Kurt Siegfried Uhlig.

Als ich in unserer jetzigen, kriegsbewegten Zeit durch die Stadt des heiligen Gallus kam und namentlich an den altehrwürdigen Gebäuden des Klosters das rege militärische Treiben wahrnahm und daran dachte, wie jenseits des Rheines, jenseits des Bodensees, ja sogar drüben über der Nordsee, wie an der fernen Newa und Wolga dasselbe waffenstarrende Getümmel herrschte, da zog das Lied des alten St. Galler Mönches durch mein Gemüt, — ein Lied so alt und doch nie so wahr wie in unseren Tagen, wo in Millionen von Familien die tödliche Kugel, die vernichtende Granate ihre Lücken reißt:

„Media vita in morte sumus . . . ."

Mitten im Leben stehen sie, die Jünglinge und Männer, die den Hammer fortwarfen und den Meisel, die vom Lehrpult aufstanden und von der Kanzel sogar herunterstiegen, um die Waffe in die Hand zu nehmen, — mitten im vollkräftigen, frischen, frohen Leben, und nun treten sie einander gegenüber, — hier Millionen, — dort Millionen, die Gewehre knattern, Geschütze donnern und auf die, die mitten im Leben stehen, speit aus tausend und aber tausend Schlünden der Tod.

So ist Notkers Gesang so recht ein Lied für unsere Zeit, wohl wert, ihm ein Stündchen der Betrachtung zu widmen. Und da bemerken wir gleich zu Anfang, daß es eigentlich garnicht des Elends eines Weltkrieges wie des gegen-

wärtigen bedürfte, um uns klar zu machen, was Notker, der Stammler, uns sagt:

„Media vita in morte sumus . . . .“

Ein Zeitungsblatt, selbst in den friedlichsten Tagen, — ein Band Weltgeschichte, — ein Friedhof führen es uns täglich und stündlich vor, dieses Wechselspiel zwischen Leben und Tod. Oder wir blicken auf unsere Berge. Notker der Stammler mag oft genug hinübergeschaut haben nach dem hohen schneeglänzenden Säntis und mag sich versenkt haben in das Wesen des ewigen Werdens und Vergehens. — Vielleicht bestaunten sie schon zu seiner Zeit die seltsamen Muscheln, die versteinert auf den Bergen und begraben unter ihrem Geröll ruhen seit vielen Jahrhunderten schon, und die uns sagen, daß dort, wo heute der Gemsbock von Halde zu Halde springt, einstmals das Meer seine Wogen rollte, daß Fische in den Fluten spielten, wo heute Felszacken sich erheben und allerlei Meerespflanzen wuchsen anstatt der Enziane und Alpenrösli. — Ein Leben war das, ein fröhliches, sorgloses. Die Tange und Algen wuchsen, daß es eine Lust war, die Seeanemonen streckten in wonniger Behaglichkeit ihre Fangarme aus, Muscheln klappten ihre Schalen langsam auf und zu und alles fühlte sich so recht sicher im Schoße des ewigen unendlichen Meeres. Aber auch hier klang das Donnerwort:

„Media vita in morte sumus . . . .“

Der alte Meeresboden krachte und barst, wie man es sich kaum vorstellen kann, — feurige, glühende Massen schossen empor, das Wasser wurde heiß, zischte und brauste und wurde weit zurückgedrängt von den aufschießenden Massen, die herausquollen mehr und immer mehr, und sich auf einander türmten, hoch — bergehoch. Das Meeresleben wich einem schrecklichen Tode. Die Pflanzen vertrockneten, die Quallen, Seeanemonen lösten sich einfach auf, — die Hummern wurden sicher damals schon rot gekocht, — Alles starb, und nun standen die Berge da, — öde kahle Steinmassen, — Grabsteine des Meeres. Die Aufschrift vermittelten die Muscheln, die Ammonshörner, die uns heute noch melden: „Hier starb das Meer.“ —



Das Wasser, das Einzige, das nicht mit sterben konnte, wälzte sich irgend wohin, wo vorher blühendes Land war, Land mit Tieren und Pflanzen, vielleicht sogar mit Städten und Dörfern, — Vineta — Atlantis —? Sind diese Sagen wirklich so sinnlos, wie man manchmal behauptet? Doch diese Frage erörtern wir vielleicht ein andermal. Eines nur dürfte in unser heutiges Thema passen: Wo sich die Meeresfluten hin ergossen, auch da war blühendes, frohes Leben, — und sie wälzten sich darüber her, — todbringend, vernichtend. Auch für die Landstrecken hieß es an jenem Tage:

„Media vita in morte sumus ....“

Wenn wir uns nun aber heute die Stätten betrachten, wo damals vor tausend und aber tausend Jahren der Tod gerast hat, so finden wir — Leben, ein so üppiges, blühendes Leben, daß von der großen Untergangskatastrophe von damals beinahe nichts mehr zu spüren ist, daß man ihre letzten Zeugen, die paar versteinerten Muscheln mühsam suchen muß. Ja — der gesunde Menschenverstand sagt uns, daß das Leben, dem der damals so plötzlich hereinbrechende Tod den Garaus zu machen schien, sehr bald wieder eingesetzt haben muß, daß es eigentlich überhaupt garnicht aufgehört hat. Die Formen, die es geschaffen, wurden vernichtet, aber das Leben selbst konnte nicht zerstört werden, es fing im selben Augenblicke, als der Tod seine Geschöpfe hinwegmähte, aufs neue zu schaffen an, andere Formen, die unter anderen, den neuen Bedingungen ins Dasein traten.

Und mit dieser Betrachtung verliert das Lied des St. Galler Mönches die düstere Färbung, die es anfangs zu haben schien. Mag man das ganze irdische Dasein einen Tod nennen, (selbst St. Paulus tat dies gelegentlich einmal), ein fortwährendes Sterben, so ist es doch wahr, daß durch dieses fortwährende Sterben ein ewiges Leben, — das eine ewige Leben rauscht, wandelbar in seinen Formen, aber unwandelbar und unzerstörbar in seinem Wesen. —

Das ist die Kehrseite von Notkers Liede:

„Mitten im Tode dieser Erscheinungswelt sind wir im Leben.“

Ich glaube, er hat es auch so gemeint. Denn, ob man von



einem ewigen, unzerstörbaren Leben spricht, oder ob man dieses eine ewige Leben mit den Worten „Heilige Kraft!" (Sancte fortis) anruft, oder ob man es kurzerhand „Gott" nennt, ist meinetwegen für viele ein bedeutsamer Unterschied, aber nur für diejenigen, welche mit Worten um Formen streiten.

Notker gehörte jedenfalls nicht zu ihnen, denn er gebraucht neben der Anrufung „Sancte Deus" ebenso die andere „Sancte fortis".

Er erkannte mit seinem klarschauenden geistigen Auge die „heilige Kraft", welche, wie Goethe später sagte, „die Welt im Innersten zusammenhält", das einzig Bleibende in dem wechselvollen „Tode" dieses Daseins, daher sagt er auch: „quem quaerimus adjutorem nisi te domine . . . . ."

Es ist also nichts in dem Strome des Werdens und Vergehens, an das wir uns anklammern, nichts, das wir „als Helfer suchen" könnten, als das Leben selbst, die essentielle Kraft des ewigen Seins. —

So steht also Notkers Lied, nicht allein durch die schlichte grandiose Wucht seiner Verse, sondern vor allem durch seinen Inhalt, sein einzieliges Hinweisen auf die göttliche universelle Einheit, hoch über vielen geistlichen Liedern alter und neuer Zeit. Es darf darum nicht verwundern, wenn das „Media vita" eine weitreichende Berühmtheit erlangte.

Ob man es wirklich in der Ungarnschlacht am Hohentwiel sang, wie es Scheffel so anschaulich schildert, bleibe dahingestellt, Tatsache ist, daß man dem Liede eine ganz besondere Kraft zutraute, eine Kraft, die sowohl auf der Wucht seines Silbenmaßes, als auch auf seinem Inhalte mit seinem kräftigen Hinweise auf den einen Helfer, namentlich aber auf dessen Anrufungen „Sancte Deus!", „Sancte fortis!" beruhen sollte. So kam das Lied in den Ruf eines Beschwörungsgesanges, durch den man seine Feinde zu bannen imstande war; — und die Kölner Synode sah sich endlich gar veranlaßt, um dem Mißbrauch, der mit dem „Media vita" getrieben wurde oder getrieben werden könnte, zu steuern, eine Verordnung zu er-



lassen, die jedermann verbot, das „Media vita“ ohne Erlaubnis seines Bischofs gegen irgend wen zu singen.

Wenn uns diese Verordnung heute sonderbar anmutet, so ist dies ein Beweis dafür, wie sehr sich die Anschauungen selbst innerhalb des Christentums ändern können. Und der Theologe unserer Zeit ist vielleicht zu der Erklärung geneigt, daß im damaligen deutschen Christentum noch ein gutes Stück germanischen Heidentums gesteckt habe und daß man infolgedessen damals an die magische Wirkung von Zaubergesängen geglaubt habe. Vielleicht aber lebte auch in Notkers Zeitgenossen noch ein Stück Urchristentum, das, noch nicht überschwemmt vom Materialismus unserer Jetztzeit, keinen Grund hatte, an der Macht des „Wortes“ zu zweifeln, von dem es ja im Anfange des Johannesevangeliums heißt: „Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht.“*)

Es mochte in den Christen vor tausend Jahren noch etwas von dem Glauben des Hauptmanns von Capernaum leben, der zu Jesus vertrauensvoll sagte: „Sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund!“ —

Und als echte Nachfolger Christi vertrauten sie mehr auf die Macht des Gebetes als unsere Christenheit, die ein bedauernswertes Opfer des Streites zwischen dem Materialismus und dem Kirchendogmatismus geworden ist. Das geht schon aus einer Äußerung Ekkehards IV. hervor, der in den „Casus sancti Galli“ erwähnt, daß die Ungarn „durch die Gebete des Bischofs Uodalrich, welcher zu jener Zeit unter allen Menschen gar wohl der heiligste Mann war, zurückgetrieben worden“. —

Wäre es nun nicht angebracht, wenn wir uns in dieser Zeit, die so viele Opfer fordert und soviel Elend und Trübsal im Gefolge hat, des wunderbaren Trostes erinnerten, der in dem Gedanken liegt, den Notkers „Media vita“ zum Ausdruck bringt, daß das ewige Leben, die „Heilige Kraft“ des Weltalls niemals vernichtet werden kann, daß sie weiterlebt und wirkt, wieviele ihrer Erscheinungsformen auch zugrunde gehen mögen. Jeder, der an das Leidenslager eines Kranken oder Verwun-

---

*) Vgl. auch Psalm 33, V. 6.

deten tritt, jeder, dem es Herzensbedürfnis ist, die Hinterlassenen eines im Kampfe Gefallenen zu trösten, wird wirklichen Trost bringen können, wenn er auf das ewige, das Unzerstörbare hinweist. Da wird er auch der vergessenen „Macht des Wortes“ inne werden, jener Macht, von der uns nicht nur andere Völker und vergangene Zeiten, von der uns vor allen Dingen unsere eigene Religion berichtet. Besonders sollten jene, die nicht nur das Kreuz des Christentums im allgemeinen, sondern das Rote Kreuz des Samaritertums im besonderen auf ihrem Wappenschilde tragen, die „Macht des Wortes“ nicht unterschätzen. Mag auch nicht jeder die bergversetzende Kraft des Glaubens haben, um, wie Christus, durch ein Wort den Kranken gesund zu machen, — die Wirkung eines aufmunternden, tröstenden Wortes, die Wirkung eines rechten Gebetes kann und sollte jeder erproben. Das sind die Anfänge, das ist der Punkt, an dem wir einsetzen können, verschollene Güter des Urchristentums wiederzugewinnen und die Mahnung des großen Menschenarztes immer mehr zu beherzigen:

„Seid Täter des Wortes!“



Wie soll die Liebe zum Echten sich äußern, wenn nicht im Haß gegen das Schlechte? Hebbel.







Das Konzil zu Nizäa.

Von Anne Evans.

In dem Konzil zu Nizäa gipfeln ohne Zweifel die Ereignisse der Kirche in der ersten Zeit ihrer Entstehung, in der Zeit, bevor der Westen sich von dem Osten getrennt hatte, ja sogar bevor die sogenannten nationalen Kirchen des Ostens eine deutliche Farbe und Form angenommen hatten. Wenn wir vom Nizäischen Konzil zurückblicken und die dunkle, unruhige Zeit des zweiten und dritten Jahrhunderts übergehen, treten wir in das Licht und die Einfachheit des apostolischen Zeitalters. Vorwärts erstreckt sich die lange Reihe von späteren Konzilen, die Ausgangspunkte für eine Sekte nach der anderen, jede mit ihrem herausfordernden Anspruch, daß sie allein den wahren, ursprünglichen Glauben besäße, bis in der modernen Welt Rußland, das in seiner innewohnenden Kraft die Verheißung der Zukunft birgt, die ganze Aufmerksamkeit fesselt.

Wenn wir eine ziemlich gute Idee von der ersten großen allgemeinen Versammlung der Kirche und von den verschiedenen Elementen, welche damals zusammenflossen und sich in einem Ganzen vereinigten, bekommen können, dann werden wir besser vorbereitet sein, die späteren Zersplitterungen zu verstehen, die vielen scheinbaren Nichtigkeiten, welche die moderne Christenheit trennt, zu vergeben.

Vor dem Konzil zu Nizäa existierte die Kirche als solche nicht. Es gab Kirchen, es gab Gruppen von Christlich-Gläubigen, welche über den Osten weit und breit zerstreut

waren; es gab schon einige Zentren im Westen, es gab aber keine allgemein anerkannte Autorität, kein Lehrgebäude, zu dem man sich verpflichtet fühlte. Jeder einzelne Bischof oder Führer durfte die Lehre gemäß seinem eigenen Gewissen, seinem eigenen Willen oder Geschmack auslegen. Kaum dreihundert Jahre waren verflossen, seitdem die Botschaft des Evangeliums der Welt gegeben worden war, verschiedene Völker hatten jedoch ihren speziellen Teil des Goldes der Wahrheit in dieser Botschaft schon aufgegriffen, ihn zu ihrer eigenen Münze gestempelt und brannten nun darauf, diese als das allein Echte der Welt unterzuschieben.

Die Provinz Agypten war eins der größten Sturmzentren, denn dort wütete der allerschlimmste Kampf, der berühmte Arianische Streit. Wenn wir die Unverständlichkeit der Streitfrage betrachten, eine Frage, welche auf den Verkehr der Gottheit mit dem Menschen keinen Bezug hatte, auch die Göttlichkeit oder Menschlichkeit Christi nicht behandelte und sich mit der Lehre von der Dreifaltigkeit nicht beschäftigte — denn alle diese Punkte wurden von beiden Parteien anerkannt —, sondern eine Frage, welche die Beziehungen der Gottheit vor der Inkarnation, vor der Zeit, vor den allerersten Anfängen der Zeit zu ergründen suchte; wenn wir dieses bedenken, verlieren wir uns in Erstaunen, daß menschliche Leidenschaften in diesem Maße erweckt werden konnten. Um eine Erklärung zu bekommen, müssen wir durch die bloßen Worte hindurchschauen und im Hintergrunde die lebendige Gestalt von Arius selbst betrachten, wie er die Vorstellung und die Sympathie gefangen nimmt durch die strenge Askese seines Lebens, den Wohlklang und die Kraft seiner Stimme, durch seinen zitternden Ernst oder seine wilde Raserei, wenn er aus seinem gewohnheitsmäßigen Schweigen zur Verteidigung oder Verbreitung seiner Lehren erweckt wurde. Für und gegen ihn reihten sich nicht nur die gelehrten Theologen und Schulmänner, sondern Bauern und Handwerker gleichfalls. Von Alexandrien wurde gesagt: „Jede Ecke, jede Gasse war von diesen Gesprächen erfüllt. Fragt man: ›Wie viele Oboli?‹ hört man als Antwort nur das Dogmatisieren über das gezeugte und un-



gezeugte Sein. Will man wissen, was das Brot kostet, wird einem gesagt: »Der Sohn ist dem Vater untertan.« Fragt man, ob das Bad fertig sei, so bekam man die Erwiderung: »Der Sohn ist aus nichts entstanden!«"

Auf diesem Schlachtfeld des Dogmas, frisch von dem Wunder seiner neuen Bekehrung, voll großer Hoffnung und erhabener Erwartung, daß er die Welt unter einer Standarte vereinigen würde, tauchte der Kaiser Konstantin auf. Die theologischen Zänkereien, die bisher ungeträumte Polemik, über die er fortwährend entscheiden sollte, mögen dem mächtigen, ungebildeten Mann der Tat wie die ärmlichsten Nichtigkeiten erschienen sein. In einem Brief an die alexandrinische Kirche drückt er seine schmerzliche Enttäuschung aus, daß sein neu angenommener Glaube so heftig auseinander gerissen sei. Er spricht von der Hoffnung, mit welcher er sich von dem in Wahnsinn verfallenen Westen zu den östlichen Gegenden seines Reiches gewendet hatte, aus denen das göttliche Licht zuerst entsprungen war, und flehte die Kämpfenden an, ihren Streit aufzugeben und zu der Eintracht zurückzukehren, welche ihrem gemeinsamen Glauben geziemt. „Welche Wunde hat mein Ohr getroffen, nein, eher mein Herz. Gebt mir zurück meine stillen Tage, meine ruhigen Nächte, Licht und Frohsinn statt Tränen und Seufzer." Selbst aber mit dem Kaiser der Welt als Rückhalt war der Brief vergebens, der Streit war zu heftig geworden und zu weit gegangen. Eine andere Methode mußte er suchen, um die heiß ersehnte Einmütigkeit zu gewinnen. Nach seiner eigenen Behauptung ist ihm die Idee eines großen Konzils der ganzen Kirche durch direkte göttliche Eingebung gekommen.

Ihm ist die Idee gewiß aus dem „Himmelsblau" gekommen, denn die buddhistischen Konzile, die einzigen allgemeinen religiösen Versammlungen, welche bisher der Welt bekannt gewesen waren, ereigneten sich zu weit außerhalb des Bereiches seines tatsächlichen Wissens, um als Beispiel zu gelten, und so begann er seinen Entwurf mit dem ganzen Eifer eines erleuchteten Genies auszuarbeiten. Er wollte alle diese streitenden Parteien zusammenrufen, so daß sie ihre eigene Erlösung



auswirken konnten — und sollten! Er selbst würde in königlicher Weise ihre Reisespesen bezahlen, würde als Gastherr fungieren, den Vorsitz in den Versammlungen übernehmen, und während er vollkommen freie Aussprache erlaubte, würde er sie durch die Majestät seiner Macht trefflich in Grenzen halten.

Höfliche Briefe wurden an die Bischöfe aller Kirchen gesandt. Die zweite Hauptstadt von Bithynien, Nizäa, die „Stadt des Sieges", wurde als Ort bezeichnet, da sie allen zugänglich war, weit entfernt jedoch von dem Zentrum des Streites. Das Jahr 325 wurde festgelegt, da es gleichzeitig das zwanzigste Jahr seiner Regierung feiern konnte. „Sie kamen," sagt Eusebius, „so schnell wie sie laufen konnten, fast wahnsinnig vor Aufregung und Enthusiasmus" — eine ungeheure Horde, denn jeder Bischof war zu zwei Kirchenältesten und drei Sklaven als Gefolge berechtigt. In der Kirche ist die tatsächliche Zahl von anerkannten Delegierten, dreihundertundachtzehn, eine Sitte und Legende geworden. Wichtiger und bedeutsamer aber als bloße Zahlen war die Verschiedenheit von Charakter und Typus.

Anwesend waren Gebildete und Ungebildete, Höflinge und Bauern, greise Bischöfe am Rande des Grabes und bartlose Diakonen, die eben ihr Amt angetreten hatten. Es war eine Versammlung, in welcher der Unterschied zwischen Alter und Jugend von hoher Bedeutung war. Die neue Generation konnte sich der Freude der christlichen Gemeinschaft über die in ihrer Jugend veröffentlichte Proklamation der Toleranz erinnern. Sie selbst hatten nichts erlitten; aber die Alten, der bei weitem größere Teil der Versammlung, hatten die letzten und schlimmsten Christenverfolgungen durchlebt und kamen nun von den Folterqualen, welche sie erlitten hatten, verstümmelt, gleich einem Regiment, das eine furchtbare Belagerung oder Schlacht durchgemacht hatte. Die meisten der älteren Mitglieder hatten ohne Zweifel einen Freund oder Bruder verloren. Viele trugen die besonders grausamen Zeichen der letzten Verfolgung an sich, den Verlust des rechten Auges oder die versengten Sehnen an den Beinen, welche das Entrinnen aus den Bergwerken verhindern sollte. Zu der da-



maligen Zeit und auch nachher ruhte ihre Macht in ihren Persönlichkeiten als eine Schar von Beichtvätern und Märtyrern, nicht aber in ihrer Macht als Mitglieder eines allgemeinen Konzils. In dieser Beziehung konnte kein anderes Konzil diesem gleichkommen, und während der ganzen Vorgänge der Versammlung wurde die Stimme eines alten Beichtvaters fast als ein Orakel aufgenommen."

Nichtsdestoweniger war es die Gruppe von vorzüglichen Theologen, welche die Debatte beherrschte und die letzte Entscheidung über die vorliegenden Fragen ausklügelte; und wenn wir einen Augenblick die meisterhaften Intellekte und die hochragenden Persönlichkeiten betrachten, welche ihre scharfen intellektuellen Schwerter kreuzten, werden wir uns weniger wundern über die Heftigkeit des Streites, sondern wir werden den Stempel klarer erkennen, den sie auf das ganze christliche Denken prägten.

Der Felsen, auf den die Wellen des Streites am unaufhörlichsten schlugen, war zweifellos der unbeugsame Arius selbst. Über das Getöse und Geschrei der streitenden Parteien erhob sich immerfort seine Stimme; seine dunklen Abstraktionen sang er nach irgend einer bekannten Tanzmelodie — eine Methode, um sie volkstümlich zu machen, welche der modernen Heilsarmee ein Vorbild sein könnte und welche damals die gesetzten Orthodoxen so empörte, daß sie, um sich zu schützen, die Hände über die Ohren hielten. Unterstützt durch die Gaben seiner Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit wurde Arius durch Eusebius von Nikomedien, welcher als Hauptverteidiger der großen Ketzerei bestimmt war, den Kaiser auf dem Totenbett in die Kirche aufzunehmen. Ein starrköpfiger Arianer war gleichfalls Theophilus, der fremde, blondhaarige Vertreter des weit entfernten Nordens. Durch ihn und seinen Jünger, Ulphilas, den „Moses der Goten", empfingen die germanischen Nationen ihre Darstellung der Heiligen Schrift, wurden die barbarischen Horden, die bald das römische Reich überlaufen sollten, halb zu Christen gemacht. Zur Gegenpartei gehörten solche wichtigen Männer wie der gelehrte Eustachius von Antiochien zusammen mit seinem Hilfsbischof Eusebius von Cäsarea, der



Vater der Kirchengeschichte; die Stellung des letzteren als Konstantins Kaplan, Beichtvater und Ausleger verschaffte ihm einen Einfluß im Konzil, der nur dem des „Magiers von Spanien", Hosius von Cordova, Konstantins speziellen spirituellen Führer im westlichen Reiche, gleichgestellt werden konnte. Später, in der dunkelsten und geheimnisvollsten Krisis im Leben Konstantins, war es wahrscheinlich Hosius, der der römischen Kirche das Geschenk der Lateranpaläste, als Grundlage ihrer weltlichen Macht, verschaffte. Zweifellos war er zu dieser Zeit viel wichtiger in den Augen der theologischen Welt, als der bejahrte Sylvester, Bischof von Rom, der, wegen seines hohen Alters und seiner Gebrechlichkeit am Erscheinen verhindert, durch zwei Kirchenälteste vertreten wurde; von diesen hören wir wenig während der Vorgänge des Konzils, ihre ohne Zaudern zu allen Beschlüssen gegebene Zustimmung wird durch ihre Unterschriften und folgende Erklärung bezeugt: „Wir haben für unseren Bischof, der Bischof von Rom ist, unterschrieben. So glaubt er, wie oben geschrieben wird." Der Papsttitel gehörte allein dem ehrwürdigen Bischof von Alexandrien, dem nominellen Haupt der wichtigsten und gelehrtesten Gruppe in der Versammlung. Leicht beherrschte aber die ganze Versammlung und riß auch schließlich das ganze Konzil durch seine glänzende Persönlichkeit, seine Gewandtheit und überwältigende Logik mit sich der jugendliche Ägypter, der Erzdiakon Athanasius. Gregorius beschreibt ihn als einen, der „den trägen unterdrückten Enthusiasmus erweckte; er war gleich behend, wo es galt, vorzubeugen oder zu heilen; einfach im Ziel, mannigfach in der Art seines Herrschens; weise in seiner Rede, noch weiser in seinen Absichten; er stand auf gleicher Stufe mit den gewöhnlichsten Menschen, erhob sich jedoch zu der Höhe der spekulativsten; in ihm waren die verschiedenartigen Fähigkeiten aller heidnischen Götter vereinigt". Sein nachfolgendes Leben, eng verknüpft wie es war mit der Weltgeschichte, von der Regierung Konstantins bis zu der Valentinians, eine tragische Reihenfolge von Verbannung und Erhöhung, von Prunk und Armut, von Palast und Einsiedelei, dieses Leben wird von Bischof Hooker in



folgenden schönen Worten beschrieben: „Der Strom des Bösen war so stark zu der Zeit, daß er alle Menschen mit sich riß. Bei Athanasius allein konnte man während jener langen Tragödie nichts bemerken als das, was einem weisen Manne zu tun und einem gerechten Manne zu leiden sich sehr wohl geziemte. Dies war der Zustand: Die ganze Welt gegen Athanasius, und Athanasius gegen die ganze Welt. Ein halbes Jahrhundert wurde in einem zweifelhaften Versuch zugebracht, welcher von diesen beiden am Ende den Sieg davontragen würde: der eine, welcher alles hatte, oder der andere, welcher keinen Freund außer Gott und dem Tod besaß; der eine der Verteidiger seiner Unschuld, der andere der Beender seiner Mühseligkeiten."

Ein erstaunlicher Gegensatz zu allen diesen gesitteten Logikern mußte das bunte Reih-und-Glied der Versammlung gewesen sein; Wüstenbewohner aus dem Innern Ägyptens, die ihre Namen sogar von den heidnischen Göttern der uralten Pharaonen genommen hatten; wilde Asketen aus dem entfernten Osten; blinde und lahme Beichtväter, die unter der Verfolgung gelitten hatten; Eremiten aus den Gebirgen, die gleich wilden Tieren von Wurzeln und Blättern lebten und gleich diesen in grobe Ziegenhaargewänder gekleidet kamen. Dort waren einfache, fromme Männer, deren Heiligkeit uns immer noch Ehrfurcht einflößt, wie z. B. Spyridian, der Hirte, jetzt der Schutzheilige von Korfu; der gute heilige Nikolaus, das Vorbild des Wohlwollens für Kinder, Matronen, für die Opfer von Dieben, ja sogar für die Diebe selbst!, die alle aufrichtig an ihrem Glauben festhielten, ohne bewußtes Wissen zu besitzen. Unfähig, an den scharfsinnigen Argumenten der Schulmänner teilzunehmen, dringt die Stimme des einen oder des anderen von diesen Einfachen gelegentlich durch den Irrgang von Dialektik mit dem klaren Ton der direkten Erfahrung. Wir können uns vorstellen, wie das Streiten über die schwierige Frage des Homoousion und Homoiousion bis zur Albernheit herabgesunken war, als ein alter Beichtvater, der seinen Eifer für den Glauben durch seine leere Augenhöhle und seine gelähmten Hände bezeugte, in die Mitte der Streitenden hum-



pelte und eine Rede hielt, die mit den Worten begann: „Christus und die Apostel ließen uns kein System der Logik, auch keinen eitlen Betrug, sondern eine nackte Wahrheit, die wir durch Glauben und gute Werke schützen sollen.“ Von einem der heidnischen Philosophen, der aus bloßer Liebe zum Debattieren an dem Streit teilgenommen hatte, haben wir ein Zeugnis für die zwingende Kraft dieser Äußerung. Als die Ermahnung ebenso plötzlich aufhörte, wie sie begann, wendete dieser Philosoph sich an die Zuhörer und sagte: „Hört, meine gelehrten Freunde, solange als es sich um Worte handelte, habe ich Worte mit Worten bekämpft, und alles, was gesprochen wurde, habe ich mit Redegewandtheit umgeworfen. Als aber anstatt Worte aus dem Munde des Redenden Kraft kam, konnten Worte dieser Kraft nicht länger widerstehen, der Mensch auch konnte nicht länger widerstehen. Wenn irgend einer fühlt, wie ich gefühlt habe, so möge er an Christus glauben und diesem alten Mann folgen, aus dessen Munde Gott gesprochen hat.“

In einem anderen Augenblicke wurde die streiterfüllte Luft für kurze Zeit geklärt, und dies war, als Konstantin kurz nach der formellen Eröffnung des Konzils aus den Falten seines kaiserlichen Gewandes die zahllosen Papyrusrollen hervorholte, welche Anklagen und Gegenklagen über persönliche und dogmatische Feindseligkeiten enthielten und veranlaßte, daß sie mit ungebrochenen Siegeln, ungelesen verbrannt werden sollten.

Trotz der Ermüdung und der Ungeduld des ernsten Teils der Ungebildeten und trotz des eifrigen Versuchs des Kaisers, selbst Einmütigkeit zu erzwingen, schleppten sich die Erörterungen bis ins Endlose fort — Erörterungen, die so verwickelt, so genau waren, daß sie einer Übersetzung aus dem ursprünglichen Griechischen in irgend eine Sprache, der die feinsten philosophischen Unterscheidungen mangeln, Trotz bieten.

Die Hauptstreitenden glaubten keineswegs, von der gegenteiligen Ansicht bekehrt werden zu können oder bekehrt worden zu sein; der schließliche Sieg über die Arianer und ihre Verdammung als Ketzer war weniger das Resultat einer Überzeugung, als von überwiegenden Zahlen. Daß sie gegen ihren Willen überzeugt, das heißt derselben Meinung geblieben waren,



wird durch die Beharrlichkeit bezeugt, mit welcher dieses Dogma während der folgenden dreihundert Jahre am Leben blieb. Es dauerte nicht lange und das Pendel der öffentlichen Meinung schwang mit solcher Geschwindigkeit zurück, daß sie alles vor sich hergetrieben hätte, wenn die Macht des Willens des Athanasius, der nur auf das eine Ziel gerichtet war, dies nicht gehindert hätte — und das noch dazu trotz der einmütigen erzwungenen Unterschriften, welche die orthodoxen Erlasse des Konzils trugen, trotz des durchgreifenden Bannfluches, welcher gegen sie als Ketzer geschleudert wurde, trotz der mit wenigen Worten vorgenommenen Verbrennung ihrer Bücher und der Todesstrafe, welche gegen alle verhängt wurde, die es wagten, sie zu lesen.

Tausendköpfig hob sich dieser Glaube immer und immer wieder zu neuem Leben, in Italien, in Afrika, unter den Goten und den Lombarden, in den Königreichen von Spanien und Südfrankreich, bis er durch das Schwert von Clovis eine vollständige blutige Ausrottung erlitt.

Zur ewigen Ehre des Konzils hat man die Ketzer selbst sehr sanft behandelt; einige Ausschließungen von kirchlichen Ehren, eine Abkürzung ihrer Rechte, einige kurze Verbannungen, das war das Schlimmste, was ihnen als Strafe auferlegt wurde. Diese Milde hebt sich stark hervor, wenn sie mit der Strenge der späteren Konzile verglichen wird. Für die freiheitliche, freundliche Gesinnung des Kaisers können wir dankbar sein, daß kein solch dunkler Fleck wie die barbarische Behandlung von Nestorius in Ephesus oder von Huß in Konstanz die Geschichte dieser ersten und größten der Kirchenversammlungen befleckt. Sein Rat, den er einem unnachgiebigen Fanatiker gab: „He! He! Acesius! Stelle Dir eine Leiter hin und klettere in den Himmel hinein, wenn Du willst," ist kennzeichnend genug für sein Verhalten gegen Intoleranz, selbst wenn die klaren, verständlichen Worte seiner Abschiedsrede fehlten: „Sie sollen ihre Parteikämpfe meiden; sie sollen keinen beneiden, der seiner Weisheit wegen berühmt ist, sondern das Verdienst eines jeden einzelnen als gemeinsames Gut betrachten. Gott allein könnte urteilen, wer größer sei. Die Vollkommenheit ist



selten, daher muß Nachsicht gegen die schwächeren Brüder ausgeübt, geringe Dinge vergeben, Rücksicht auf menschliche Schwächen genommen, Eintracht über alles geschätzt werden, weil Zwietracht allein die Feinde des Glaubens veranlaßt, gotteslästerlich zu sein. Auf alle Weise müssen die Ungläubigen gerettet werden; man muß dem Arzte ähnlich sein und das Heilmittel der Krankheit, die Lehre den Verschiedenheiten der Gemüter anpassen.“ In all den langen Jahrhunderten haben wir uns keinen milderen, gesünderen Menschenverstand angeeignet, als den, der sich in diesen Mahnungen zeigt. Als man den Kaiser mit dem Schwert wieder umgürtete, das er beim Betreten des Konzils abgenommen hatte, mahnte man ihn, „den Glauben öffentlich zu verteidigen“, und von herzerfülltem Dank bewegt, daß seine gehegten Wünsche in Erfüllung gegangen waren, lud er alle zu einem ernsten Freudenfest ein. Die Schwerter der kaiserlichen Garde, die so oft gegen sie gezückt worden waren, um sie zu martern oder hinzurichten, wurden jetzt ihnen zur Ehre gezogen. Der Kaiser selbst saß an einem Tisch in ihrer Mitte mit einigen Günstlingen; er ließ einen Bischof nach dem anderen zu sich herankommen und überhäufte jeden mit Gaben und freundlichen Worten. Kein Wunder, daß Eusebius die Szene beschreibt als „der Phantasie eines Traumes gleich, eher als der wachenden Wirklichkeit — ein Bild des Reiches Christi“.

Die feindliche, negative Arbeit der Synode, welche aus der Erledigung einiger geringerer Kirchenspaltungen hervorging, und die große Aufgabe, welche wir betrachteten, haben alles außer einem entfernten historischen Interesse verloren, nicht aber die positive Arbeit.

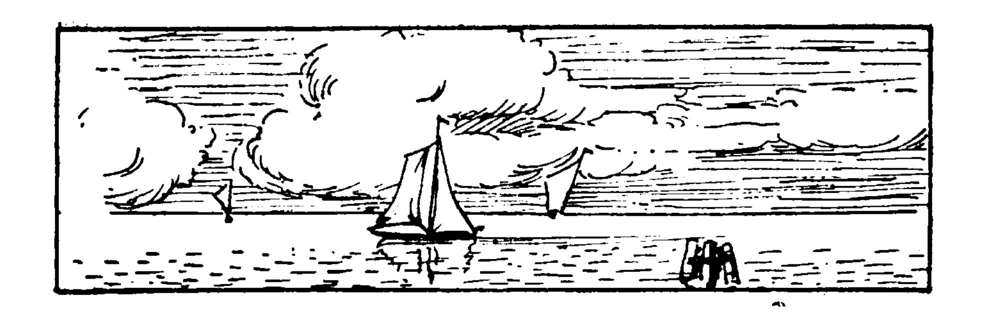
Als Hosius der Versammlung ihr Glaubensbekenntnis vorlegte, ein Glaubensbekenntnis, das, dem Hauptinhalt nach, direkt von den Ebenen Sharons durch Eusebius gebracht worden war, legte er es eigentlich der ganzen modernen Christenheit unverändert vor. Die Arbeit des Chronologen Eusebius, die darin bestand, daß er den Kreislauf des Mondjahres in Übereinstimmung mit dem Passah- oder Osterfest brachte, samt Alexandriens Beitrag von ägyptischen astronomischen Lehren,



die es ermöglichten, daß die Zeit der nachfolgenden Ostertage genau ausgerechnet werden konnte, dieses ist unser unveräußerlicher Besitz. Die vierzig Bände von apokryphischen Schriften sind in das Arabische übersetzt worden und gelten in der östlichen Kirche als ebenso bindend, wie kaiserliche Gesetze, während die authentischen, nur zwanzig an der Zahl, sich unerwartet in Sitte und Gebrauch sowohl im Osten, als auch im Westen zeigen. Zwei weniger wichtige Punkte haben für uns wegen späterer Ereignisse eine besondere Bedeutung. Der eine ist eine einfache Klausel im Kanon, welcher dem Papst von Alexandrien gewisse uralte Rechte über die Bischöfe in seiner Provinz bestätigte. Er lautet: „Wie im gleichen Falle des Bischofs von Rom." Mit dieser geringen Grundlage machte der Bischofssitz von Rom in Chalcedon Anspruch auf Vorrang über das Bistum von Konstantinopel! Der andere Punkt, der nicht einmal in einem Kanon aufgenommen wurde, ist Paphnutius scharfe Verteidigung einer verheirateten Geistlichkeit gegenüber dem Zölibat, welches Hosius befürwortete, ein Streit, der den äußeren Unterschied zwischen den zwei Hauptzweigen der Kirche voraussagte. Solche kleinen Streitigkeiten erweiterten sich später zu Abgründen, Maulwurfhügel von Eifersucht wandelten sich in Berge von Neid. Für den Augenblick aber können wir die damaligen Christen verlassen, glücklich in dem Wahn, daß die letzte Stufe in der Geschichte der Kirche erreicht war, glücklich in dem Glauben, den sie mit Athanasius teilten: „Das Wort des Herrn, wie es im Konzil zu Nizäa gegeben wurde, bleibt ewiglich." In Gedanken können wir Anteil an dem Seufzer der Erleichterung nehmen, mit welchem die Einwohner der kleinen Stadt Bithyniens den Abzug der feurigen Prälaten beobachteten, die ihren Weg die steilen, waldigen Abhänge der umgebenden Berge hinaufnahmen oder sich auf dem askanischen See einschifften; wir können uns auch über die Stille freuen, welche sich eine kurze Spanne Zeit tatsächlich herabsenkte, nicht nur auf Nizäa selbst, sondern auf die ganze christliche Welt.







Briefe an Freunde.

V.

Lieber Freund!

Weshalb bist Du so beunruhigt und niedergedrückt? Etwa deshalb, weil Du nicht so schreiben kannst, wie Du es wünschest? Was würdest Du wohl antworten, wenn ich Dir sagen würde, daß das Eitelkeit ist? Daß der größere Teil dieser feinen, tragischen Selbstanklagen nichts weiter ist, als die hysterischen Launen Deiner verschrobenen Gemütserregungen, die Du in Dir großgezogen hast und deren geschätzte Eitelkeit sich nun die Finger verbrannt hat? Ich wollte, ich wäre bei Dir, um Dich ordentlich durchzurütteln, und danach Deine Eitelkeit in Wahrheit zu verletzen, indem ich sie Dir zeigte. Wir wollen uns einmal die Unterhaltung vorstellen:

Ich (nachdem ich Dich geschüttelt): Nun?

Du: Ich kann nicht schreiben.

Ich: Nun?

Du: Ich muß schreiben.

Ich: Dann schreibe.

Du: Ich kann nicht.

Ich: Wenn Du mußt, dann kannst Du, das weißt Du, so gut wie ich.

Du: Ich kann nicht. Stundenlang sitze ich vor weißem Papier. Ich schreibe immer nur Anfänge. Mein Fußboden ist überstreut, bedeckt mit angefangenen Briefbogen, von denen jede Fortsetzung fehlt und . . . .

Ich: Weshalb fehlt die Fortsetzung?



Du: Weil jeder Anfang Unsinn ist. Nimm nach Belieben zwei davon und ich wette, Du wirst sagen, der eine ist schlechter als der andere. Wenn ich gerade einschlafen will, erheben sie sich vom Fußboden — stellen sich in Reih und Glied auf, die zerrissenen und zerstreuten Bruchstücke. Aus dem Papierkorb, unter dem Tisch hervor und aus allen vier Himmelsrichtungen kommen sie zusammen und die Sätze tanzen vor meinen Augen wie im Fieberwahnsinn; sie führen einen Veitstanz auf von bedeutungslosem Gedanken-Wirrwarr. Ausgehend von einem Gesichtspunkt schwingen sie bald heftig nach einem anderen, oder sie stehen still und werden, wenn sie gerade mitten im Fluß sind, ziellos, schwankend, im augenscheinlichen Vergessen ihres anfänglichen Zweckes und offenkundigen Erstaunens über das Entdecken der eigenen Lage. Ich habe keine Gedanken, keinen Willen, nichts als —

Ich: Nichts als eine Vorstellung. Weshalb sind keine Fortsetzungen da?

Du: Kein Mensch kann einem solchen Anfang eine Fortsetzung hinzufügen.

Ich: Das ist nicht wahr.

Du: Er kann es nicht, wenn er seine Selbstachtung bewahren will.

Ich: Endlich kommt die Wahrheit zum Vorschein. Du meinst, daß der Gedanke an Dich selbst, als den Schreiber, den Gedanken an Deinen Zweck beim Schreiben überträfe. Du fingst schlecht an und warst unwillig fortzufahren. Deine Eitelkeit lähmte Deinen Willen.

Lieber Freund, ich weiß, was Du sagen willst; und es ist wahr. Du wirst mir erzählen, daß Du dieses Schreiben angesehen hast, nicht als für Dich selbst bestimmt, sondern für jemanden, dem Du das Beste, was in Dir ist, schuldig bist — daß Du fühltest, nichts als Dein Bestes könne würdig sein, in den Dienst des Meisters gestellt zu werden — und daß Du gewußt hast, dies sei nicht Dein Bestes, so daß Du stets wieder von neuem versuchtest, es besser zu tun. Dies ist keine Eitelkeit, sondern es ist ein Gefühl, welches jeder kennen muß, der liebt. Und dennoch, so wie es sich in Dir



zeigte, war es ein Hindernis, eine Sünde, wenn auch die Eitelkeit, die damit vermengt war, abgelegt ist, und die Sünde war die Sünde des Nicht-Hinnehmens.

Stelle Dir vor, daß Du, anstatt jeden Briefbogen, so wie er geschrieben war, wieder zu zerreißen — anstatt wegen der Mutlosigkeit Deines Gemütes und wegen Deiner Mißstimmung zu grollen — daß Du dies alles ganz einfach und demütig hingenommen und in Deinem Herzen dem Meister dargebracht hättest, in dessen Dienst Du zu schreiben suchtest. Hättest Du ihm nicht vertrauen können, daß er Dein schwaches Werk zum Guten leiten würde? Was würde das Resultat gewesen sein? Deine eigene Erfahrung hat es Dir häufig bewiesen. Du würdest zu dem zweiten und dritten Briefbogen übergegangen sein, und viele Blätter wären beschrieben, während nun überhaupt nichts getan ist. Selbst, wenn die Arbeit ungenügend war, wäre es doch besser als garnichts. Aber Du hättest es nicht ungenügend getan. Du weißt, daß Du mit jeder Seite, die Du schriebst, besser geschrieben hättest. — Deine Stimmung würde sich unter dem beständigen Druck Deines Willens umgewandelt haben. — Die Strömung Deiner Gedanken würde in dem neuen Kanal, den Du geschaffen hättest, an Kraft nnd Ausdehnung zugenommen haben. Und wenn Du zum Schlusse gekommen wärst, dann hättest Du die Kraft gefunden, zu beginnen. Das, was schlecht getan war, hättest Du dann leicht und schnell von neuem schreiben können.

Jedoch so erlaubtest Du Dir zu wüten und zu zürnen, und Dein Gemüt so lange zu geißeln, bis es alle Kraft verlor, um zu verstehen, was von ihm verlangt wurde. Ich habe brutale Treiber gesehen, die so zornig wurden über ihre Pferde, sie mit der Peitsche schlugen und stießen, bis die armen Tiere keuchten und schnaubten und dann ziel- und nutzlos ausschlugen. Es ist Dir gesagt worden, Dein Gemüt wie ein Kind zu behandeln — es freundlich und sicher dahin zu leiten, wo Du es haben willst. Und hier hast Du es mißhandelt, wie Du kein Tier mißhandeln würdest.

Wenn Dir dies noch kein Anlaß sein sollte, Dir wirklich



selbst Vorwürfe zu machen — wenn Du noch immer hartnäckig versuchst, Deine wahren Fehler mit Selbstbedauern und Selbst-Mißhandlung wegen eingebildeten Bösen zuzudecken — dann habe ich noch ein anderes Heilmittel für Dich. Nimm die ersten Schriften, die Du veröffentlicht hast und lies sie mir laut vor, indem Du Dir vorstellst, daß ich bei Dir bin. Und wenn Du zu jenen Stellen kommst, an denen Du am meisten gearbeitet hast — und die schließlich in die feine poetische Darstellung und abgewägte Form gebracht waren, die Dir damals viel Freude bereitete — dann stelle Dir vor, wie meine Augen auf Dir ruhen, und hoffentlich wirst Du erröten. Ich weiß, Du wirst erröten, denn seit jenen Tagen bist Du gewachsen und ein Rückblick wird Dir nun lehren, was ich Dir damals nie hätte klar machen können, nämlich, daß das, was in Deiner Arbeit von Wert war, nicht die Form gewesen ist, sondern der Geist und der Inhalt. Ist dies jetzt weniger wahr, wie früher? Suchst Du noch immer Meisterstücke hervorzubringen? Oder ist es Dein Wunsch, das Licht scheinen zu lassen, das in Dein Herz gegossen war: Die Botschaft, die Dir wurde, zu verkünden? O Eitelkeit, Eitelkeit, wie schlau wechselst Du Dein Gesicht und schleichst Dich bei uns ein, in dem Gewand unserer besten und treuesten Freunde. Denn hat der Arbeiter einen besseren Freund, als den Willen, seine Arbeit so vollkommen auszuführen als er kann?

Aber glaube nicht, daß für mich nun Deine allzugroße Genauigkeit erledigt ist. Wenn die Tortur dieses Vorlesens vorbei ist, hoffe ich, wirst Du mich zu einem Spaziergang auffordern, vielmehr zu einer Bergtour. Wir verlassen Deinen Garten mit seinen schattigen Bäumen und blumigen Wegen und steigen den Hügel hinunter durch die Weingärten, den Pfad hinter dem Hause entlang. Es ist ein Abstieg zu dem Dorfe im Tale, und wenn Du zurückblickst, so scheint Deine Hügelspitze ein Berg zu sein. Aber wir halten hier nicht an, wozu wären denn sonst auch Deine derben nägelbeschlagenen Schuhe? Für die Berge sind sie gemacht, und zu den Höhen fühlen wir uns hingezogen. Zu den echten Bergen,



die sich unweit des Dorfes erheben, die den Nordwind abhalten und Deine Rosen selbst im März blühen lassen. Wenn wir den ersten und niedrigsten Gebirgskamm erreicht haben, werde ich Dich bitten, anzuhalten und dahin zurückzublicken, von wo wir kamen. Du kennst den Ausblick gut; und auch ich bin oft mit Dir dagewesen, um von neuem die Schneeluft einzuatmen und das ermüdete kurzsichtige Auge auf dem weiten Horizont ausruhen zu lassen.

Schau nieder auf Deine Hügelspitze, sieh wie sie untergetaucht ist in die Ebene. Die steilstufigen Weingärten sind ganz flach. Deine großen schattigen Bäume sind nur Flecken von dunklerem Grün. Aber alles das, so wie es jetzt weit unter uns im Sonnenschein liegt, ist schön, mit den Schatten der Wolken, wie sie schweigend und liebkosend darüber hin schweben. Alles ist schön. Und von diesen Höhen, — den niedrigsten Bergesspitzen — ist alles heilig.

Lieber Freund, wenn Du und ich das Gefilde, in denen wir unser Leben zubringen, betrachten — unsere Bergspitzen und Niederungen — was denkst Du, in welchem Lichte der Meister dies alles sieht? Meinst Du, daß ihm die Berge lieber sind als die Täler? Oder daß er die Weingärten mehr liebt als die Kornfelder? Denn jedes bringt seine eigenen Früchte hervor; und diese kahlen Felsplatten, wo nicht einmal ein Farnkraut sich emporringt, erzeugen die strahlende Hitze und schützende Wand, daß Deine Rosen sich entfalten können. Liegt nicht das Geheimnis all dieser Landwirtschaft, all dieser mannigfachen Nutzbarkeit und Schönheit im Hinnehmen? Und wenn wir auf diese Weise in physischen Dingen klug sind, sollen wir dann in den Dingen des Geistes weniger klug sein? Führte uns nicht der Weg zu diesen Höhen zuerst in die Wiesen? Und wenn wir die noch höheren Schneefelsen ersteigen wollen, müssen wir dann nicht von der Kuppe, wo wir jetzt stehen, wieder herabsteigen? Pfui, über Dich, Bergsteiger und Gärtner, daß Du die Lehren so schlecht erfaßt hast, die Dein Beruf Dir gab.

Ich bin neugierig, wann endlich wir die Lehre, die jede Arbeit und die ganze Natur uns lehrt, wirklich erfassen



werden; daß Demut eine Kraft ist, daß die großen Dinge mit Hilfe der kleinen getan werden; und daß Hinnahme den Stützpunkt bildet, den Archimedes suchte, — (und den er vergeblich suchte, weil er außerhalb seiner selbst suchte), — um von da aus die Welt aus den Angeln zu heben, vermittelst dessen aber Glaube und Liebe die Welt tatsächlich bewegen. Blick nochmals herab auf unser Tal und zwar nicht so, wie Du es jetzt von dieser Höhe aus siehst, sondern so, wie es Dir in Erinnerung ist, wenn Du direkt davor stehst. Nirgends ist ein unbenütztes Stück Land. Nichts ist vernachlässigt und verwildert in dieser großen Fläche. Und der Grund hierfür ist, wie Du mir selbst oft gesagt hast; es ist ein Tal voll kleiner ärmlicher Bauernhöfe. Jedes kleine Stückchen Erde bedeutet Leben, Liebe und Heimat. Es ist des Bauern Welt; und so arbeitet er darin, einfach und bescheiden, bis alles fruchtbar — alles schön ist. Was glaubst Du, wie es aussehen würde, wenn es in den Händen von einem Eurer westlichen Spekulanten wäre, mit westlichen Begriffen von der „Ausnutzung des Besitzes", der von einer Weltstadt träumt und prunkvolle Wohnhäuser errichtet, die durch unkrautbewachsene, verkäufliche Baustellen von einander getrennt sind? „Suchst Du große Dinge für Dich selbst? Suche sie nicht."

Hast Du einen der Verse aus Stephan Cranes „Schwarze Reiter" noch in Erinnerung? Ich habe das Buch nicht zur Hand und kann deshalb nicht wörtlich zitieren. Aber es wird da erzählt von einem, dem er auf seinem Lebenspfade begegnet, der ihn mit freundlichen Augen anblickte und ihn bat, ihm seine Waren zu zeigen. Er brachte eine nach der anderen hervor. Der Fremde legte eins nach dem anderen beiseite und sagte jedesmal: „Es ist eine Sünde." Endlich schrie der andere auf: „Ich habe nichts anderes." Da wurden des Fremden Augen noch freundlicher. „Arme Seele", sagte er.

Stelle Dir vor, daß wir beide dieses auch von uns erkennen würden. Daß es nichts in uns gibt, am wenigsten das, worauf wir am meisten stolz sind, welches, von jenen Höhen des Lebens aus gesehen, die wir zu erklimmen streben,



nicht eine Sünde wäre. Was würdest Du tun? Was könnten wir tun? Auflehnung, Kummer, Selbstanklagen würden von keinem Nutzen sein. Wir sind nichts anderes als wir sind und haben nichts anderes als wir haben — und dies ist eine Sünde. Ich weiß was Du tun würdest. Du würdest auf die Knie fallen und Dein Antlitz vor dem Meister verbergen. Du würdest Deine Sünden, eine nach der anderen, zu seinen Füßen legen. Und vor ihm niederknieend, das Gesicht in den Händen vergraben, würdest Du den letzten Rest Deiner selbst schluchzend von Dir geben, bis Du von allem, allem leer bist. Dann in diesem Abgrund des Nichts, in diesem öden Schweigen, welches Dein Herz und Dein Selbst gewesen war, wirst Du seine Hand auf Deinem Haupte, sein Herz in Deinem Herzen fühlen .... Aber, das seltsamste von allem, wenn er Dir gebietet, Dich zu erheben, dann wirst Du die Sünden, die Du ihm zu Füßen gelegt hattest, eine nach der anderen aus seinen Händen zurückerhalten — nicht länger Sünden, sondern nützliche Kräfte; als seine Gaben für Dich, mit denen Du ihm dienen sollst. Oder als die mit Steinen bedeckte und mit Dornen und Disteln überwucherte Erde, die Du bearbeiten und fruchtbar machen sollst, auf der Du fortan Dein Leben leben sollst als sein Haushalter!

In jeder Sünde liegt Leben und Kraft. Wir, die wir so lang unter der Herrschaft der Sünde gelitten haben, wissen dies wohl. Und alles Leben und alle Kraft entstammen in ihrer Essenz dem Göttlichen. Der Vater schenkt es uns von seinem eigenen Leben. Nur wir selbst sind es, die ihm ein doppeltes Dasein verleihen, und der Sünde, wie dem Bösen geben wir das Gepräge der getrennten Existenz. Der Mensch selbst schafft die Sünde und das Böse, indem er in seinem Denken und Tun die Gaben des Lebens und der Kraft von ihrer Quelle abschneidet. Wenn wir diese wieder dahin zurückführen, von wo sie kamen, wenn wir sie dem Meister zurückgeben, der sie uns zuerst gab, dann werden sie wieder völlig gut.

Nimm welche Sünde Du willst, klein oder groß, schaue ihr tief in das Herz und erfasse ihren Kern und die Kraft, durch die sie lebt. Dann wende diese Kraft auf den Meister



zu und Du wirst erkennen, daß es nur ein Teil Deiner Liebe für ihn ist. Daß es nur ein Werkzeug ist, um seinen Willen zu tun. Denk an jene Eitelkeit, welche Deine Anstrengung lähmte, als Du zu schreiben versuchtest. Wenn auf Dich selbst bezogen und durch den Gedanken an Dich selbst gefärbt, war es Eitelkeit und Sünde. Wenn aber auf den Meister bezogen, ist es nur ein Teil Deiner Liebe für ihn; und zwar ein Teil, der Dir keine Mühe zu groß erscheinen läßt, wenn es gilt, ihm so vollkommen als nur möglich zu dienen. Denk an die Fähigkeit, sich vollkommen in die Arbeit zu vertiefen, die der Anlaß ist zu Deiner täglichen Sünde gegen die Pflicht der inneren Sammlung und innerer Abkehr von allen äußeren Dingen. Richte diese Kraft der Vertiefung dem Meister zu und sie wird es Dir ermöglichen, stets an seiner Seite zu sein. Dann wird die Kraft der Beschaulichkeit, welche die großen Mystiker besaßen, Dein eigen sein. Sünde ist stets Entehrung; und es ist Sünde, weil das, was entehrt wird, das Heilige ist.

Könnten wir lernen, in dieser Weise in das Herz der Dinge zu sehen und die Sünde in unseren Tugenden zu erkennen und ebenso die Tugend in unseren Sünden; könnten wir erkennen, daß alle Dinge in uns und in der Natur in sich selbst nichts sind, sondern daß sie ihr Leben aus der einen großen Quelle des Lebens entnehmen, so würden wir sowohl das Hinnehmen als auch die Demut erlernen. Und durch diese würde unser Leben umgewandelt werden. Gegenwärtig fühlen wir Wirklichkeit und Schönheit und dienen dem Meister nur in sehr seltenen Augenblicken. Wir bieten ihm nur das an, was wir als die Höhen in unserem Leben betrachten, wo der Wein wächst, welcher unsere Selbstliebe berauscht. Die breiten Täler lassen wir überwuchern und unbeackert, obgleich sie die Äcker sein sollten, die uns das tägliche Brot liefern. Wenn wir aber im Herzen demütig wären, würden wir die Wahrheit erkennen. Jeder Augenblick unseres Lebens, jede Stimmung, jedes Gefühl, jeder Umstand, jede Pflicht, ja, jede Sünde trägt die Möglichkeit in sich, eine Gabe für ihn zu werden, die ihm deshalb nicht weniger



lieb ist, weil wir sie für unbedeutend halten. Was uns gehört in jedem Augenblick, ist in Wahrheit unser alles in diesem Augenblick. Weil es aber unser alles ist, so ist es auch alles, was wir zu geben haben. Wenn wir es hingeben, wird es dadurch schön werden. Und so wird alles lieblich, alles fruchtbar, alles verklärt und nützlich von Augenblick zu Augenblick.

Alles, was ich Dir hier zu sagen versucht habe, weißt Du ja selbst. Bringe es Dir in Herz und Erinnerung zurück; entfache es in Dir zum Leben, so daß es Dir Festigkeit und Gleichmäßigkeit des Wandels verleiht. Denk doch an jene Worte aus „Fragmente":

„Du mußt lernen, die Umstände Deines Lebens mit Geduld hinzunehmen. Es ist nicht Deine Sache zu versuchen, diese zu ändern, sondern sie ruhig hinzunehmen und aus ihnen alles Gute, das Dir möglich ist, für Dich und für andere herauszuziehen. Die Umstände selbst tun in Wirklichkeit nichts zur Sache, da wir in allen Umständen unsere Bestimmung erfüllen können.

Du mußt keine Mutlosigkeit Dich überkommen lassen; das tritt ein, wenn Du Erfolge gesucht hast, und Erfolge sind nicht Deine Sache.

Menschen sind wie die Umstände, Du kannst sie nicht ändern. Nimm sie hin. Nur durch das, was Du bist, kannst Du hoffen, andere zu beeinflussen. Nimm auch dies hin. In anderen Worten, lasse alle diese Dinge unbeachtet, da sie nur die zwei Faktoren betreffen, mit denen Du nichts zu tun hast, nämlich mit Umständen und Erfolgen. Dann arbeite unaufhörlich, mit endloser Liebe für alles Gute, das Du erkennen kannst ....

Und wenn ich sage »Nimm hin«, so meine ich kein passives Verhalten, sondern vielmehr was St. Paulus andeutete, wenn er sagte: »Laßt uns beiseite legen jede Last und dem Ziele zustreben.«"

Aufrichtig Dein

John Gerard.





Kriegsgedanken über Selbsterlebtes.

Von Julius Rud. Kaim.

Menschliche Unfreiheit, menschliche Kleinheit, menschlicher Egoismus: alles zeigt sich im Kriege. Ein Wort voll Zorn, ein Wort voll Tragik. Ein Wollen, weil wir wollen, weil wir müssen, und ein Tun zur Erhaltung des Wesens, zur Erhaltung des Geschaffenen. Nicht jeden Krieg charakterisieren diese Worte, aber den, welchen wir führen, welchen wir leben; den, zu dem man uns gezwungen hat. Untugend wird zur Tugend, scheinbare Begriffe hören auf, ihr Scheinleben zu führen, und der alte spinozistische Satz wird wieder zur Wahrheit: „Der Selbsterhaltungstrieb ist die erste und einzige Grundlage der Tugend."

Die Eindrücke, die auf dem Marsche durch Belgien auf mich einstimmten, werden mir unvergeßlich bleiben. Keine Phrase; denn ich meine nicht die äußerlichen Eindrücke, die auch der Photograph auf seiner Platte festhält, ich meine den Gedanken: „Ihr Törichten, was habt ihr getan, wer hat euch verblendet?" Die heruntergebrannten Dörfer, die verlassenen Häuser, das Vieh, das die Höfe brüllend verlassen hatte, alles zeigt nur eins: das Elend. Das war der erste Eindruck.

Doch bald kam der zweite dazu. Da brachte man einen Kameraden, blutig und ohne Bewußtsein. Bürger hatten ihn getötet. Ein tägliches Bild, dem häßlichere an die Seite zu stellen wären. Ein Morden, ein Vergiften; das alles zeigt nur eins: die Bestie Mensch.

Elend und Bestialität waren stets nahe Verwandte. Hier sind sie zu Geschwistern geworden. Das Elend aber hat viele Seiten. Auch für uns, für den Feind, ist es ein Gefühl des Jammers, durch diese verlassenen Dörfer zu gehen, diese alten Häuser uns vorzustellen, die heute in Schutt und Asche vor unsern Augen liegen. Etwas wie Mitleid steigt in uns auf. Aber dürfen wir viel Mitleid haben? Etwas müssen wir haben, nicht zuviel. Denn die beiden Geschwister sehen sich zu ähnlich, wir könnten sie zu leicht verwechseln. Aber nicht zu viel Mitleid.

Da plötzlich änderte sich eines Tages das schon gewohnte Bild. Keine abgebrannten Dörfer mehr. Keine Kameraden, die meuchlings ermordet wurden. Wir waren in Frankreich. Und mit diesen Leuten durfte man Mitleid haben, denn sie hatten selbst welches. Ein anderes Volk, nicht so verführt, nicht so angeführt, wie ihre Nachbarn. Aber sehen wir tiefer; versuchen wir uns klar zu werden, wo bei all' dem, was wir sahen, bei allem, was an verbrecherischem Tun von den zuerst genannten, und bei menschenfreundlichem Handeln bei den zweiten zwei Dinge blieben: Die Kultur und der religiöse Glaube.

Die Kultur. Man schimpft uns Barbaren; man hat uns auch im Frieden so benannt. Was die Perser den Griechen, das waren wir den Engländern: Barbaren. Ein verächtliches Wort, das herabwürdigen soll. Wo aber steckt dieser Barbarismus? Ungeschliffenheit des Betragens und des äußeren Anzuges haben uns einst den Namen eingebracht. Sehen wir uns die Belgier an, und sehen wir uns Albions Söhne an; nicht ihr äußeres Gebaren, sondern ihren Kulturwert, und wir werden auch sie Barbaren nennen. Schlimmer handeln sie; wo bleibt ihre „hohe Kultur"? Sie war nie da, also vergebliches Suchen. Zwei Begriffe verwechseln wir: die Zivilisation und die Kultur; die erste ist da, die zweite hat nur ein Scheinleben. —

Kirchen und Heiligenbilder; nirgends habe ich ihrer soviel gesehen wie in Belgien. Nicht in Frankreich und nicht in unsern westlichen und östlichen katholischen Gegenden. Also



eine gläubige Gegend. Wo bleibt bei ihnen der Glaube? Was wissen sie vom Geiste des Glaubens? Was wissen sie vom Inhalte der Bergpredigt? „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“ „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ Diese Leute sind keine Christen im Sinne des Jesus von Nazareth. Sie sind schlimmer, als die, welche sie in wahnwitziger Überhebung Heiden nennen. Es sind ihre Priester gewesen, die mit eigner Hand Verbrechen ausgeübt, oder durch aufrührerisches Reden andere und sich ins Unglück gestürzt haben. Ihr Glaube war ein leeres Phantom, und ihr Kleid schien ihnen Schutz zu sein für Verbrechen fanatischer Menschen, die, ihrer ehemaligen frommen Reden nicht gedenkend, sich berufen fühlten, ein Verbrechen ans andere zu reihen, Morde mit Waffe und Gift zu begehen, unter dem Vorwande das Vaterland zu befreien. Und, dessen bin ich sicher, etliche dieser Sauberen kamen sich wie Märtyrer vor, als eine Art Heiliger. Verführte Verführer, von denen man sagen kann: „Denn es werden viele kommen unter meinem Namen und werden sagen: Ich bin Christus, und werden viele verführen“ (Markus 13, 6).

Kultur und Gottesglaube wurden den Wünschen entsprechend zu Dingen verwandt, die in Friedenszeiten mit Zuchthaus bestraft werden. Patriotismus, Haß, Rassenhaß und ein falscher Glaube hetzte diese Leute von einer Schandtat zur anderen, zog Unschuldige mit in ihr Unglück, und ward zum Verderben des Landes.

Ich will die Worte eines französischen Pfarrers einer kleinen Stadt Südfrankreichs wiederholen: „Diese belgischen Priester sind Leute, die nicht wert sind die Kanzel zu besteigen; es sind Menschen, die nicht wert sind Christen zu heißen; es sind Menschen, die die Religion zu Schanden machen, und den wahren Glauben des Christentums und den freien Glauben des einzelnen mit Schmutz bewerfen. Aber ich hoffe, daß Sie (wir Deutschen) getäuscht worden sind durch Verkleidung und Aussehen.“ Mag dieser Wunsch des



Pfarrers sich verhalten wie er will, er zeigt doch den Einfluß des Kleides einerseits und die Frivolität der Leute andererseits aufs deutlichste.

Die gerechte Sache wird siegen, muß einmal siegen. Aber was ändert dieser Sieg in den beiden besprochenen Punkten? Die Kriegszeit ist eine rauhe Zeit, vielleicht auch eine rohe Zeit, aber es sollten rein bleiben die Werte der Zivilisation, die Werte der religiösen Moral. Mögen viele Gedanken verloren gehen, eins hätte unseren Feinden bleiben müssen: das, was man, anscheinend mit Unrecht, das „menschliche“ nannte.



Aphorismen.

Zur Tat berufen sind jene feurigen Naturen, bei denen Charakter und Bildung zusammenfallen und jede Erkenntnis als ein lebendiger Entschluß in der Seele glüht.

Heinrich v. Treitschke.

Der Dichter und der Fürst sind eins geworden; das Volk, dem meine Liebe gilt, ist jetzt die einzige Gottheit, der ich diene. Lebt wohl, ihr Verse, ihr Konzerte, ihr Freuden alle, Voltaire selbst, lebe wohl! Mein höchster Gott ist meine Pflicht. Friedrich der Große an Voltaire.







Was ist über den Haß zu sagen, den der Krieg hervorruft? Sollen wir die Polizei abschaffen, weil sie gegen Verbrecher Gewalt anwendet? Haßt ein Polizist die Menschen, die er festnimmt? Wäre es nicht besser für uns und auch für die Verbrecher, wenn die Polizei einen feurigen Haß gegen das Böse entfaltete? Von zwei Übeln – welches ist das Schlimmere: Daß ein Polizist das Böse duldet, oder daß er seinen Haß gegen das Böse teilweise zu einem Haß gegen die Übeltäter werden läßt? Du hast ein Heim. Ein Dieb betritt es. Ein Polizist geht vorbei. „Ach, der arme Dieb," sagt der Polizist, und er geht seines Weges und denkt an das harte Los der Diebe. Ist es eine Sünde, wenn du mit dem Polizisten unzufrieden bist? Wäre es für die Seele des Diebes nicht besser, wenn der Polizist ihn gepackt hätte, geschlagen hätte und ihm vielleicht „Verdammter Kerl" zugerufen hätte?

Nur Gott kann genug hassen und es ist nicht anzunehmen, daß er mit seinem Hasse zufrieden ist. Seit der Mensch die Sünde geschaffen, hat Gott sie gehaßt – ohne Unterlaß und mit unvorstellbarer Intensität. Niemand kann Sünde hassen, ohne das Gute zu lieben. Liebt der Fragesteller das Gute? Wir wollen weiter gehen: Liebt er den Menschen, der sein Wort hält, und sollte er darüber zugrunde gehen, – liebt er den Menschen, der edel, gütig, bescheiden ist? Wenn das aber der Fall ist, dann wird er den Menschen hassen, der verräterisch, unedel, gemein, niedrig ist. Er wird ihn hassen mit einer Gewalt, die im Verhältnis zu seiner Liebe zur Seele steht, – auch zu jenes Mannes Seele. Denn die Seele eines schlechten Menschen fleht zu Gott empor, er solle das Böse bestrafen, das jene Seele an ein Kreuz aus Eisen, an ein Bett höllischen Feuers fesselt.







Der Glaube des Tapferen. Von Heinrich Lhotzky. Preis geb. Mk. 2,–.

Lhotzky setzt sich in diesem Buche, das seinen vier im Felde befindlichen Söhnen gewidmet ist, mit dem großen Kriege auseinander. Alle Freunde seiner Werke werden auch dieses neue Buch froh begrüßen, durch das der Verfasser Kraft und innere Freudigkeit bei Kämpfenden und Daheimgebliebenen erwecken will. Dieser Krieg leitet eine neue große Zeit ein, darum ist er so besonders entsetzlich. „Zwei Dinge schaffen Neues auf Erden, das Wort und das Schwert. Beides sind durchdringende, ungeheure Kräfte. Der Krieg hat seine letzte Ursache darin, daß das Wort stumpf geworden war, darum muß das Schwert entscheiden. Wer nicht hören will oder kann, der bekommts zu fühlen. Die heutige Aufgabe stellt uns das Schwert. Darum wollen wir mit dem Schwert tapfer sein." Lhotzky behandelt dann Themata, wie „Wem gehört der Sieg?", „Wer ist tapfer?", „Das Schicksal des Einzelnen", „Der Einzelne und das Gemeinwesen". Der Grundgedanke kommt etwa in den Worten zum Ausdruck: „Der echte Glaube bewährt sich jetzt an der Tapferkeit, und das, was bloß im Wort und Gefühl war, wird verbrannt wie Spreu im Feuer der Trübsal. Glaube und Tapferkeit sind beide die Äußerungen ungeheurer, unerschöpflicher Kraft. Im Menschen lebt etwas, was unauslöschlich ist. Das kommt zum Durchbruch im Glaubensleben des Tapferen. Diese Kraftoffenbarung ist das wahrhaft Menschliche und Göttliche, ist der große Sieg, der die Welt und alles überwindet im Namen Gottes."

Kampf und Frieden. Von D. Gottfried Traub. Preis geb. Mk. 4,–.

In diesem Buche hat Traub seine regelmäßigen wöchentlichen Betrachtungen, die er in den Jahren 1912 und 1913 in der „Hilfe" erscheinen ließ, gesammelt. Das Jahr 1912 brachte seinen uns allen noch wohlbekannten Kampf um den Glaubenszwang und seine Dienstentlassung aus dem preußischen Kirchendienst. Das Jahr 1913 war das Erinnerungsjahr an das Jahr 1813. So erklärt sich der Titel und der Inhalt des Buches. Erst beim Erscheinen des Buches brach der große europäische Krieg aus, und der Titel gewinnt nun tiefere Bedeutung. Alle, die das innere Ringen eines Mannes um christliche Weltanschauung empfinden können, werden aus diesen kurzen



Betrachtungen Stunden des Trostes und der Erhebung schöpfen. Einige Überschriften: Weg zum Leben, – Meinen Jungen im Schoß, – Erfolg, – Geschick, – Siegen, – Die Freude ging vorbei, – Glauben, – Kampf, – Deutscher Trotz, – Gelassenheit usw.





Theosophische Gesellschaft Zweig Berlin. – Die Wintertätigkeit begann im Oktober und ist sehr rege gewesen; alle Versammlungen sind gut besucht worden. Paul Raatz hielt im Oktober einen Vortrag über „Gott im Menschen", Oskar Stoll am Bußtag über „Sieg und Tod" und Otto Ihrke im November über „Gehorsam". Alle drei waren so inhaltsvoll und zeitgemäß, daß der Wunsch ausgesprochen wurde, sie veröffentlichen zu lassen. Leider kann dies nicht sogleich geschehen; im April jedoch wird der Vortrag über „Sieg und Tod" im „Theosophischen Leben" erscheinen. Die Diskussionsabende über Lebensfragen waren besonders interessant. Vier kurze Referate wurden über jedes Thema gegeben, denen eine Diskussion folgte. „Was ist Patriotismus?", „Sollen wir zu Gott beten?", „Wenn dies der Fall ist, um was?", „Welchen Wert hat ein Ideal?" wurden bisher behandelt. Selbstverständlich führte jede Diskussion zu Gedanken über den Krieg, denn jeder hat den Drang, die theosophische Philosophie so viel wie möglich auf die jetzige große Zeit anzuwenden. – Den Lazaretten in Berlin wurde das Oktober-Heft vom „Theosophischen Leben" zugesandt; es eignete sich als Kriegsheft vortrefflich, da es vieles über das Thema enthielt, das unsere Herzen und Gedanken in Anspruch nimmt. Auch ins Feld wurden viele Exemplare auf Wunsch unserer dort dienenden Kameraden gesandt. Manchen interessanten Feldpostbrief haben wir von unseren kämpfenden Brüdern erhalten. Sie alle bezeugen die Ruhe, die Zuversicht und den Trost, den die theosophischen Ideen geben.

Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.


ओं
THEOSOPHISCHES
LEBEN
APR 16 1914
Jahrg. 17-18
(1914-16)
VERLAG VON PAUL RAATZ
BERLIN W. 30

„Theosophisches Leben“

Vierteljahrsschrift

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.

**Organ der Vereinigung deutscher Zweige
der Theosophischen Gesellschaft.**

Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 3,—, jährlich Mk. 6,—.
Probe-Nummer Mk. 1,—.

Herausgeber:
Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:

Deutschredende Zweige der „Theosophischen Gesellschaft".

(Zentral-Verwaltung New-York P. O. Box. 1584.

A) „Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft."

Geschäftsstelle: **Berlin SW., Wilhelm-Str. 120.**

„Theosophische Gesellschaft Zweig Berlin." Vorsitzender: Paul Raatz, Berlin SW., Wilhelm-Str. 120. Öffentliche Sitzungen jeden Mittwoch Abend 8 1/2 Uhr in den Gesellschaftsräumen Wilhelm-Str. 120 I.

„Theosophische Gesellschaft Zweig Neusalz." Vorsitzender: Conrad Frink, Neusalz a. d. Oder, Margarethen-Str. 2. Öffentliche Sitzungen jeden Dienstag Abend daselbst.

„Theosophische Gesellschaft Zweig Suhl." Vorsitzender: Wilh. Schilling, Suhl i. Thür., Juditstraße 69. Öffentliche Sitzungen jeden Dienstag Abend 8 3/4 Uhr in den Gesellschaftsräumen ebendaselbst.

„Theosophische Gesellschaft Zweig München." Vorsitzender: Max Kolb, München, Glückstr. 1. Öffentliche Sitzungen jeden Sonntag Abend 8 Uhr in den Gesellschaftsräumen Dachauerstr. 70/Hof.

„Theosophische Gesellschaft Zweig Flensburg." Vorsitzender: Eggert Buhmann, Flensburg, Angelburgerstr. 43. Öffentliche Sitzungen am 1. und 3. Sonnabend jeden Monats Abend 9 Uhr in den Gesellschaftsräumen, Angelburger-Str. 43 I.

„Theosophische Gesellschaft Zweig Aussig." Vorsitzender Hermann Zerndt, Schreckenstein a. d. Elbe (Böhmen). Öffentliche Sitzungen jeden Mittwoch Abend im Restaurant Hoyer, Große Wallstraße.

B) Andere Zweige der „Theosophischen Gesellschaft".

„Theosophische Gesellschaft Zweig Dresden." Vorsitzender: Adolf Zippel, Dresden-A., Strehlener Str. 8. Öffentliche Sitzungen an jedem Montag Abend 8 1/2 Uhr in den Gesellschaftsräumen Strehlener Str. 8 II.

„Theosophische Gesellschaft in Wien." Vorsitzender: Franz Lang, k. k. Rat, Wien III, Ungargasse 13. Öffentliche Sitzungen finden wöchentlich statt im Vereinslokal, Mariahilfer Str. 8.

„Die Theosophische Gesellschaft"

Hauptquartier: **New-York City,** Post Office Box 1584
(gegründet von H. P. Blavatsky in New-York im Jahre 1875).

Die „Theosophische Gesellschaft" behauptet nicht, imstande zu sein, ohne weiteres unter den Menschen eine „Universale Bruderschaft" einführen zu können, sondern sie strebt nur darnach, den Kern einer solchen zu schaffen. Viele Mitglieder glauben, daß die „spirituelle Identität aller Seelen mit der Weltseele", welche die Grundlage für eine wahre Bruderschaft bildet, der gemeinsame Hauptgedanke aller Religionen ist, und daß deshalb ein näheres Studium der Religionen und Philosophien aller Zeiten zur Verwirklichung einer universalen Bruderschaft nötig ist. Ferner glauben viele Mitglieder, daß ein Erforschen der höheren Kräfte in der Natur und im Menschen diesen Gedanken der Bruderschaft noch mehr zum Ausdruck zu bringen vermag. Die Organisation der Gesellschaft ist ganz unsektiererisch. Sie stellt kein Glaubensbekenntnis auf, kein Dogma und keine Autorität. Auch ist sie nicht verantwortlich zu machen für den Glauben ihrer Mitglieder, von denen ihrerseits verlangt wird, dem Glauben anderer dieselbe Toleranz zu gewähren, die sie für den ihrigen in Anspruch nehmen.

Auf der Konvention der „Theosophischen Gesellschaft" in Boston im April 1895 wurde folgende Proklamation angenommen:

„Die „Theosophische Gesellschaft" erklärt hiermit ihr brüderliches Wohlwollen und ihre freundschaftlichen Gefühle für alle theosophisch Strebenden und für alle Mitglieder aller Theosophischen Gesellschaften, wo immer sie auch wohnen mögen. Sie erklärt hiermit ihre herzliche Sympathie und Hilfsbereitschaft für alle Personen und alle Organisationen, in Bezug auf alle geistigen Bestrebungen, ausgenommen in Sachen der Verwaltung und Leitung der Organisation, und ladet sie zur Korrespondenz und Mitarbeit ein.

Allen Personen, gleichviel welchen Standes, Glaubensbekenntnisses oder welcher Rasse, die gegenseitig Frieden, Toleranz und Selbstlosigkeit pflegen und die nach solchem Wissen trachten, welches zur Erhebung und zum Fortschritt der menschlichen Rasse beiträgt, sendet die „Theosophische Gesellschaft" die freundlichsten Grüße und bietet ihre Dienste nach Kraft und Möglichkeit an. Sie reicht allen Religionen und religiösen Körperschaften, welche die Gewissensfreiheit des Individuums achten, und bestrebt sind, die Gedanken der Menschen zu läutern und ihren Lebenswandel zu bessern, die Hand und erklärt sich in Harmonie mit denselben. Allen philosophischen und wissenschaftlichen Gesellschaften, sowie individuellen Forschern nach Wahrheit, gleichviel auf welcher Ebene und mit welchen rechtlichen Mitteln dieselben auch arbeiten mögen, ist die Gesellschaft dankbar. Für die Entdeckung und Veröffentlichung aller Wahrheiten, die zur Erklärung und Betätigung einer wissenschaftlichen Grundlage der Ethik dienen, wird die Gesellschaft sich gleichfalls stets dankbar erzeigen.

Schließlich ladet die Gesellschaft alle diejenigen zur Mitgliedschaft und Mitwirkung ein, die ein höheres Leben erstreben und die den Pfad, der dazu führt, schon in diesem Leben finden und betreten wollen."

Die **„Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft"** ist ein Zusammenschluß der deutschen lokalen Zweige der „Theosophischen Gesellschaft". Sie hat den Zweck, durch diese Vereinigung die Ziele der internationalen „T. G.", Sitz New-York, in den deutsch redenden Ländern besser fördern zu können. (Siehe besondere Konstitution der Vereinigung.)

Gesuche um Aufnahme als Mitglied der „Theosophischen Gesellschaft" sind zu richten entweder direkt an das Hauptquartier, an die Vorsitzenden der Zweige oder an den Sekretär der „Vereinigung".

Paul Raatz, Sekretär der „Vereinigung deutscher Zweige der T. G."
Geschäftsstelle: **Berlin SW. 48, Wilhelm-Str. 120.**



Juli 1914
No. 2
Jahrgang XVII.
ओं
THEOSOPHISCHES
LEBEN
VERLAG VON PAUL RAATZ
BERLIN W. 30.